This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

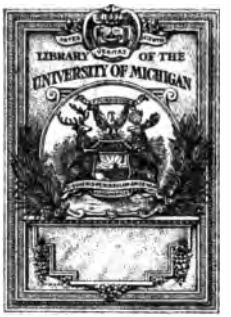
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 997,107

HEYSE

NOVELLEN



PRESENTED BY
THE
GERMAN
DEPARTMENT

Gesammelte Werke

von

Paul Heyse

Neue Serie

Vierundzwanzigster Band

(Gesammelte Werke Band XXXIV)

Novellen

XIX

Stuttgart und Berlin 1908

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Novellen

von

Paul Heyse

Neunzehnter Band

Menschen und Schicksale

Charakterbilder

Stuttgart und Berlin 1908
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt

	Seite
Das Karuſſell	7
Das Unglück, Verſtand zu haben	26
Lottchen Täppe	58
Verfehlter Beruf	74
Die gute Tochter	94
Ein Luftſchiffer	129
Mei Bübchè	160
Fromme Lüge	176
Florian	204
Iwan Kalugin	236
Ein Chriſtuskopf	268
Ein Menſchenfeind	293
Ein literariſcher Vehmrichter	326

251586

Das Karussell

(1905)

Vor fünfundzwanzig Jahren war ich einmal durch ein hartnäckiges neurasthenisches Leiden genöthigt, einen Winter in tiefster Stille und Zurückgezogenheit zuzubringen.

Der Arzt hatte mich nach Cannstatt geschickt zu einem Nervenspecialisten, der sein Heil an mir versuchen sollte. Es geschah mit wenig Erfolg, vielleicht auch darum, weil es mir in der kleinen Stadt, die im Winter so verödet war, wie irgend ein Badeort, an aller geselligen Zerstreuung fehlte, während mir jede geistige Arbeit streng untersagt war. Doch die Kunst, nichts zu denken, hatte ich nie geübt, und obwohl ich mich des Schreibens enthielt, trieb die Phantasie nach wie vor ihr Spiel, fieberhaft aufregend und unfruchtbar zugleich, da die Bilderflucht, die durch mein Hirn kreiste, sich nicht gestalten und ihren gesunden Weg nach außen suchen durfte.

Zu Anfang freilich hatte ich noch eine trauliche Gesellschaft.

In meinem großen, unheimlich leeren Hôtel, nach dessen schattigem Garten an Sommertagen die Stuttgarter zu jener Zeit fleißig hinausspazierten, während es im Winter nur zu Bällen und Hochzeiten benützt wurde, wohnte außer mir nur ein einziger Gast, den ich aber mit Freuden begrüßte: mein alter Freund Berthold Auerbach,

Er hatte sich bei einem Arzt, auf den er große Stücke hielt, in die Kur gegeben und war voller Hoffnung, da er nicht ahnte, daß es das letzte Jahr seines Lebens sein sollte. Doch lag, so sehr er sich bemühte, heiter und gescheit wie sonst zu erscheinen, eine gewisse Müdigkeit über ihm, die auf seinen lebhaften Geist drückte und ihn oft mitten im Gespräch mit einem Seufzer abbrechen ließ. Da ich ihn immer lieb gehabt und viele Zeichen herzlicher Gesinnung von ihm empfangen hatte, war der Ton dieses Beisammenseins kurz vor der letzten Trennung etwas gedämpft. Doch hatte ich noch gute Stunden mit ihm, wo wir als zwei vertraute, wenn auch im Alter ungleiche Kameraden von gemeinsamen Erinnerungen, von Menschen und Büchern plauderten, und wenn er sich angegriffen fühlte, spielten wir ein nicht sonderlich aufregendes Kartenspiel, Franzefuß oder Terteln genannt, wobei er sich kindlich freute, wenn er die Partie gewann.

Dann kam nach kurzer Zeit seine Tochter, ihn abzuholen und nach Cannes zu begleiten. Wir nahmen bewegt von einander Abschied. Ich wußte, daß ich den teuren Freund nicht wiedersehen würde.

* * *

Nun wieder auf mich allein angewiesen, mußte ich suchen, wenn ich mich müde gelesen hatte, auf eigene Hand mich zu zerstreuen und melancholische Grillen, die mir dann und wann zu schaffen machten, zu verscheuchen.

Dazu schien mir unter anderem das Volksfest geeignet, das auf dem sogenannten Cannstatter Wasen,

einer großen Wiese, die der Neckar durchströmt, alljährlich im Herbste gefeiert wird.

Es ging aber dabei nicht sonderlich lustig zu, und an drolligen Humoren, die einen hineingeschneiten einsamen Fremden aus seinem Trübsinn hätten herausreißen können, fehlte es durchaus. Trotz des jungen Mostes, dem in den Trinkbuden reichlich zugesprochen wurde, wollte sich unter den Landleuten und den vielen Stuttgartern, die herausgekommen waren, keine ungebundene Stimmung verbreiten, die wohl auch dem schwerblütigen schwäbischen Temperament nicht gemäß sein mag, und ich sehnte mich ordentlich nach einem das Gewühl durchdringenden Juhschrei, wie er auf bayerischen Volksfesten ähnlicher Art hin und wieder wie eine klingende Rakete über die dichtgedrängten Köpfe ins Blaue zu schießen pflegt.

So schlenderte ich ziemlich mißtröstlich zwischen den Schau- und Verkaufsbuden herum, in denen ebenfalls nichts meine Neugier regte, und nur hin und wieder begegnete mir ein schwäbischer Characterkopf oder ein rosiges Mädchengesicht, die meinen Blick fesselten. Der Himmel war von grauem Duft übersponnen, träge floß der Neckar dahin, voll herbstlich gelber Blätter, und schon dachte ich daran, den verfehlten Versuch, mich zu „amüsieren", aufzugeben und in mein stilles Zimmer zu meinen Büchern zurückzukehren, als ich zu einem Karussell gelangte, das am freien äußersten Ende des Festplatzes auf dem schmutziggelben zertretenen Grasboden errichtet war und eben einen neuen Rundlauf begonnen hatte.

Es war auf den ersten Blick nichts Besonderes daran zu sehen, ein plumper hölzerner Bau, mit einigen Fahnen decoriert. Unter seinem Dache aber regte sich eine

Luſtigkeit, wie ſie auf der ganzen übrigen Wieſe nicht zu entdecken war. Auch war der Leierkaſten, der die Fahrt begleitete, ausnahmsweiſe nicht ſo verſtimmt, wie die Trompeten und anderen Muſikinſtrumente, die das Publikum in die verſchiedenen Schaubuden locken ſollten, und ſeine Klänge ſchienen die buntgemiſchte Reiſegeſellſchaft auf den herumwirbelnden hohen Sitzen in die fröhlichſte Stimmung zu verſetzen.

Ich blieb ſtehen und ergötzte mich an dem munteren Bilde, in dem beſonders ein paar lachende und jauchzende Kinder bei jedem Vorüberfliegen mir wieder von neuem das Herz erfreuten.

Neben mir ſtand noch ein Anderer, der an dem Schauſpiel Gefallen zu finden ſchien, ein hagerer Mann in einem ſchwarzen, fadenſcheinigen Anzug, einen Cylinder etwas verwogen aufgeſetzt, unter dem ſich ein paar dünne ſchwarze Löckchen hervorſtahlen. Das ganz glattraſierte Geſicht war ſehr ausdrucksvoll, unter dichten buſchigen Brauen glänzten kleine, ſcharfe Augen, den Mund unter der derben Naſe umſpielten beſtändig zuckende Fältchen, manchmal ſarkaſtiſch, dann wieder gutmüthig lächelnd.

Ich entſann mich, dieſer auffallenden Figur ſchon einmal bei einem Spaziergang in der Stadt begegnet zu ſein, wo wir uns Beide forſchend anblickten. Er grüßte mich im Vorbeigehen mit einer leichten Geberde, und ich ſah, daß er den einen Fuß nachſchleppte. Wofür ich ihn halten ſollte, wußte ich nicht und ſchwankte zwiſchen einem Schullehrer, einem Apotheker und einem Schauſpieler. Er mochte ungefähr von meinem Alter ſein.

Seitdem war ich ihm nicht wieder begegnet und hatte nun Gelegenheit, meine phyſiognomiſchen Stu-

dien fortzusetzen. Doch schien er es zu merken und dadurch beunruhigt zu werden, so daß ich mich wieder dem Karussell zuwendete. Auch das hörte endlich auf. Die Schnelligkeit des Umschwungs wurde mäßiger, der Mann, der die Kurbel drehte, ließ den Arm sinken, und zugleich hielt die Frau am Leierkasten inne, und die Drehbühne stand still.

Als ich mich eben zum Fortgehen anschickte, hörte ich meinen Nachbar sagen:

Finden Sie nicht auch, daß so ein Karussell eine merkwürdige Ähnlichkeit hat mit dem menschlichen Leben, wie es die Meisten führen? Die werden vom Schicksal herumgetrieben, daß ihnen Hören und Sehen vergeht, glauben aber, sie bewegten sich selbst, und wären sehr erstaunt, wenn man es ihnen ausreden, ihnen vorstellen wollte, daß sie sich nur im Kreise drehen, während sie glauben, vorwärts zu kommen. Dabei sind sie in ihrem Gott vergnügt und haben eine große Meinung von sich. Haben Sie den Buben gesehen, der auf dem hölzernen Löwen saß, und das kleine Mädel auf ihrem Schwan, dahinter den Flachskopf auf dem Drachen? Lauter junge vielversprechende Helden. Spaßhaft war auch der Ernst, mit dem der junge Soldat auf seinem hohen Gaul saß und, wenn er mit dem Rapier im Vorbeisausen durch den eisernen Ring gestochen hatte, ein Gesicht machte, wie wenn er die Schlacht von Sadowa gewonnen hätte. Und dann das Liebespaar, das in der Gondel saß, er den Arm um ihren Nacken gelegt, Beide in einem Meer von Seligkeit schwimmend, während der Schneider oder Schuster hinter ihnen vor Neid verging. Das Rührendste aber war das Mütterchen in dem großen Stuhl, das sein Enkelkind auf dem Schooß hatte und so andächtig vor sich hinblickte, als sollte es

nun geradewegs in den Himmel hineinfliegen. Allen vergeht das klare Bewußtsein, wo und wer sie sind, bei dem schwindelnden Umschwung und der schrillen Musik, bis auf einmal — bums! da steht die Maschine still, und sie müssen aussteigen und haben von der ganzen Rundreise nichts gehabt als Ohrensausen und das Vorbeifliegen undeutlicher Bilder. Aber es ist doch eine ganz hübsche Einrichtung, das Karussell, das man Leben heißt, nur muß man sich nicht zu vornehm halten, mitzumachen und sich alle Gedanken, warum das so und nicht anders ist, vergehen lassen. Wir Anderen, die nicht herumsausen mögen und nur zuschauen, sind viel übler dran, wenn wir fragen, wozu der ganze Lärm, den man Weltgeschichte nennt, da der Mann, der die Kurbel dreht, und die Frau, die Musik dazu macht, sich nicht darauf einlassen, die Frage zu beantworten. Oder meinen Sie nicht auch?

Ich hatte ihm erstaunt zugehört, während wir uns langsam von dem Karussellplatz entfernten. Er brachte seine barocke dichterische Grübelei in einem ruhigen Tone vor, wie Jemand, dem dergleichen Nachdenklichkeiten etwas Gewohntes sind. Seine Stimme war schwach und etwas heiser und doch von einem zarten Wohllaut, daß ich ihn gern noch weiter phantasieren gehört hätte.

Ihr Gleichniß, lieber Herr, ist sehr sinnreich, sagte ich endlich. Doch trifft es in einem Hauptpunkt nicht zu. Das Publikum, das da oben herumkreiste, wurde in seinen Illusionen nicht gestört, bis die Maschine stillstand. Im wirklichen Leben aber geht's nicht so glatt und friedlich zu, da wird bald Der, bald Jener von einer rauhen Hand herausgerissen, der Knabe von seinem Löwenroß, der Liebhaber von der Seite seines

Schätzchens, der rauhe Krieger kommt unter die Hufe seines Gauls, und das Mütterchen fällt hin und bricht ein Bein, so daß es auf Krücken ins Himmelreich eingehen muß. Da klingt dann die Leierkastenmusik, die unaufhörlich fortspielt, wie ein schadenfroher Hohn auf alles Menschenweh, da die Anderen ihre Rundfahrt wohlbehalten und gedankenlos fortsetzen.

Ja, sagte er, Sie haben Recht, der Vergleich hinkt, wie der, der ihn gemacht hat. Im allgemeinen aber ist ein solches Volksfest sehr dazu angethan, allerlei philosophische Grillen zu fangen. Jedenfalls wird man hier von dem Hochmuth kuriert, als sei man etwas Besseres als die sogenannten Nebenmenschen, weil man vielleicht ein bischen klüger ist. Macht es mich glücklicher, wenn ich die Nüsse, die mir das Welträthsel zwischen die Zähne schiebt, aufzuknacken suche und doch nicht damit zu stande komme? Mir thun nur die Kinnladen weh. Diese guten Leute aber, die hier bei Wein und Küchle sich's mit Weib und Kind wohlsein lassen und alles Übrige ihrem Pfarrer anheimstellen, die sind die wahren Weisen und geborenen Agnostiker, während Unsereins erst zu dieser Weisheit letztem Schluß gelangt, wenn er sich Kopf und Zähne an den Weltproblemen zerbrochen hat. Man könnte die guten Bauersleute beneiden, die begierig in die Buden treten, wo das Schaf mit zwei Köpfen oder die Frau mit dem Vollbart gezeigt wird. Ihre Verwunderung fängt erst beim Unnatürlichen an, da es ihnen nicht einfällt, sich Gedanken darüber zu machen, wie unbegreiflich auch alles Natürliche ist, zum Beispiel wie in einem einfachen Schafskopf so etwas wie Gefühl und Instinkt sich regen kann, ja, wie überhaupt etwas entstehen konnte, was man die Welt nennt, und worin sie eben-

falls einen Platz finden sollten. Aber verzeihen Sie, ich langweile Sie mit diesen Gemeinplätzen.

Durchaus nicht, versetzte ich. Was Sie sagen, sind ja auch Gemeinplätze nur in dem Sinne, daß diese Fragen seit Jahrtausenden alle denkenden Köpfe beschäftigt haben. Hat doch auch schon ein griechischer Weiser gesagt, die Philosophie fange mit dem Verwundern an. So wäre nichts wunderbarer, als wenn sich hier auf dem Cannstatter Wasen lauter Philosophen herumtrieben.

Jawohl, sagte er mit einem feinen Lächeln, wenn ich nicht irre, war's Aristoteles, der dieses tiefsinnige Wort gesprochen hat. Doch will mir scheinen, als habe er's ganz kaltblütig gethan, ohne daß ihn eine Gänsehaut überlaufen hätte, wie jedesmal meine Wenigkeit, wenn ich mich in das Urproblem vertiefe und die Urverwunderung in mir aufsteigt.

Ich sah ihn fragend an. Wir wandelten langsam von Cannstatt weg gegen Stuttgart hin, durch die langen, schattigen Alleen, die zwischen der Hauptstadt und dem kleinen Cannstatt eine parkartige Verbindung herstellen.

Ich meine, fuhr er fort, daß überhaupt etwas vorhanden ist, worüber man sich verwundern kann, und ein Ingenium, das dies Geschäft besorgt, das hat dem großen Denker weder warm noch kalt gemacht. Wenigstens hab' ich in seiner Kategorientafel keine Spur davon entdeckt. Die Wirklichkeit, das Was, nahm er als eine unanfechtbare Voraussetzung hin, während gerade das mich manchmal fast zur Verzweiflung bringt, wenn ich mir so recht deutlich vorstelle, wie es wäre, wenn eben nichts vorhanden wäre oder ein ganz anderes Etwas, und wie es kommt, daß in der ungeheuren gött-

lichen Komödie auch ich Wurm mitspielen muß, mich bei schlechtem Wetter krümme oder, wenn ein bischen Sonne scheint, meine Glieder behaglich ausstrecke, im Wahn, das sei nun ein Glück. Ja, verehrter Herr, das ist um verrückt zu werden. Da sehnt man sich nach dem Karussell und dem Leierkasten, die einen in einen besinnungslosen Taumel wiegen und aller bodenlosen Grübelei entrücken.

Ein Seufzer hob seine Brust. Er blieb stehen und sagte aufathmend: Entschuldigen Sie, daß ich einen Augenblick rasten muß. Das Sprechen, während ich gehe, greift mich an. Was werden Sie von mir denken, daß ich, ein Ihnen ganz Unbekannter, Ihnen so viel von mir vorschwatze? Und vielleicht können Sie mir nicht einmal nachfühlen. Wer Familie hat und sonst eine Thätigkeit, die ihn erfreut und ganz in Anspruch nimmt, der kann es schwerlich verstehen, wie Jemand zu Muthe ist, der sich ganz einsam und zwecklos dem Universum gegenüber fühlt. Wenn ich manchmal in der Nacht aufwache und das Grauen empfinde, daß ich überhaupt da bin, ohne gefragt worden zu sein, und so auch wieder hinausspediert werde, wie ein Schauspieler, den der Director entläßt ohne Kündigung — es ist furchtbar! Auf dem Karussell befindet sich doch Keiner, der sich von der Rundfahrt nicht ein Vergnügen versprochen und deshalb seinen Groschen gern bezahlt hat. Auch darin hinkt der Vergleich. Aber daß wir mitthun müssen, wir mögen wollen oder nicht, das ist eine brutale Vergewaltigung, die uns schon allein an einem väterlichen Schöpfer irre machen könnte.

Sie irren, sagte ich, wenn Sie glauben, ähnliche Stimmungen und Betrachtungen seien mir immer fern geblieben. Zwar — was den Lebensüberdruß betrifft,

der Jeden von uns gelegentlich anwandelt, halte ich es mit Jenem, der erklärt hat:

Ich hinge wahrlich nicht so sehr
An diesem lumpigen Leben,
Wenn sonst nur irgend ein Mittel wär',
Um irgend was zu erleben.

Aber ich brauchte nicht erst als ein kranker Mann in die Cannstatter Einsiedelei geschickt zu werden, um die Gänsehaut kennen zu lernen, von der Sie sprachen, das räthselhafte Grauen vor dem Dasein überhaupt, dessen Sinn wir nie ergründen und über dessen Unheimlichkeit keine Gottes- und Weltweisheit uns beruhigen kann. Nur haben mich freilich Frau und Kinder davor bewahrt, dies Alles in solcher Schärfe zu empfinden, wie Sie. Warum haben Sie nicht dafür gesorgt, sich des gleichen Hausmittels bedienen zu können?

Dafür gesorgt! wiederholte er mit einem bitteren Ton. Als ob's meine Schuld gewesen wäre, daß ich den Anschluß versäumt habe! Freilich, wenn ich nicht Der gewesen wäre, der ich bin! Aber wer hat mich dazu gemacht? Warum hat mir die gütige Vorsehung nicht ein klein wenig Talent zum Heucheln mit auf den Weg gegeben? Ich säße jetzt im Schooß einer zahlreichen Familie auf irgend einer fetten Pfründe, und das Grauen vor dem Welträthsel träte vielleicht nie über meine Schwelle. Statt dessen treibe ich mich nun als ein hinkender armer Teufel so auf einsamen Nebenwegen in der Welt herum, und mein schwacher Magen hindert mich überdies, nach dem einzigen „Hausmittel" zu greifen, das Unsereinem erreichbar ist, dem alten Sorgenbrecher, der auf einen schlaflosen Kopf dieselbe wohlthätige Wirkung ausübt, wie die einlullende Kreis-

bewegung des Karussells. Sie haben mir's wohl schon angemerkt, verehrter Herr, ich bin ein verdorbener Theologe, im Stift erzogen, aus dem so viel schwäbische Kirchenlichter und unkirchliche Erleuchter der Welt hervorgegangen sind. Als ich eintrat, dachte ich, das Zeug zu haben zu einem großen Gottesgelahrten, mindestens aber zu einem trefflichen Diener am Wort. Es dauerte nicht lange, so erkannte ich, daß ich im Zorne Gottes die theologische Laufbahn erwählt hatte, und warf den Priesterrock, noch ehe ich ihn angezogen hatte, in die Nesseln.

Sie müßten die Zustände in den kleinen pfahlbürgerlichen Städtchen meines engeren Vaterländchens kennen, um eine Vorstellung davon zu haben, wie mein Entschluß, den Theologen an den Nagel zu hängen, auf meine Leute und die sämmtliche Freundschaft wirkte. Ich will Sie mit dem, was ich damals durchzumachen hatte, nicht behelligen. Genug, ich war auf einmal ein Ausgestoßener, von dem alle traulichen Bande des Blutes und der Liebe wie verbrannte Zwirnsfäden abfielen, und der keine andere Aussicht hatte, als in irgend einem möglichst versteckten Winkel, um seiner ehrbaren Familie keine Schande zu machen, wie der verlorene Sohn die Schweine zu hüten, oder allenfalls eine Heerde ungewaschener Schulbuben.

Ganz so schlimm erging es mir nun gottlob nicht. Und dazu half mir eine junge Schauspielerin, die ich in der ersten Zeit, wo ich vogelfrei in der Luft schwebte, bei ihrem Gastspiel in Stuttgart kennen lernte.

Ich werde Sie mit dieser übrigens für jeden Dritten sehr uninteressanten Liebesgeschichte nicht langweilen. Genug, hier that sich nicht nur für mein Herz, das durch die zerrissenen Bande schwer verletzt war, sondern auch für meine äußere Zukunft ein Weg zur Rettung auf.

Ich hatte von früh an Neigung zum Theater gehabt — Sie wissen: ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren — und glaubte auch, bei kleinen Aufführungen, noch vor der Stiftszeit, Talent bewiesen zu haben. Darin bestärkte mich meine Freundin. Sie gab mir in den Zwischenakten unserer Verliebtheit ganz ernsthaften Unterricht, und als ich ihr dann nach der norddeutschen Stadt gefolgt war, an deren Bühne sie ein festes Engagement bekommen hatte, wurde es ihr nicht schwer, mir ebenfalls dort eine Anfängerstelle zu verschaffen, so daß ich, obwohl meine Leute die Hand vollständig von mir abgezogen hatten, mich mit der Zeit nothdürftig durchschlagen konnte.

Für jugendliche Helden- und Liebhaberrollen hatte mich Mutter Natur nicht gerade ausgestattet. Ich hatte das bald eingesehen und warf mich auf das Characterfach, wo ich mit der Zeit eine gewisse Routine gewann und glücklicher war, als wenn ich mit dem zehnfachen Gehalt auf der Kanzel hätte Komödie spielen müssen. Und so war der verlorne Sohn denn doch leidlich wohlaufgehoben und brauchte sich nicht von Träbern zu nähren.

Mein Schutzengel aber, der mir dazu verholfen, ließ mich im Stich. Obwohl er nicht mehr ganz engelrein war, als ich ihn kennen lernte, dachte ich doch in allem Ernste an Heirath, da sich's ja nicht darum handelte, eine Frau Pfarrerin mir beizulegen. Aber meine Hoffnung, diese reizende Person für immer an mich zu ketten, ging nicht in Erfüllung, ein glänzenderer Bewerber entführte sie mir — sie ist nach wenigen Jahren elend zu Grunde gegangen.

* * *
*

Wir hatten uns inzwiſchen der Stadt genähert, da blieb er wieder ſtehen, ſein lahmer Fuß ſchien raſch zu ermüden.

Erlauben Sie, daß ich mich hier von Ihnen verabſchiede, ſagte er, indem er die Uhr zog. Es iſt ſchon ſechs. Ich muß hier einen Seitenweg einſchlagen, da ich irgendwo erwartet werde und Eile habe, noch zur rechten Zeit zu kommen. Es war mir eine große Ehre und Freude ...

Ich möchte mich doch nicht von Ihnen trennen, verſetzte ich, ohne Ihren Namen erfahren zu haben. Sie haben mir ſo viel Intereſſantes mitgetheilt und für Ihr Schickſal ſo viel Antheil in mir erweckt ...

O, verehrter Herr, mein Schickſal iſt ein ganz alltägliches und mein Name völlig unbekannt, nicht nur der wirkliche, der im Kirchenbuch eingetragen ſteht, ſondern auch der nom de guerre, unter dem ich an verſchiedenen Bühnen aufgetreten bin. Sie werden ihn ſchwerlich je gehört haben, denn ich habe es verſchmäht, was ich allenfalls auch gekonnt hätte, mich zum Virtuoſen auszubilden und mit nichtswürdigen Mätzchen den ſüßen Pöbel zu blenden. Mein Ehrgeiz war, immer vor allem dem Dichter zu ſeinem Recht zu verhelfen, nicht eigene Künſte zu ſuchen, ſondern ſeiner Kunſt zu dienen. Damit bringt man's heutzutage nicht weit, höchſtens dazu, das zu werden, was man beim Theater „eine große Utilität" nennt. Doch auch das iſt nun für mich vorbei. Als der Krieg gegen Frankreich ausbrach, war ich gerade ins Schwabenalter getreten und zum regelrechten Soldaten verdorben. Ich konnt's aber nicht über mich bringen, während ſich's um das deutſche Reich handelte, zu Hauſe zu bleiben und, ſtatt auf dem Welttheater, nur in einer Bretterwelt allerlei Schlachten

mitzumachen. So ging ich als Krankenträger mit nach Frankreich und that, so viel ich konnte, meine Schuldigkeit, bis mir ein Granatsplitter in den Fuß fuhr.

Vier Wochen lag ich im Lazaret. Als ich endlich losgesprochen wurde, war ich für alle anderen Rollen, als die des Mephisto und allenfalls Richard den Dritten, unbrauchbar. Auch meine Stimme hatte ich in nassen Bivouacs ruiniert. Und Sie begreifen, selbst wenn das nicht der Fall gewesen wäre, daß an keiner Bühne ein Schauspieler nur für diese beiden Rollen allein Engagement findet, er müßte denn gerade für diese einen Weltruf besitzen.

Wie ich's fertig gebracht habe, trotzdem nicht den Beruf eines landstreichenden lahmen Krüppels zu ergreifen und mich schlecht und recht durchzubetteln, ist gleichgültig. Verzeihen Sie, daß ich Sie so lange von meiner unbedeutenden Person unterhalten habe. Es giebt eben ein Wort das andere, und bei einem Menschen, der mit der Welt keinen legitimen Zusammenhang mehr hat und kaum zwanzig Worte am Tage zu sprechen pflegt, sprudelt dann alles heraus, wenn einmal die Schleuse gezogen ist. Ich wünsche Ihnen guten Erfolg für Ihre Kur und haben Sie Dank für diese angenehme Stunde!

Er zog den Hut, wartete nicht ab, daß ich ihm die Hand reichte, und hinkte mit großen Schritten auf einem Seitenwege davon.

* * *

Dieser merkwürdige Charakterkopf und Alles, was ich aus seinem Munde vernommen hatte, ging mir auf dem ganzen Heimwege in meine Cannstatter Einsiede-

lei beständig nach und beschäftigte mich auch noch am nächsten Tage, so daß ich noch einmal um dieselbe Stunde mich nach dem Volksfest aufmachte, in der Hoffnung, ihn dort wiederzufinden und die interessante Bekanntschaft fortzusetzen.

Es war aber umsonst. Meinen suchenden Augen, die das Menschengewühl durchirrten, begegnete der schiefgesetzte Cylinder und die hinkende schwarze Figur nicht wieder, das Karussell drehte sich heute schläfriger als gestern, da die Frau an der Kurbel stand, und ich ärgerte mich, daß ich mich in die Bude des Schafs mit den zwei Köpfen hineinlocken ließ, da ich auf den ersten Blick den plumpen Betrug des seitwärts angenähten zweiten Kopfes auf dem ausgestopften Leibe erkannte.

Auch in den Straßen Cannstatts suchte ich den seltsamen Mann vergebens, und nach und nach verlor sich der Eindruck, den er mir gemacht hatte. Mein Zustand, der sich nicht bessern wollte, bedrückte mich, die langen, dunklen Abende wurden immer lastender, und ich lebte erst wieder auf, als nach Weihnachten meine Frau mein Exil theilte, die der Kinder wegen nicht früher hatte abkommen können.

Zu unsern bescheidenen Versuchen, in das dunkle winterliche Stilleben ein wenig Licht und Abwechslung zu bringen, gehörte auch hin und wieder eine Fahrt nach Stuttgart, um einer Theateraufführung beizuwohnen.

Es war nicht gerade eine Glanzperiode der Stuttgarter Hofbühne. Ob die Schuld hauptsächlich an der wenig energischen und verständnißlosen Leitung lag, zu der der Intendant Feodor Wehl wohl auch in jüngeren Jahren nicht der Mann gewesen wäre, kann ich nicht beurtheilen. Die Stuttgarter waren der Meinung, zum

Theaterdirector gehöre mehr, als daß man ein paar kleine Lustspiele gemacht habe und sein Interesse für das Drama dadurch beweise, daß man den Shakespeareschen Narren und witzigen Personen gelegentlich ein paar Späße eigener Fabrik in den Mund lege. Daß der alte Herr, der, in ein dickes Plaid gewickelt, hüstelnd den Proben beizuwohnen pflegte, sich in das Geschäft seiner Regisseure kaum mit einem Wort einzumischen pflegte, sondern müde vor sich hinträumte, hatte ich selbst mitangesehen und dem guten Mann mein Mitleid nicht versagt.

Auch um Shakespeare that es mir leid, der bei solcher dramaturgischen Unzulänglichkeit nicht zu seinem Rechte kam.

Besonders auffallend war das an einem Abend, wo „Hamlet" in Scene ging. Dennoch hielten wir aus, da das wundersame Werk durch alle Mängel der Darstellung nicht ganz um seine Wirkung gebracht werden konnte, zumal auf Zuschauer, die so lange in künstlerischer Quarantäne gelebt und nun wieder den Quell ewiger Poesie rauschen hörten, wenn er auch zuweilen etwas trübe floß.

Das war nun im erhöhten Maße zu Anfang des fünften Acts in der Kirchhofsscene der Fall. Schon die äußere Anordnung des Schauplatzes schien uns, die wir an die malerischen Künste des Münchener Theaters gewöhnt waren, dürftig und stimmungslos. Als nun aber der erste Todtengräber mit einer heiseren Stimme, die zuweilen ins Falsett überschlug, seine barocken Sprüche vorzubringen begann, sahen wir uns verwundert um, daß einem solchen schwächlichen Gesellen diese kleine, aber bedeutungsvolle Rolle anvertraut werden konnte.

Doch schon nach den ersten fünf Minuten nahm ich den Vorwurf zurück. Der Alte in der Grube hatte eine Art, seine spitzfindigen Späße zwischen den Zähnen hinauszuschleudern, mit dem Behagen eines geborenen Humoristen, der aus seinem Mutterwitz einen Beruf macht, dabei mit so seltsamen Modulationen der Stimme, daß ich jedes Wort mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgte. Und diese Stimme, die trotz der Heiserkeit einen gewissen Wohlklang hatte — woran erinnerte sie mich? Wo hatte ich sie schon gehört?

Ich richtete das Glas scharf auf den Sprecher, der mit dem halben Leibe aus der Grube herausragte. Die Züge des Gesichts konnte ich bei dem nächtlichen Halbdunkel auf der Bühne nicht gleich deutlich erkennen, doch sah ich, daß unter dichten grauen Brauen ein Paar kleine Augen funkelten, und nach und nach glaubte ich auch eine breite Nase zu erkennen und jetzt auch den sarkastischen Mund — ja, es blieb mir kein Zweifel, er war's, trotz des grauen Kopfes und Kinnbarts, mein guter Bekannter vom Karussell auf dem Cannstatter Volksfeste!

Sobald mir das klar geworden war, lauschte ich mit steigender Bewegung jedem Worte, das aus seinem Munde kam. Nun begriff ich, warum ich von dieser Todtengräberphilosophie, die mich sonst nur wie ein Feuerwerk humoristischer Laune ergötzt hatte, tief gerührt wurde. Es war die melancholische Abrechnung über den räthselhaften Lauf der Welt, die dieser grübelnde Geist am Rande des Grabes hielt; und was in seiner Stimme zitterte, war etwas von dem Grauen vor der Einsamkeit eines denkenden Menschen gegenüber der Unerforschlichkeit des Alls, das nur ein Humorist zu bezwingen vermag.

Als er eben mit seinem ungeübten, aber musikalischen Bariton das Liedchen anstimmte:

In jungen Tagen ich lieben thät,
Wie dünkte mir das so süß.
Die Zeit zu verbringen, ach früh und spät
Behagte mir nichts wie dies!

und zum Schluß die bittere Erkenntniß, die er aber als etwas Selbstverständliches vortrug:

Und o, eine Grube gar tief und hohl
Für solchen Gast muß sein! —

da überlief mich ein Schauder, der ja „der Menschheit bester Theil" ist, und ich versank in eine Traumstimmung, aus der mich auch der Verlauf der Scene, die nicht auf gleicher Höhe blieb, nicht herausreißen konnte.

* * *

Als ich ein paar Tage später zu Feodor Wehl kam, der uns zu einer kleinen Theegesellschaft geladen hatte, fragte ich ihn nach dem Schauspieler, der den Todtengräber gespielt, und erzählte, unter welchen Umständen ich schon früher seine Bekanntschaft gemacht hatte. Von seinen intimen Bekenntnissen zu reden, hielt ich nicht für angebracht, ja ich verschwieg sogar, daß er von der Theologie zur Bühne gekommen war.

Wehl wußte nur, daß er früher an verschiedenen angesehenen Stadttheatern beschäftigt gewesen war, bis die Verwundung im Kriege sein ferneres Auftreten unmöglich gemacht hatte. Nicht nur, daß er den Fuß nachschleifte, auch sein einst sehr wohlklingendes Organ habe in dem Winter vor Paris dermaßen gelitten, daß er nicht imstande war, selbst kürzere Episodenrollen

durchzuführen. Da er aber sehr intelligent und von früher her gut angeschrieben war, sei die Direction darauf eingegangen, ihn als Statisten zu engagieren, und zwar als eine Art Statistenregisseur, da er vortrefflich verstanden habe, in die träge Masse Leben und Ausdruck zu bringen, wobei seine Lahmheit ihm nicht hinderlich sei. Einmal aber habe der Darsteller des Todtengräbers durch plötzliche Erkrankung sich gehindert gesehen, am Abend zu spielen. Da habe sich dieser — Wehl nannte mir den Namen, den ich vergessen habe — erboten, für ihn einzuspringen, und da er den ganzen Hamlet auswendig wußte, die Rolle nicht nur ohne Anstoß, sondern so virtuos durchgeführt, wie ich selbst es nun miterlebt hatte.

Außer dem Theater verkehre er mit Niemand und verschwinde sofort, wenn die Vorstellung vorüber sei. Er scheine in der Stadt Verwandte oder Bekannte zu haben, denen er es um jeden Preis verbergen wolle, daß er, vielleicht nach einem Leben, das zu ganz anderen Hoffnungen berechtigt habe, dazu gelangt sei, sein Dasein als ein namenloser Statist zu beschließen, dessen ganzer Ehrgeiz es noch sei, in einer „Grube gar tief und hohl" die Worte des größten Dichters sprechen zu dürfen.

Das Unglück, Verstand zu haben

(1905)

Der Zug war nicht überfüllt. Ich durfte hoffen, in meinem Coupé allein zu bleiben, zumal nachdem ich mich mit dem Schaffner darüber verständigt und meinen Wunsch durch einen gehaltvollen Händedruck bekräftigt hatte. Doch schon auf einer der nächsten Stationen, wo ein großes Menschengewühl den Bahnhof füllte, öffnete mein Gönner plötzlich die Thür und trug einiges Handgepäck herein, mit verlegenem Achselzucken und indem er mir zuraunte: Hab's nicht anders machen können. Ist nur eine einzelne Dame, aber was für eine!

In der That folgte ihm auf dem Fuß eine Dame, deren Erscheinung das Zeugniß des Schaffners rechtfertigte: eine schlanke Gestalt mit leichten, sicheren Bewegungen, in der geschmackvollsten, doch sehr einfachen Reisetoilette, unter einem silbergrauen Schleier ein schönes, nicht mehr ganz junges Gesicht mit ernsten, dunklen Augen und einem Grübchen in der linken Wange. Sie erwiderte meinen Gruß mit einem leichten Neigen und installierte sich in der leeren Fensterecke mir gegenüber, indem sie ein elegantes Handtäschchen neben sich stellte, den Schleier zurückschlug und ein Buch hervorholte, in das sie sich, sobald der Zug sich wieder in Bewegung setzte, eifrig zu vertiefen schien.

Ich hatte nun alle Muße, sie näher zu betrachten, da sie nicht die geringste Notiz von mir nahm und die

Gegend, durch die wir fuhren, so reizlos war, daß sie keinen Blick durch das Fenster warf. Die breiten Augenlider fielen mir auf, die sie auf das Buch gesenkt hatte, die schöne Stirn unter dem leicht gewellten aschblonden Haar und die zarte Linie der geraden Nase, deren Flügel leicht erzitterten, wenn etwas, das sie las, sie erregte. Besonders schön war der Mund, der auch im Schweigen einen lebhaft bewegten Geist verrieth, während das schon erwähnte Grübchen dem Gesicht bei allem Ernst einen witzigen Zug verlieh.

Das Buch, das sie las, war ein Tauchnitzband. Doch stand es mir außer Zweifel, daß ich eine Deutsche mir gegenüber hatte, und so sehr ich es sonst vermeide, in einem Eisenbahnwagen Bekanntschaften anzuknüpfen, diesmal fühlte ich eine lebhafte Neugier, von dem ungewöhnlich anziehenden Wesen etwas Näheres zu erfahren, vor allem zu hören, was für eine Stimme aus diesem weichen und doch charaktervollen Munde ertönen möchte.

Ein Blick, den ich zufällig auf das Handtäschchen warf, kam mir zu Hülfe. Ich las auf einem silbernen Schildchen den Namen der Besitzerin, einen mir sehr wohlbekannten, da einer meiner Jugendfreunde, der in Berlin wohnte, diesen Namen trug. Ohne mich lange zu bedenken, ergriff ich diesen Anknüpfungspunkt und sagte, als die Leserin nun doch einmal eine Pause machte und in die vorbeifliegende Landschaft hinaussah:

Ist es sehr indiscret, gnädige Frau, wenn ich eine Frage an Sie richte, zu der mich der Name auf Ihrer Reisetasche anregt? Alte Freunde von mir heißen so, und obwohl der Name nicht ganz selten ist, kommt er in dieser Schreibart doch nur in einem engeren Kreise weniger Familien vor. Wenn Sie daher mit dem

Berliner Zweige verwandt wären — mein Freund ist Professor an der Universität ...

Sie sprechen von meinem Onkel, erwiderte sie ruhig, dem älteren Bruder meines Vaters. Es ist wieder die alte Geschichte von der kleinen Welt, in der man keine hundert Schritte thun kann, ohne auf Menschen zu stoßen, mit denen man in näherer oder entfernterer Beziehung steht. Auch Sie sind mir nicht fremd, nicht bloß durch Ihre Schriften. Ich habe Ihr Porträt bei meinem Onkel gesehen, als ich vor acht Jahren längere Zeit in seinem Hause lebte und oft von Ihnen sprechen hörte.

Ihre Stimme war sehr klangvoll, aber ihre Art zu sprechen hatte etwas Müdes, Gleichgültiges, wie wenn sie es im Grunde nicht der Mühe werth hielte, sich zu äußern, oder, während sie sprach, an etwas Anderes dächte.

Ich war längere Zeit nicht wieder in Berlin gewesen, und da mein dortiger Freund ein Feind des Briefschreibens war, ohne Nachricht von ihm geblieben. Nun hatte ich den besten Anlaß, das Gespräch mit meiner schönen Reisegefährtin fortzusetzen, indem ich sie nach allen Mitgliedern seiner Familie befragte.

Sie gab mir freundlich Bescheid, und die herzliche Art, wie sie von ihren Verwandten sprach, besonders von den beiden Töchtern des Hauses, ihren Cousinen, zeigte mir, daß sie die beste Eigenschaft des Menschen besaß, sich an fremdem Glück zu erwärmen.

Während sie sprach, war sie mir immer schöner und liebenswürdiger erschienen. Ich that immer neue Fragen, auch solche, deren Beantwortung mir ganz gleichgültig war, nur um zu sehen, wie ihre feingeschwellten Lippen sich bewegten und die weißen Zähne dazwischen vorglänzten.

Seltsam, daß ich Ihnen dort nie begegnet bin, gnädige Frau, noch von Ihnen gehört habe, sagte ich endlich.

Das ist sehr einfach, versetzte sie. Ich bin vor acht Jahren zum erstenmal nach Berlin gekommen, und seitdem haben Sie sich dort nicht mehr blicken lassen. Bis dahin hatte ich in Frankfurt an der Oder gelebt, wo mein Vater Justizrath und ein vielbeschäftigter Advokat war. Unsere Berliner Verwandten haben uns oft zu sich eingeladen. Ich konnte aber nicht leicht von Hause fort, meine Mutter war gestorben, als ich erst vierzehn Jahr alt war, da mußte ich für sie eintreten, die Wirthschaft führen und den Vater versorgen und meinen einzigen Bruder, der zwei Jahr älter war als ich. Erst als der Vater gestorben war, konnte ich das Haus verlassen, da der Bruder längst als Pächter auf einem großen Gut im Fränkischen lebte. Ich war damals fünfundzwanzig Jahre alt, noch eine rechte Provinzpflanze, der es sehr noth that, in der Großstadt ein bischen aufzublühen. Aber bis zur gnädigen Frau, wie Sie mich nennen, hab' ich's in Berlin nicht gebracht. Ich bin noch immer Fräulein und werde als solches wohl auch dereinst zu meinen Müttern versammelt werden.

Sie hatte das ganz heiter gesagt und sah mich nun mit einer Miene an, als ob der Ausdruck meines Gesichts sie belustigte.

Scheint Ihnen das so unglaublich? sagte sie. Trauen Sie mir nicht so viel Verstand zu, daß ich mit meinen vierunddreißig Jahren mich resigniert haben sollte, endgültig sitzen geblieben zu sein und dazu verurtheilt, die Heilige Katharina zu frisieren? Oder bedauern Sie mich aufrichtig, daß ich die sogenannte Bestimmung des Weibes verfehlt habe?

O mein Fräulein, versetzte ich, nun auch in dem gleichen scherzhaften Ton, ich machte ein so dummes Gesicht, nur weil ich vor einem ganz anderen Dilemma stand: entweder zu glauben — verzeihen Sie, wenn ich etwas sage, das nach einem banalen Compliment aussieht — daß die Männer Ihrer Bekanntschaft keine Augen im Kopf gehabt hätten, oder daß keiner gekommen wäre, der Ihr Herz hätte rühren können.

Und welcher dieser beiden Hypothesen würden Sie den Vorzug geben?

Jedenfalls der letzteren. Vielleicht gerade, weil Sie viel umworben wurden, haben Sie die Qual der Wahl empfunden und immer noch auf den entscheidenden Himmelswink gewartet.

Sie sah nachdenklich vor sich hin. Ihre Lösung des Räthsels ist sehr schmeichelhaft, aber sie trifft nicht ganz zu. Um zu verstehen, wie das so gekommen ist, müßten Sie mich und das wunderliche Leben, das ich geführt habe, näher kennen. Das wäre aber zu weitläufig und kann Sie nicht ernstlich interessieren.

Glauben Sie? sagte ich. Das kann Ihr Ernst nicht sein, da es, abgesehen von dem Eindruck, den Ihre Person auf mich gemacht hat, überhaupt mein Métier ist, Menschenschicksale zu ergründen. Und da ein freundlicher Zufall uns zusammengeführt hat und wir hier ungestört sind —

Sie lächelte. Sie haben Recht, ich sitze hier wie im Beichtstuhl, und Sie haben gewiß nicht zum erstenmal die Bekenntnisse einer mehr oder weniger schönen Seele mitangehört. Auch ist, was sich mit mir ereignet hat, nichts, was nur aus meinem besonderen Charakter zu erklären wäre, oder gar einer Schuld entspränge, die man geheim halten möchte. Mein Fall ist der von

vielen Tausenden meiner Schwestern und läßt sich auf eine sehr einfache Formel bringen. Es soll eine russische Komödie geben, die den Titel hat: „Das Unglück, Verstand zu haben“. Sehen Sie, dies Unglück ist mir begegnet.

Sie werden sagen, daß das heutigentags kein so großes Unglück für eine Frau sei, wie in der guten alten Zeit noch vor fünfzig Jahren, wo man von dem schwachen Geschlecht, wenn es sich um eine Lebensgefährtin handelte, vor allem ganz andere Eigenschaften schätzte als Verstand, allerlei praktische häusliche Talente und was man Gemüth, Hingebung, Unterordnung unter den männlichen Willen nannte. Es ist wahr, wir sind aus diesem Puppenstand herausgekommen und dürfen unsere Flügel frei bewegen, und um zu wissen, in welcher Richtung wir's am besten thun sollten, brauchen wir ja auch ein bischen Verstand. Wohl gemerkt: ein bischen! ja nicht zu viel, nicht so viel, daß wir dadurch „unweiblich“ erschienen. Den Häßlichen und auch sonst vom Glück Gemiedenen unter uns erlaubt man allenfalls, sogar sehr viel Verstand zu haben, um ihr Leben auf eigene Füße zu stellen. Wenn man aber keine Noth leidet, nicht um zu leben einen „Beruf“ ergreifen muß und so aussieht wie — nun wie eben ich ausgesehen habe, als ich die Kinderschuhe ausgetreten hatte und nun lange Kleider trug — da ist es sehr übel angebracht, das Leben ernst zu nehmen, statt hübsch und liebenswürdig und so wie alle Anderen zu sein und es sich merken zu lassen, daß man sich nichts Besseres wünschen könne, als möglichst bald eine gute Partie zu machen.

Meine Eltern hatten sehr glücklich miteinander gelebt, doch nur, weil meine liebe Mama auf das Recht,

einen eigenen Willen zu haben, völlig verzichtete. Das hatte mich oft in ihre Seele hinein empört, da sie ebenso klug wie liebevoll war und guten Grund gehabt hätte, bei manchen Einrichtungen unseres Lebens ihrem Kopf zu folgen, wenn der Vater in seiner raschen Art sich vergriff. Aber ihr Herz beherrschte ihren Kopf so sehr, daß sie, wenn sie sich dann fügte, Gründe hervorsuchte, weßhalb es so das Bessere sei. Hätte sie von Anfang an den Muth ihrer Persönlichkeit gehabt, so wäre es nicht zum Schaden ihrer Ehe gewesen, da der Vater, wenn man es richtig anfing, gegen Vernunftgründe sich nicht verstockte.

Als ich dann allein mit ihm geblieben war, ließ ich mir, was ich an meiner guten Mutter gesehen, zur Witzigung dienen und fand, daß ich ganz gut damit durchkam. Ich hatte viel vom Vater geerbt, er neckte mich damit, an mir sei ein Jurist verdorben, und fand es ganz in der Ordnung, daß ich meines Bruders Schulstudien auf meine eigene Hand mitmachte. Im Latein kam ich auch so weit, daß ich Livius lesen konnte, im Griechischen erlahmte ich, als die schwierigeren Aufgaben kamen, und die Mathematik war mir ein Greuel. Übrigens betrieb ich diese „unweiblichen" Studien ohne irgend einen Zweck, wie andere höhere Töchter Klavier spielen oder singen lernen, wozu ich kein Talent in mir fühlte. Und nichts lag mir ferner, als eine gelehrte Frau werden zu wollen oder mir auch nur auf mein bischen klassische Anfangsgründe etwas einzubilden. Es war mehr eine Art Neugier, einmal zu erproben, was denn an der berühmten humanistischen Bildung sei, von der die Herren der Schöpfung uns einfältigen Frauenzimmern gegenüber ein so großes Wesen machen.

So hätte denn auch kein Hahn danach gekräht. Aber

mein Bruder, der mich überhaupt vergötterte, verdarb's, indem er damit herumprahlte, wie gescheit ich sei und was ich alles lernte und wüßte. Das schadete mir nun vollends, da ich schon immer für eine unausstehliche kleine Person gegolten hatte, die sich auf ihre Logik wunder was einbilde. Dann allerdings hatte ich mir die Redensart angewöhnt, wenn mir bei einem Disput etwas allzu Dummes erwidert wurde: Das ist nicht logisch!

Nun wußte man, warum mir der Kamm geschwollen war: Griechisch und Lateinisch und auch Geschichte hatte ich aus den Büchern meines Bruders gelernt, etwas gründlicher, als Französisch und Geschichte und andere Dinge in unserer Töchterschule gelehrt wurden.

Daß ich über meiner Gelehrsamkeit nicht versäumte, eine ganz leidliche kleine Hausfrau zu machen, auch gern an allerlei Lustbarkeiten theilnahm und leidenschaftlich tanzte, wurde nicht in Anschlag gebracht. Es konnte mich nicht wundern. Ich war wirklich eine der Hübschesten in unserm geselligen Kreise; nun auch noch für eine der Gebildetsten zu gelten, durfte man mir nicht einräumen. So wurde mir der Ruf aufgebracht, daß ich unendlich stolz auf meine Wissenschaften sei, und die jungen Herren, die schon ohnehin mir's nicht verzeihen konnten, daß ich sie zuweilen ad absurdum führte und in ihrer Selbstgefälligkeit beschämte, waren nur allzu willig, den Spitznamen eines pedantischen Blaustrümpfchens, den die Freundinnen mir gaben, in allen Häusern, wo ich verkehrte, mir anzuhängen.

Ja, einen noch boshafteren. Ein junger Mann aus Süddeutschland war in ein Handelshaus bei uns eingetreten und bald überall eingeführt worden. Ich hatte ihn ein paarmal getroffen, und da er mir in läppischer

Weise den Hof machte, ihn ziemlich unzweideutig ablaufen lassen. Als man ihn fragte, wie ich ihm gefallen habe, hatte er sehr von oben herab erklärt: es sei schade, daß ein Mädchen, das so gut tanze, so ein Fräulein Siebengescheit sei, die ihren Tänzer wie einen Schulbuben corrigiere, wenn er mal einen Schnitzer mache.

Das alles nur darum, weil er, um mir zu imponieren, allerlei geschichtliche Kenntnisse ausgekramt hatte, wobei es ihm begegnet war, Karl den Großen für den Vater von Philipp dem Zweiten zu halten und Katharina von Bora, was ihren Geburtsort betrifft, mit dem Käthchen von Heilbronn zu verwechseln.

* * *

Ich hatte freilich das Verbrechen begangen, ihn zu corrigieren. Zur Strafe dafür blieb ich nun bei all meinen Altersgenossen die „Siebengescheite", da das süddeutsche Wort rasch bei uns Eingang fand.

Sie haben einmal von einem Bauern erzählt, den man ebenso genannt hatte, und der sich auf seinen Grabstein schreiben ließ:

Thu nur nicht Recht behalten
Und bleib fein dumm!

Es war ihm im Leben schlecht ergangen, weil er klüger war als die Anderen und sich's leider merken ließ. Die Geschichte habe ich erst später kennen gelernt und meinen Schicksalscollegen herzlich bedauert. Aber freilich, ich hätte mir kaum eine Lehre daraus genommen. Man wird ja nur durch Schaden klüger.

Mein Bruder, der die Hauptschuld an meinem

Schaden trug, war wüthend, konnt' es aber nicht ändern. Ich selbst hatte schon früher eingesehen, daß nächst der Thorheit, Verstand zu haben, die größte sei, sich's merken zu lassen. So bemühte ich mich aus Leibeskräften, es zu verbergen, wenn mir etwas Albernes, Widersinniges oder Unrichtiges vorkam, und wenigstens zu schweigen, so leicht das Widerlegen gewesen wäre. Sie kennen das Sprichwort: drei Dinge lassen sich nicht verbergen: Husten, Feuer und Liebe. Ich lernte aber noch ein viertes kennen: Verstand. Du magst ein noch so einfältiges Gesicht machen, sagte mein Bruder, das Fältchen an deinem linken Mundwinkel verräth, was du denkst.

Ich sah endlich ein, daß ich's unheilbar verschüttet hatte, daß man mir's eher verzeihen würde, wenn ich etwas Schlechtes beginge, als den Hochmuth, den man mir imputierte, als sei ich zu gut für diese Welt, in der doch Manche waren, die ich von der Schule an wahrhaft lieb gehabt hatte, gleichviel, was für Censuren sie bekamen und ob sie auf der ersten oder letzten Bank saßen.

Auch diese zogen sich von mir zurück, so daß ich endlich in meinem Kreise ganz isoliert war. Ehrlich gestanden, nahm ich mir das nicht sehr zu Gemüthe. Ich war über die Tanzjahre hinausgekommen, lebte jetzt für meinen Vater und hatte an guter Gesellschaft in meinen Büchern keinen Mangel. Nur wenn wieder eine meiner Freundinnen Hochzeit machte, stellte ich wohl mit leisem Seufzer Betrachtungen darüber an, daß ich dergleichen wohl nicht erleben würde. Sie können mir's glauben, es war mir dabei nicht sowohl um einen Mann zu thun, der mich heimführen sollte, als, daß ich's grade heraussage, um ein Kind, dessen Mutter ich werden würde.

Denn dies war einer meiner leidenschaftlichsten Wünsche.

Immer habe ich Kinder geliebt und sie zugleich glühend beneidet. Sie haben ja alles, was mir fehlt, die Fähigkeit der Illusion, das Glück, die nüchterne Welt ringsum wie in einem wachen Traum zu sehen und ihr Leben täglich wie ein Märchen zu erleben, in dem gute und böse Feen auftreten. Ich dagegen, mit meiner traurigen Klarheit, meinem Wirklichkeitssinn, wie das heutzutage genannt wird — was hätte ich darum gegeben, die glückselige Dummheit oder Dumpfheit zu gewinnen, die Andere neben mir über alle Abgründe und Untiefen des Schicksals hinwegtäuschte! Glauben Sie nicht, daß ich mich etwa von dem Pessimismus hätte anstecken lassen, der damals Mode wurde. Ich hatte keine Zeile von Schopenhauer gelesen, wollt' es auch nicht, denn ich fand, obwohl man mir diese neueste Weisheit, die so alt ist wie König Salomo, vielfach vortrug, daß es sehr viel Hübsches, Heiteres, Beglückendes in der Welt gab, wovon auch ich mein Theil genießen durfte, so wenig blind ich gegen die Schattenseiten war. Aber ich ließ mir auch, was ich schwarz sah, von Niemand weiß machen, und die Hauptsache, einen Menschen, der mir um die gemeine Deutlichkeit der Dinge, wie Schiller so schön sagt, den goldenen Duft der Morgenröthe weben wollte, fand ich nicht. Das konnte, so viel ahnte mir, nur die Liebe, und man ließ mich ja beständig merken, daß ich nicht liebenswürdig sei.

Das wollte ich nun, so wenig eitel ich war, nicht gelten lassen.

Ich wußte ja, daß ich neben meinem Verstande, den man mir zum Verbrechen machte, auch so etwas

wie ein Herz besaß, ein ganz anspruchsloses, warmes, vielbedürftiges Mädchenherz, das nichts Besseres verlangte, als irgend wo in festen Händen zu sein. Auch hatte ich von seinem Dasein Beweise der verschiedensten Art gegeben, indem ich an den Verliebungen und Brautschaften meiner Freundinnen lebhaften Antheil nahm. Daß ich das aber neidlos thun konnte, bestärkte nur das Vorurtheil, als hätte ich selbst keine Herzensbedürfnisse, natürlich weil mein hochmüthiger Kopf dies ungebildete Organ für viel zu gering hielt, um ihm eigene Rechte einzuräumen.

So blieb es dabei: ich wurde fünfundzwanzig Jahr alt, ohne daß mir jemand auch nur die kleinste Liebeserklärung gemacht hätte.

Ich, wie gesagt, so lange mein Vater lebte, nahm die Sache nicht tragisch. Doch war ich auch nicht gesonnen, mich für immer dabei zu beruhigen. Als ich daher verwaist und einsam in dem alten Hause zurückgeblieben war, beschloß ich auszuwandern, nach einem Ort, wo man vielleicht nachsichtiger über meinen Charakterfehler dachte, und wohin der Ruf meiner Siebengescheitheit noch nicht gedrungen war.

Ich folgte daher freudig der Einladung meines guten Onkels, zu ihm nach Berlin zu kommen. Jedem Andern würde ich nicht gestehen, daß ich nur deßhalb gerade dorthin ging, weil ich hoffte, nirgends sonst so viel Gelegenheit zu finden, rund herausgesagt: einen Mann zu bekommen. Sie aber, nach allem, was ich Ihnen schon vertraut habe, werden mich eher darum hochschätzen, weil ich nicht besser war, als Alle meines Geschlechts, die sich nur einfach „zu versorgen“ wünschen. In dem Sinne der äußeren Lebensversicherung brauchte ich's ja

nicht. Mein kleines Vermögen reichte eben aus für meine bescheidenen Bedürfnisse. Aber eine tiefere Bedeutung hatte das Wort für mich: „mich versorgen", darunter verstand ich, mir Sorgen zu verschaffen für ein Wesen, das mir theuer wäre, und nachdem ich für meinen Papa nicht mehr zu sorgen hatte, dies für einen anderen Menschen zu thun, am liebsten für ein geliebtes Kind. Das Leben ist ja so öde und leer, wenn man nur an sich zu denken hat.

* * *

Nun war ich der Meinung, gerade in Berlin würde ich finden, was mir Noth that. Die Berliner stehen ja im Ruf, so ungemein klug, gelehrt, witzig und von sich selbst durchdrungen zu sein, daß eine arme Siebengescheite aus der Provinz unter ihnen nicht auffällt, am wenigsten deßhalb über die Achsel angesehen wird. Wenn sie überdies hübsch ist und nicht so arm wie eine Kirchenmaus und mit ihrer Gescheitheit nicht groß thut, warum soll sie den Männern nicht begehrenswerth scheinen?

Darin hatte ich mich auch nicht verrechnet.

Bald nachdem ich in den Berliner Kreisen aufgetaucht war, fanden sich Bewerber um meine Hand, die in den Augen meiner Angehörigen durchaus annehmbar waren. Nun aber stand mein alter Spielverderber, der Verstand, in anderer Weise als früher meinem Glück im Wege.

Er ließ mich nämlich sehr bald bei jedem der trefflichen Männer, die sich in mich verliebten, mit grausamer Klarheit erkennen, woran es ihm fehlte, und gerade die Gelehrtenschwächen — die Freunde und Be-

kannten des Onkels gehörten fast sämmtlich der Universität oder dem Polytechnikum an — schienen mir besonders unleidlich, da ich mir durch mein bischen Wissenschaft mein eigenes Leben verdorben hatte. Ich sah überall Pedanterie, Einseitigkeit, engherzige Verachtung aller allgemeineren Bildung, die für dilettantisch gehalten wurde, und daneben vielfach ein Streberthum, das mir mit einem idealen Forscherleben nicht vereinbar schien.

Darin hatte ich wohl Unrecht. Es gibt ja auch Viele, die ihre Wissenschaft um ihrer selbst willen treiben, aber solche, die daneben Zeit und Bedürfniß haben, sich überhaupt nichts Menschliches fremd werden zu lassen, sind mir selten begegnet. Der Kreis jeder Wissenschaft ist ja so groß und erweitert sich so schnell, daß der Einzelne, wenn er nur nachkommen will, nicht rechts noch links blicken darf.

Ich sah aber, daß auch alle anderen Berufsarten ihre besonderen Schwächen und Charakterfehler zu haben pflegen, Künstler, Militärs, Kaufleute. Fast glaubte ich, diese anderen Schattenseiten oder, wenn man will, Fehler ihrer Tugenden eher mit in Kauf nehmen zu können, als Professorensünden. Aber wenn auch Einer oder der Andere aus jenen Kreisen sich mir näherte und es nur eines geringen Entgegenkommens bedurft hätte, ihn zu fesseln — ich konnte mich für Keinen entscheiden. Das wollte ich denn doch meinem alten Lebensfeinde nicht zu Gefallen thun, daß ich ihm bei dieser wichtigsten Entscheidung das letzte Wort gönnte und eine sogenannte Vernunftheirath schloß. Eine Neigung aber, die mir den Entschluß über den Kopf wegnahm, eine Liebe, die höher war als alle Vernunft, die mit elementarer Gewalt sich meiner bemächtigt

hätte, die blieb mir immer fern, so schmerzlich mir die Erkenntniß war, daß ich nun wohl lebenslang allein bleiben würde.

* * *

Sie schwieg und sah an mir vorbei, zu den Wipfeln der Wälder hinauf, an denen wir vorüberflogen. Ich hatte sie sprechen lassen und nur von Zeit zu Zeit eine fragende Bemerkung dazwischen geworfen. Jetzt, da sie ans Ende ihrer Bekenntnisse gekommen zu sein schien und nur der Ausdruck einer müden Resignation auf ihrem Gesicht zurückgeblieben war, fühlte ich die Verpflichtung, meinen Antheil etwas ausführlicher auszusprechen.

Sie sind noch so jung, verehrtes Fräulein, sagte ich. Sie müssen der Zeit nur Zeit lassen, und es braucht kein Wunder zu geschehen, damit das Leben auch Ihnen noch einmal das Beste beschert, was es zu bieten hat: eben jenes Zusammenklingen von Verstand und Gemüth, von Seele und Sinnen, jene, wie Sie selbst sie genannt haben, elementare Macht, die uns mit einem anderen Menschen unwiderstehlich verbindet? Ob das dann zum Heil oder Unheil ausschlägt, ist gleichgültig. Man hat doch einmal erfahren, was den Menschen über alle anderen Geschöpfe erhebt, und ich kann nicht glauben, daß dies Höchste Ihnen versagt bleiben sollte, da nur ein bischen Genialität des Herzens, jener Leichtsinn, der allem Genialen eigen zu sein pflegt, dazu gehört, der alten Schwiegermutter Weisheit aus der Schule zu laufen.

Das war eine etwas gekünstelte Phrase, aber in der Verlegenheit fand ich nichts Besseres. Sie aber schien das Geschmacklose daran nicht zu empfinden.

Sie hatte, während ich sprach, die Augen zugedrückt. Ein schmerzlicher Zug war an ihrem Munde erschienen. Als sie wieder aufsah, schimmerte es feucht unter ihren Lidern.

Und wenn das alles, wie Sie's da schildern, schon eingetroffen wäre?

Ich hörte diese Worte in einiger Bestürzung, da ich begriff, daß ich an eine Wunde gerührt hatte. Doch schwieg ich, um es ihr zu überlassen, ob sie mir eine weitere Aufklärung geben oder darüber hinweggehen wolle.

Ja, verehrter Herr, fuhr sie nach einer Pause mit leisem Seufzer fort, es ist so gekommen, aber das vermeintlich geniale Herz hat sich zum Schluß sehr ungeschickt benommen und hätte dem Verstande diesmal nicht dreinreden sollen, als er die Sache nach seinem Sinn zu ordnen gedachte. Wenn ich Ihnen wirklich nicht schon viel zu viel von mir und meinem alltäglichen Schicksal vorgeschwatzt habe, mögen Sie nun auch das noch hören.

Zwei Jahre bin ich in Berlin im Hause des Onkels geblieben. Die Tante, die ihre Töchter so gut verheirathet hatte, gab es endlich auf, auch mich unter die Haube zu bringen, und ich selbst kam mir mit meinen achtundzwanzig Jahren uralt vor, völlig hors concours, aber von den bekannten Requisiten der alten Jungfer, dem Mops, dem Gummibäumchen und der heimlichen Verbitterung besaß ich keins. So machte ich mich auch bei meinen Leuten nicht unbeliebt, bis auf den einen Gefallen, den ich ihnen nicht thun konnte, und als ich ihr Haus verließ, waren sie aufrichtig betrübt.

Ich hatte nämlich eine Schwester meiner Mutter, die ich nie mit Augen gesehen, da sie in Petersburg ver-

heirathet gewesen war, nach dem Tode ihres einzigen Sohnes beerbt, kein großes Vermögen, doch hinreichend, daß ich ein paar Jahre in der Welt herumreisen konnte. Das that ich denn, und fing mit England an, ging dann für einen Winter nach Paris und im Frühjahr darauf nach Rom. Ich fand, daß die Welt auch außer der verliebten Liebe noch viele Freuden hat, und wenn es mich manchmal betrüben wollte, daß ich diese Freuden einsam und allein genoß, sagte ich mir das Sprichwort vor, das ich in Italien gehört hatte: Meglio sola che male accompagnata.

Nun, alles nimmt einmal ein Ende, auch das Vergnügen am landstreichen, Museeen und Kirchen durchwandern und la bella Napoli singen hören. Ich sehnte mich nach deutschem Walde und deutschem Winter zurück und nach dem spießbürgerlichen Behagen, mich täglich in demselben Bett schlafen zu legen.

So gerieth ich auf der Suche nach einem bleibenden Wohnort in das thüringische Städtchen Arnstadt. Da miethete ich eine Wohnung, die geräumig genug war, eine kleine Schule darin zu etablieren. Ich habe Ihnen meine Neigung zu Kindern ja schon gestanden. Ich hatte Glück. Schon im ersten Winter wurden mir sechs kleine Mädchen anvertraut, im nächsten verdoppelte sich die Zahl, und es dauerte nicht lange, so mußte ich einen eigenen Saal für meine kleine Heerde miethen.

Aber mit meinen pädagogischen Erfahrungen, Freuden und Leiden will ich Sie nicht langweilen.

Genug, im dritten Sommer wollten meine Nerven mir nicht länger parieren. Ich hatte mir etwas zu viel aufgebürdet und mußte dafür büßen. Doch waren ja eben die großen Ferien, und mein Arzt verordnete mir, sie an der See zu verbringen.

Ein kleines Ostseebad war mir empfohlen worden, dahin ging ich denn auch und fand es ganz nach meinen Wünschen, sehr stilles Wasser ohne Ebbe und Flut, so daß es hauptsächlich von kinderreichen Familien besucht wurde, die ihre kleine Brut in dem flachen, spiegelglatten Bassin gefahrlos plätschern lassen konnten. Ich hatte wieder die Wahl zwischen den reizendsten Blond- und Schwarzköpfen und war sehr beliebt, da ich mich zur „Tante" stets qualificiert hatte und dies Talent hier con amore ausüben konnte.

Nicht lange aber sollte sich meine Badegesellschaft auf lauter Unmündige beschränken.

In meinem Hôtel erschien ein junges Paar, noch ein Brautpaar, mit der künftigen Schwiegermama des jungen Mannes, einer sehr stattlichen, temperamentvollen und liebenswürdigen Dame, die ganz in der Sorge für ihr Töchterchen aufging.

Das Fräulein war eben so zart an Leib und Seele und von so passiver Gemüthsart, wie die Mutter derb und thätig und von beneidenswerther Gesundheit. Als ihre Zimmernachbarin kam ich bald in näheren Verkehr mit den Damen und erfuhr, daß die Verlobung im Frühjahr auf einem der letzten Bälle stattgefunden habe, die Hochzeit solle aber erst gegen Weihnachten gefeiert werden, da die Braut dann erst kaum siebzehn geworden sein würde, auch noch mancherlei zu lernen habe. Nun sei sie plötzlich erkrankt, an einem seltsamen Wechselfieber, das zwar wieder gehoben sei, doch eine große Schwäche und Reizbarkeit zurückgelassen habe, wogegen eben dieser Aufenthalt an der See ihr verordnet wurde.

Die Tochter ließ all das von sich berichten, ohne sich an dem Gespräch viel zu betheiligen. Sie schien

an nichts, was um sie her vorging, sonderlichen Antheil zu nehmen, und nur, wenn von ihrem Bräutigam die Rede war oder wenn er gar selbst ins Zimmer trat, belebte sich ihr müder Blick und röthete sich das blasse Gesichtchen, dessen feine, liebliche Züge noch einen fast kindlichen Ausdruck hatten.

Auf den ersten Blick schien das junge Paar wie für einander geschaffen.

Auch der Bräutigam, obwohl er wohlbestallter Professor an einer bedeutenden Universität und gewiß über die Dreißig hinaus war, machte den Eindruck eines fahrenden Schülers in höheren Semestern. Sein hübsches, bartloses Gesicht — nur ein dünnes blondes Schnurrbärtchen saß über dem frischen Munde —, seine Gewohnheit, den Kopf in den Nacken zu werfen, als wenn er in den Wolken eine muntere Musik hörte, vor allem der naive, treuherzige Blick, mit dem er die Menschen betrachtete, ließen ihn als einen ewigen Studenten erscheinen. Sah man ihn aber genauer an und hörte ihn über irgend ein ernsteres Thema reden, so erkannte man leicht, daß man einen reifen Mann vor sich hatte, in dessen Innerem nur noch ein unverwüstlicher Rest seines Kinderherzens übrig geblieben war.

Es war sehr hübsch mit anzusehen, wie er sich gegen seine leidende Braut betrug. Nie kam er zu ihr, ohne ihr etwas mitzubringen, eine Muschel, eine seltene Pflanze, oder auch nur ein amüsantes, kleines Erlebniß, das er unter den Eingeborenen gehabt oder unter den Badegästen beobachtet hatte. Sie durfte nicht baden und wurde nur im Rollstuhl auf den Strand hinausgefahren, die stärkende Seeluft einzuathmen. Dann blieb er eine Weile neben ihr, plauderte heiter und suchte sie auf jede Weise zu zerstreuen, und da ihm das

selten gelang, fügte er sich mit einem Seufzer in diesen apathischen Zustand, der ja eben ein Symptom ihres Leidens war.

Ich konnte mir freilich nicht helfen: ich fand schon bald diese beiden, äußerlich sich so ähnlichen Verlobten sehr ungleich gepaart. Ein paarmal hatte er mich auf weiteren Spaziergängen begleitet, wozu die schönen Wälder reiche Gelegenheit boten. Da erschloß sich mir eine ganz neue Welt. Der junge Professor erschien mir als ein weißer Rabe unter seinen Berufsgenossen, kein Stäubchen von Zunftstolz und Gelehrtendünkel haftete an seiner Seele, obwohl er nichts Höheres kannte als seine Wissenschaft. Diese aber, die Wissenschaft von der Natur, betrieb er nicht aus Büchern, sondern aus der Fülle der Erscheinungen, und der kinderhafte Zug in seinem Wesen stammte eben davon her, daß er mit neugierigen Kinderaugen der alten Mutter Natur ihre Geheimnisse abzulauschen suchte.

Von ihm habe ich zum erstenmal im Leben sehen gelernt, und eine Welt der Wunder that sich mir auf in den alltäglichsten Dingen, die ich doch schon gut genug zu kennen glaubte. Daß ich so dankbar dafür war, einen so aufmerksamen Schüler machte, gewann mir bald sein Interesse. Bei seiner Braut fand er nicht das geringste Eingehen auf all das, was sein geistiges Leben war. Sie hatte in ihrem engen, matten Herzchen nur Sinn für kleine Weibersachen, Toilette und persönliche Angelegenheiten, ganz im Gegensatz zu ihrer Mutter, die viel Natursinn besaß. Ihr Schwiegersohn gestand mir auch mit einem etwas gezwungenen Lächeln: zuerst habe er sich in die Mutter verliebt, als sie einmal einen Besuch in seinem Laboratorium gemacht, wo er verschiedenen Damen eine neue physiologische

Entdeckung zeigen wollte. Erst nachher sei er durch das Rühmen, das gute Freundinnen von der schönen Tochter gemacht, auf diese aufmerksam geworden.

Wie's eben weiterging, brauche ich gerade Ihnen wohl nicht ausführlich zu erzählen. Sie wissen ja, daß ich zu allem Kindlichen einen tiefen Hang in mir fühle, und wenn das nun noch in einem Manne mir entgegentrat, bei dem mir alle Kritik verging, der zum erstenmal meinen wachen Verstand überrumpelte, so daß er sich wehrlos gefangen gab, so begreifen Sie, daß endlich auch die Reihe an mich kommen mußte.

Ich war aber noch so hellsichtig, dies sogleich einzusehen und mir's dabei unsäglich wohl sein zu lassen, so hoffnungslos die Sache war. Endlich einmal zu erleben, was mir bisher nur ein dunkler Begriff gewesen war: ein Gefühl, das alle anderen geistigen und seelischen Triebe verschlang, jene Liebe, die in der That höher war als alle Vernunft und völlig blind machte für jedes äußere Hinderniß —! Und freilich, auch wenn ich noch so scharf nach Mängeln und Schwächen gespäht hätte, der, den ich liebte, konnte die kälteste Prüfung aushalten.

Ob er etwa die Schwäche hatte, trotz seiner Bräutigamspflichten auch mich liebenswürdig zu finden, danach fragte ich keinen Augenblick. Wenn ich dich liebe, was geht's dich an? war meine Devise, und so lag mir, da er ja nicht frei war, nichts ferner, als ihn in mich verliebt zu machen, ja es war eine Art süßer Schmerz in meiner Erkenntniß, daß ich alles zu geben hatte und nichts dafür zurückempfing. So etwas müssen die richtigen Märtyrer empfunden haben, die den Himmel offen sahen, wenn sie sich auf einen glühenden Rost legten.

Und da ich mir der Reinheit und Redlichkeit meiner armen Seele bewußt war, beobachtete ich auch nicht die geringste Vorsicht ihm gegenüber, genoß den täglich immer vertrauter werdenden Verkehr ganz arglos und dachte: Schlimmer kann es nicht kommen! Tiefer kannst du in diesen Abgrund von Leidenschaft nicht versinken, als schon geschehen ist. Für ihn braucht dir nicht bange zu sein. Den hält ja eine Andere an einem festen Seil, so daß er nicht auch abstürzen kann und heil davonkommt.

So genoß ich unbedenklich das Glück dieser Stunden und Tage.

Er pflegte jeden Vormittag eine Stunde bei seinen Damen und ein paar ihrer Bekannten zuzubringen und ihnen, da er sein Wissen gern mittheilte als ein richtiger Professor, einen kleinen Vortrag zu halten über irgend ein Naturprodukt, das er mitgebracht hatte, ein Seethier, eine Pflanze, ein Insekt. Die ließ er uns dann durchs Mikroskop sehen. Die Braut hatte, wie gesagt, wenig Interesse dafür, desto mehr ihre Mutter, am meisten ich selbst. Ich war dann regelmäßig bei ihnen auf der Veranda, die zu ihren Zimmern gehörte, und meist wandte er sich mit seinen Erörterungen an mich, da ich ihn durch immer neue Fragen reizte. Nachmittags machten wir Zwei unsere Excursionen, am liebsten in einem kleinen Segelboot, das ein alter Schiffer führte. Da hing er sein Schleppnetz über Bord, und während wir uns treiben ließen, sprachen wir von tausend Dingen und freuten uns, daß wir über die meisten übereinstimmten.

Irgend welche sentimentalen Themata wurden nie berührt. Wir disputierten so eifrig über die abstraktesten Fragen, als läge uns die Welt der Gefühle und

unsere persönlichen Interessen völlig fern und wir wären zwei junge Studenten, die noch vertrauten, alle Welträthsel lösen zu können.

Nach einigen Wochen aber bemerkte ich, daß seine Stimmung ungleichmäßiger und gedrückter wurde. Auch schien mir in dem Betragen der Braut gegen ihn eine Änderung eingetreten zu sein. Sie war anfangs von einer engelhaften Milde und Ergebung gewesen. Auf einmal verfiel sie ihm gegenüber oft in einen gereizten Ton, und wenn ich eintrat, sah ich, daß die Beiden sich gestritten haben mußten. Er hatte Falten auf der Stirn und sie geröthete Augen.

Ich konnte wohl merken, daß ich die Ursache war. Denn auch mir zeigte die arme Leidende nicht mehr das alte freundliche Gesicht, und da ich mir nicht den Vorwurf machen wollte, an der Verschlimmerung ihres Zustandes schuld zu sein, nahm ich mir vor, mit dem Professor offen darüber zu reden, auf die Gefahr hin, daß meines Bleibens dann nicht länger sein könnte und mein Glück zu Ende gehen müßte.

Mit diesem Entschluß fand ich mich eines Nachmittags am Strand ein, wo unser Segelboot angepflockt lag. Er war auch schon da, aber der Schiffer hatte Botschaft geschickt, er sei heute verhindert, uns zu fahren. Nun, so fahren wir allein, sagte ich. Wir haben ihm so lange abgesehen, worauf es ankommt, es wäre eine Schande, wenn wir bei dem ruhigen Wetter das Schifflein nicht selbst regieren könnten.

Damit stieg ich rasch ein, ohne auf seine Hülfe zu warten, und er folgte mir schweigend. Seine Miene war still und traurig, er vermied es, mich anzusehen, stumm half er mir das Segel aufrichten und nahm dann am Steuer Platz, während ich am anderen Ende des

ſchmalen Bootes die Segelſchnur hielt. So trieb uns ein friſcher Wind in die glatte See hinaus, die ſo ſtill war, daß wir nichts als das gleichmäßige Rauſchen des Waſſers an unſerem Kiel vernahmen und hin und wieder den heiſeren Schrei einer Möwe, die über unſeren Köpfen hinſtrich.

Mir war ſehr glücklich zu Muthe. So von der ſtarken Briſe fortgetrieben zu werden in der goldenſten Sonne, einem unbekannten Ziel entgegen, und in der kleinen Nußſchale das mit mir zu nehmen, was mir von allem Beſitz an Erdengütern das theuerſte, ja das einzig werthvolle war, mich der Illuſion hinzugeben, das werde ewig ſo fortgehen, bis wir an einer Inſel der Seligen landeten und von einer Rückkehr in die hoffnungsloſe Wirklichkeit nie die Rede ſein könne — es bedarf nicht Ihrer Dichterphantaſie, um zu verſtehen, daß eine Art Rauſch mich überkam, der mich auch über meinen Vorſatz, es zu einer Ausſprache zu bringen, hinaushob.

Da das Segel zwiſchen uns ſich blähte, konnte ich auch nicht ſehen, ob ſein Geſicht eine ähnliche Stimmung verrieth. Darum erſchrak ich heftig, als ich ihn plötzlich mit ſtockendem Ton ſagen hörte: Wiſſen Sie auch, liebes Fräulein, daß das unſere letzte gemeinſame Fahrt ſein muß?

Mir ſchlug das Herz ſo gewaltſam, daß ich kein Wort hervorbringen konnte. Erſt als ich mich mühſam geſammelt hatte, ſagte ich:

Sie wollen abreiſen? Schon ſo bald?

Nein, hörte ich ihn erwidern, immer ohne ihn zu ſehen, wir müſſen noch bleiben, ſolange das Wetter es erlaubt, Annies wegen. Aber die Freude, mit Ihnen zu verkehren, werde ich mir verſagen müſſen.

Er hatte offenbar Mühe, den Grund offen heraus-

zusagen. Erst nachdem er wieder Muth und Athem geschöpft hatte, fuhr er fort. Schon seit längerer Zeit habe die Kranke sich darüber beklagt, daß er sie über den langen Fahrten und Gängen mit mir vernachlässige, heute aber sei es zu einem so heftigen Ausbruch ihrer Eifersucht gekommen, daß er ernstlich für ihre ohnehin nur langsame Genesung fürchten müsse, wenn solche Scenen sich wiederholten.

Als ich schwieg, nicht eben überrascht, sondern mehr, weil ich schon vorher mir hatte sagen müssen, daß hierauf nichts zu erwidern sei, schien er zu glauben, daß er mich verletzt habe. Um mich zu begütigen, brach nun alles aus ihm heraus, was er bisher sich wohl nur dunkel eingestanden hatte: wie theuer ich ihm geworden, daß er nie ein weibliches Wesen gefunden, dessen theilnehmende Nähe ihn so beglückt, vor dem er sein ganzes Inneres habe aufschließen mögen und auf dessen Umgang zu verzichten ihm wie ein Lebensverzicht erscheine. Und doch — er habe andere Pflichten — in die er sich verstrickt habe, er wisse nicht, wie, die ihm aber heilig sein müßten, zumal Tod und Leben der armen Kranken daran hänge. Und deßhalb wage er mich zu bitten ...

Ich ließ ihn nicht ausreden. Das Glück, das dies Geständniß für mich einschloß, bestürmte mich mit solcher Gewalt, daß ich an nichts anderes denken konnte, als es festzuhalten um jeden Preis.

Nein, mein Freund, sagte ich, bitten Sie mich nicht! Ich kann es Ihnen nicht gewähren, kann nicht fortreisen und Sie hier zurücklassen. Alles, was Sie mir von Ihrem Gefühl für mich gesagt haben, lebt auch in mir. Ich habe nie einen Mann gefunden, der mir so theuer gewesen wäre. Mich nun von ihm trennen, mich ohne ihn in meinem einsamen Leben behelfen zu sollen —

eine Verpflichtung dazu erkenne ich nicht an. Ich mache keine übergroßen Ansprüche an das Glück. Wenn Sie sagen, daß Sie Ihrer Braut nicht abtrünnig werden können, so muß ich das hinnehmen. Aber neben Ihnen zu leben, mich Ihres Daseins zu freuen und im stillen auch ein wenig stolz darauf sein, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin, das ist denn doch eine bescheidene Zukunftshoffnung, während eine Andere Sie ganz besitzen wird, die weniger Ansprüche daran hat, als ich, und nur ein übereiltes Wort von Ihnen dafür anführen kann.

Ich weiß nicht, was ich noch alles in diesem Sinne sagte. Er ließ mich ausreden und kämpfte offenbar, auch nachdem ich verstummt war, mit seiner Erregung. Plötzlich hörte ich ihn, immer durch das Segel gedeckt, wie zu sich selber sagen: Wissen Sie denn auch, daß das alles Unsinn ist? Daß ich zu Grunde gehe, wenn ich Sie noch länger sehen muß, ohne jede Hoffnung, Sie zu besitzen?

Es überrieselte mich heiß und kalt bei diesen Worten. Ich erhob mich und ließ die Segelschnur fahren, so daß die Leinwand zur Seite schlug und wir uns ins Auge sehen konnten.

Wenn es so steht, sagte ich, so ist vollends an keine Trennung zu denken. So müssen wir fürs Leben zusammenbleiben.

* * *

Sie schwieg, und ich sah, wie bei der Erinnerung an diesen verhängnißvollen Augenblick alles Blut ihr zum Herzen geströmt war. Denn ihr Gesicht war tief erblaßt, sie athmete mühsam, und erst nach einer Weile konnte sie weitersprechen.

Was werden Sie von mir denken! Freilich, das Glück macht egoistisch und grausam, zumal einen Menschen, dem es so lange unbekannt geblieben war. Aber daß ich so weit mich vergessen konnte, über Glück und Leben einer Anderen hinweg diesen Mann, den ich liebte, an mich zu reißen, ihn an Rücksichtslosigkeit zu überbieten, ohne zu warten, ob auch seine leidenschaftliche Empfindung stark genug sein möchte, ihn die Stimme seines Gewissens überhören zu lassen — das wird mich in Ihrer Hochachtung nicht eben befestigen.

Als ein gescheiter Kopf, an dem ein Jurist verdorben war, wie mein Vater gescherzt hatte, war ich auch um Gründe nicht verlegen, meine selbstsüchtige Überzeugung zu rechtfertigen.

Sollten hier wirklich zwei Menschen für ihr ganzes Leben auf ihr bestes, einziges Glück verzichten, nur damit eine Dritte nicht zu Schaden komme? Und stehe es denn auch fest, daß diese Dritte lebensgefährlich dadurch getroffen werden würde? Gerade, was Annies einziger Reiz war, die weibliche Zartheit und Ergebung, werde ihr über den Schmerz der Enttäuschung hinweghelfen und wahrscheinlich bald dazu führen, daß sie einen Ersatz für das Verlorene fände. Wäre es denn die erste Verlobung, die aufgehoben wurde, weil die Charaktere nicht zueinander paßten? Und würde er, wenn er auf seinem Entschluß verharrte, überhaupt hoffen können, *sie* glücklich zu machen, da sie mit der Zeit wohl empfinden würde, daß sie *ihn* nicht beglücken könne?

Ich sprach lange so fort. Meinem Verstande war es leicht, dies ganze Räsonnement als unwiderleglich hinzustellen. Auch erwiderte er kein Wort. Er hatte, da wir nun zurückkehren mußten und der Wind vom

Lande kam, die Ruder ergriffen und bewegte sie mit kräftigen Stößen. Ich sah, daß es ihm Bedürfniß war, allein zu sein und sich mit seinem streitenden Innern ins Reine zu bringen. Vorläufig erwartete ich ja auch kein zustimmendes Wort. Daß er über Nacht das Gewicht meiner Gründe klar einsehen würde, stand mir außer Zweifel.

Wir hatten uns mit einem stummen Händedruck getrennt. Den Rest des Tages blieb ich auf meinem Zimmer und erschien auch nicht bei dem gemeinsamen Abendtisch. Ich war in einem seltsam aufgeregten Zustande, wie wenn mich Flügel über die niedere Erde hintrügen. Zuweilen, das fühlte ich wohl, regte sich ein Bedenken, ob ich auch richtig handelte, und wollte mich aus meiner sicheren Höhe herabziehen. Ich widerstand aber tapfer. Einmal sollte mir doch meine Vernunft, die mir so wenig zum Glück verholfen hatte, auch einen Dienst leisten, alles Feige, Kleinliche, sogenannt Moralische niederkämpfen, das einer freien Seele unwürdig wäre. Ich war mir des reinen Willens und der Kraft dazu bewußt, diesen lieben, edlen Menschen, den ein schwächliches Mitleid für sein ganzes Leben unselig machen wollte, auf einen höheren Standpunkt zu erheben. Ein ewiger Vorwurf wäre mir's gewesen, wenn ich ihn sich selbst überlassen hätte.

Die Aufregungen dieses Tages aber und das ewige Grübeln hatten mich erschöpft. Schon wollte ich früher, als ich gewohnt war, zu Bett gehen, als an meine Thür gepocht wurde. Herein trat eine Hausgenossin, die ich sonst immer gern bei mir gesehen hatte, heute aber lieber nicht empfangen hätte — die Mutter der Braut.

Verzeihen Sie, liebes Fräulein, sagte die gute Frau, daß ich noch so spät bei Ihnen eindringe. Aber wenn

ich's nicht vom Herzen herunter habe, was schon seit Tagen darauf lastet, ist an Schlaf für mich nicht zu denken, und noch viel weniger für mein armes Kind. Sie sind heute wieder mit meinem Schwiegersohn in die See hinausgefahren, diesmal allein. Was im Hause darüber geredet wird, kümmert mich nicht. Meine Annie aber hat sich so darüber aufgeregt, daß der Doctor große Mühe gehabt hat, einen heftigen Nervenanfall zu bekämpfen. Das dürfe sich nicht wiederholen, hat er gesagt, oder er stehe für nichts. Aber wie soll das vermieden werden, wenn alles bleibt, wie es ist? Es liegt mir fern, Ihnen eine Schuld daran zu geben. Sie können nichts dafür, daß Sie liebenswürdig sind, und da Sie gesund und schön und gebildet sind, all das mehr als meine Tochter, kann man's dem Bräutigam verdenken, wenn Annie in seinen Augen neben Ihnen verliert? Nicht daß ich an ihm zweifelte. Aber er muß sich sichtbar Mühe geben, trotz alledem in der Liebe zu seiner Braut nicht kühler zu werden, und sie empfindet es und verzehrt sich in Gram darüber. Wenn das so fortgeht, seh' ich voraus, daß sie mir unter den Händen hinschwindet und eines Tages auslöscht, wie ein Licht. Nun aber habe ich schon zwei liebe Kinder verloren, und wenn ich auch das dritte und letzte hergeben soll —

Die Thränen unterbrachen ihre Rede, sie sank auf einen Stuhl, und ich hatte große Mühe, sie zu beruhigen. Sie erzählte mir, als sie sich erst wieder gefaßt hatte, von ihrem Leben, das kein leichtes gewesen war, von den beiden Kindern, die sie verloren, und wie sie gehofft hatte, das Glück ihrer Annie werde sie für alles Ausgestandene und Verlorene entschädigen. Was soll ich Ihnen die peinliche Scene ausführlich schildern? Ge-

nug, als sie mich eine Stunde später verließ, umarmten wir uns unter Thränen, und sie nahm mein Versprechen mit, am nächsten Morgen in aller Frühe abzureisen.

Kaum war sie aus dem Zimmer, so bereute ich, daß ich ihr nachgegeben hatte. Mit ihr und dem kranken jungen Wesen hatte ich Mitleid gehabt — aber auch mit meinem Freunde, selbst wenn ich das Opfer, das ich selbst brachte, gar nicht rechnen wollte? Welch einer Zukunft überließ ich ihn, an der Seite einer kränklichen, ungeliebten Frau, die an seinem geistigen Leben keinen Antheil nahm? Mußte er eine Übereilung wirklich so schwer büßen, da auch sein Gewissen kaum Einspruch thun konnte, wenn er sich scheute, dies Mädchen zur Mutter von Kindern zu machen, die vielleicht ihr nacharten würden?

Und doch — soviel ich grübelte, das dumme Herz entschied. Sie selbst haben ja gesagt: Der arme Kopf gibt immer nach, weil er der Klügere ist von beiden. Und so bin ich am anderen Morgen vor Thau und Tage abgereist und habe meinem Freunde nur einen Zettel mit einem einsilbigen Lebewohl hinterlassen und dem Wunsch, daß er sich Mühe geben möchte, glücklich zu werden, trotz der Entsagung.

Eine Antwort darauf habe ich nicht erhalten.

* * *

Es blieb eine Weile ganz still zwischen uns Beiden. Dann sagte sie: Der Zug fährt langsamer, ich werde gleich am Ziel sein. Das Gut, das mein Bruder bewirthschaftet, liegt eine Stunde von der nächsten Station entfernt, und sein Wagen erwartet mich. Ich möchte

Ihnen nun noch danken für die Geduld und Theilnahme, mit der Sie mich angehört haben. Und glauben Sie nicht, daß ich mich beklagenswerth fühlte. Auch wie ich auf Umwegen hörte, die Verlobten hätten sich bald darauf geheirathet, die junge Frau sei völlig gesund geworden, gab es mir keinen neidischen Stich ins Herz. Das Erlebniß lag abgeschlossen hinter mir; wenn ich daran zurückdachte, fühlte ich nur wieder Dank für das Glück, daß ich das kennen gelernt hatte, was das Süßeste im Leben ist, das völlige Hingeben unserer Seele an eine andere, da, wie gesagt, Geben seliger ist als Nehmen. Und ich hatte doch auch zurückempfangen. Der Dank dafür konnte nie in mir erlöschen, und vielleicht gerade, weil es so kurz gewesen war, hatte das Gefühl nicht Zeit gehabt, schwächer zu werden und seine Zauberkraft zu verlieren. Man muß halt vorlieb nehmen lernen! suchte sie zu scherzen, um ihre Bewegung zu bezwingen.

Dann hielt der Zug. Sie stand auf, und ich half ihr zu ihrem Handgepäck, während der Schaffner in der Thür des Coupés erschien. Auf dem Bahnsteig sah ich einen Herrn in einem Jagdanzug, neben dem zwei Kinder standen, ein Knabe von sieben Jahren und ein etwas jüngeres Mädchen, die beim Anblick meiner Reisegefährtin in großen Jubel ausbrachen.

Sie hatte sich mit einer lieblich freundschaftlichen Geberde von mir verabschiedet, zeigte draußen noch einmal nach mir zurück, worauf der Herr höflich die Mütze zog, mich zu begrüßen. Dann setzte sich der Zug in Bewegung, und die Gruppe entschwand meinen Augen.

* * *

Jahr und Tag waren nach dieſer Begegnung, die mir in wärmſter Erinnerung blieb, vergangen, da erhielt ich aus einer norddeutſchen Univerſitätsſtadt ein Blatt mit der Vermählungsanzeige eines mir unbekannten Profeſſors mit einem Fräulein, deſſen Name mir unvergeßlich war.

Sie ſelbſt, die Neuvermählte, hatte hinter der gedruckten Anzeige ein paar Zeilen hinzugefügt: „Faſt gerade an dem Tage, wo ich von der armen Annie Ihnen erzählte, iſt ſie aus dem Leben geſchieden, nachdem ſie einem Kinde das Leben gegeben hatte. Wie gut von dem ‚armen Kopf‘, daß er der Klügere war! Hätt' ich des Glücks, das mir jetzt beſchieden worden, froh werden können, wenn ich's auf Koſten einer Anderen mir angeeignet hätte? Ich brauche mir nicht erſt Mühe zu geben, dem Kinde, das mir nun gleich mit dem geliebten Manne beſchert worden iſt, eine gute Mutter zu ſein. Wenn aber der Himmel mir noch eine eigene Tochter gönnt, die dann vielleicht erblich belaſtet iſt, will ich nach Kräften dafür ſorgen, daß man ihr den Namen, unter dem ihre Mutter gelitten, nicht aufbringen ſoll, obwohl es kein Unglück iſt, Verſtand zu haben, wenn man nur im rechten Augenblick auch das Herz auf dem rechten Fleck hat.“

Lottchen Täppe

(1905)

Die Bekanntschaft mit dem merkwürdigen alten Frauenzimmer, das diesen Namen trug, reicht bis in meine frühe Knabenzeit zurück.

Ich war noch nicht sieben Jahr alt, als meine Mutter eines Sonntagnachmittags mich und meinen zwei Jahre älteren Bruder zu einem Besuch bei dieser ihrer Jugendfreundin mitnahm, von der sie uns oft erzählt hatte. Welche Bewandtniß es mit ihr hatte, wurde uns damals nicht recht klar. Wir wunderten uns nur, daß sie nie zu uns kam, die Mutter nur sie besuchte, und dann immer in einer Droschke, da sie ein umfangreiches Packet mitnahm, dessen Inhalt uns verborgen blieb. Dies geschah fast regelmäßig alle fünf oder sechs Wochen, und unsere Mutter brachte von diesen Besuchen stets eine besonders gute Laune mit nach Hause und hatte dem Vater allerlei muntere Histörchen oder drollige Bemerkungen zu erzählen, die auch ihn zu ergötzen schienen. Wir aber verstanden sie nicht, denn es war hin und wieder ein jüdisches Wort eingemischt, in dem gerade die Pointe liegen mußte.

Daß Mamsell Lottchen gleichwohl keine Jüdin war, sondern eine gute Christin, hatten wir schon damals herausgebracht. Erst später aber erfuhren wir, wie das zusammenhing. Sie hatte bis in ihr achtundzwanzigstes Jahr in frommen israelitischen Familien als Schabbesgoi

gedient, womit bekanntlich eine christliche Magd bezeichnet wird, die am Sabbath, wo die nach dem Gesetz lebenden Juden sich jeder Arbeit enthalten müssen, die nothwendigsten häuslichen und Küchenarbeiten bei ihnen verrichtet. Nun glaube ich zwar, daß im Hause meiner Großeltern von mütterlicher Seite die mosaischen Vorschriften nicht mehr streng beobachtet wurden. Doch mag unsere Mutter vor ihrer Verheirathung in befreundeten Familien der aushelfenden Dienerin begegnet sein, die zwölf bis vierzehn Jahre älter war, aber von so jugendlich heiterem Temperament, daß sie dem lebhaften und witzigen Fräulein Julie Saaling sehr gefiel und späterhin, in der Erinnerung an diese Jugendjahre, mit Vorliebe auch des jüdischen Jargons sich bediente, der ihr bei ihren Sabbathpflichten so oft ans Ohr geklungen sein mußte.

Das hatte aber endlich aufgehört. Eine Erbschaft, vielmehr ein großes Geschenk, das ein Hagestolz, den sie treu gepflegt, ihr nach einer schweren Krankheit gemacht hatte, hatte sie auf einmal so gestellt, daß sie nicht mehr niedrige Dienste zu thun brauchte. Auch fand sich bald ein Bewerber, der ihr zusagte, ein Stubenmaler seines Zeichens, vor dem sie als vor einem „Künstler" großen Respekt hatte. Es war auch begreiflich, daß nicht bloß ihr bischen Geld, sondern ihre zierliche, nur etwas gar zu kleine Person und das hübsche Gesichtchen ihm eingeleuchtet hatten.

So wurde der Tag der Hochzeit festgesetzt, und auch meine Mutter, die damals noch nicht verheirathet war, dazu geladen worden.

Leider aber zerrann dieser schöne Traum.

Bei einer Landpartie, die sie an einem schwülen Hochsommertage mit ihrem Bräutigam und einigen

guten Freunden und Freundinnen machte, wurde die lustige Gesellschaft auf offener Landstraße von einem mächtigen Gewitter und Hagelschlag überfallen. Sie fuhren in einem sogenannten Kremser, der kein Dach hatte, und da weit und breit ein schützendes Haus nicht zu erspähen war, blieben sie fast eine Stunde lang wehrlos dem wüthenden Unwetter ausgesetzt und mußten auch in den nassen Kleidern nach Hause fahren.

Die übrigen Theilnehmer an dem verunglückten Sommervergnügen kamen mit verdorbener Toilette und ausgiebigen Katarrhen davon. Mamsell Lottchen aber, die von zarter Complexion und in einem dünnen Sommerfähnchen ohne Überwurf gefahren war, fiel in ein schweres rheumatisches Fieber, an dem sie acht Wochen lang daniederlag. Als sie endlich sich vom Bett erhob, zeigte sich, daß ihre Gestalt nach der linken Seite verkrümmt und ein seltsames Gliederweh in ihren Hüften und Beinen zurückgeblieben war, so daß sie nur mühsam am Stock herumhinken konnte und Spiel und Tanz für sie vorbei war.

Ihr feines Gesicht und der kluge Blick ihrer veilchenblauen Augen waren noch so anziehend wie zuvor, ja durch den leisen Zug eines unentrinnbaren Leidens noch verklärt. Auch zeigte sich ihr Verlobter unverändert gegen das nun so zwerghaft verunstaltete Figürchen und erklärte, er würde sie heirathen, auch wenn sie hinfort auf zwei Krücken gehen müßte.

Davon aber wollte Mamsell Lottchen nichts hören.

Ich habe ja immer gewußt, sagte sie zu meiner Mutter, mein Heinrich is 'ne Seele von einem Menschen, und daß er mich nu nich sitzen lassen will, obwohl ich so 'n krummpuckliges Alräunchen geworden bin, das macht ihm der Zehnte nich nach. Aber 's geht doch nicht,

Fräulein Julchen, das müssen Sie einsehen. So 'n bildschöner Mensch, fünf Fuß zehn Zoll hoch und en Künstler dazu — wenn wir vorher auf der Straße untergefaßt gingen, blieben die Leute stehn und sagten: en schönes Paar! Die Braut man bloß 'n bischen kleinwinzig. Jetzt würden sie auch stehn bleiben, aber bloß sagen: Is der schöne Mensch meschugge, daß er sich so 'n garstig Schätzchen ausgesucht hat? Und sehn Sie, Fräulein Julchen, davor bin ich zu eitel dazu, und auch zu gescheit. Denn mit der Zeit, wenn die blinde Liebe verraucht wäre, würden meinem Heinerich doch die Augen aufgehn, da er ja en Künstler is und so sehr fürs Schöne, und bloß wegen meiner paar Thaler geheirathet zu werden, — nee, dazu ist Lottchen Täppe zu stolz. Er soll sich nach 'ner Andern umsehn, und wegen seinem Dalles braucht er nich ledig zu bleiben, dafür bin ich noch da.

Und sie war in der That dafür da.

Als sie merkte, daß ihr entlobter Freund, der sie immer noch besuchte, den Kopf hängen ließ und häufig seufzte, sagte sie ihm eines Tages ins Gesicht, daß er wieder verliebt sei, und ruhte nicht, bis er ihr gestanden hatte, in wen. Das Mädchen schien ihr nicht übel zu einer „Künstlerfrau" zu taugen, doch ehe der junge Mann sich als Meister selbständig machen und ein eigenes Geschäft etablieren konnte, war ans Heirathen nicht zu denken.

Da zog sie sich eines Tages sauber an, nahm ihren Stock in die Hand und humpelte zu dem Bankier, wo sie ihr Geld stehen hatte. Den größeren Theil zog sie zurück, um damit ihrem Bräutigam die Möglichkeit zu bieten, die Andere heimzuführen. Für sich aber behielt sie nur so viel, als ihr hinreichend schien, um nothdürftig damit auszukommen, wenn sie fortführe, ihre künstlichen

Stickereien auf Seide und Leinwand zu machen, die in den größeren Luxusgeschäften sehr gesucht waren.

Hierauf miethete sie ein paar Dachstübchen im vierten Stock des Eckhauses, das an der Stechbahn gelegen war und den Blick auch nach der anderen Seite auf die Schloßfreiheit hatte, die heute verschwunden ist, um dem Kaiser Wilhelm-Denkmal Platz zu machen. Als das neue Brautpaar die steile Treppe hinaufkletterte, seiner Gönnerin und Wohlthäterin zu danken, wurde es abgewiesen, ohne daß Mamsell Lottchen sich herbeiließ, anders als durch die Thür ihnen Glück zu wünschen.

Daß sie es nicht übers Herz brachte, die Einladung zur Hochzeit anzunehmen, wird man begreifen.

* * *

Dann trat eine Pause in dem Verkehr der beiden „Jugendfreundinnen" ein, da meine Mutter mehrere Jahre in Frankfurt lebte, auch hernach, als sie nach Berlin zurückgekehrt war, ihr Lottchen aus den Gedanken verlor. Erst als sie sich verheirathete, fiel es ihr aufs Herz, daß ihr ein sanfteres Loos gefallen war, als der alten Einsamen, und statt ihr eine Vermählungsanzeige zu schicken, ging sie zu ihr und fand sie über Erwarten mit ihrem Schicksal ausgesöhnt und auf ihre Weise thätig.

Denn sie behalf sich ohne Magd, und nur alle Sonnabende kam das Mädchen einer guten Frau, die unten im Hause wohnte, um gründlicher reinzumachen, als es der gebrechlichen Einsiedlerin möglich war. Von dieser Hausnachbarin, die sie sehr schätzte, erhielt sie auch jeden Mittag eine Suppe und Sonntags ein Fleischgericht, was sie redlich bezahlte. Im übrigen beschränkte

sie sich auf Kaffee, Brod und Butter und erhielt sich bei dieser frugalen Lebensweise frisch und gesund.

Ihre Wohnung hatte sie in all den Jahren nicht ein einziges Mal verlassen und behauptete, die Stadt komme ja zu ihr, da sie in den draußen angebrachten zwei Fensterspiegeln das ganze Leben und Treiben auf dem Schloßplatz und den Straßen unten beobachten konnte. Auch fehlte es nicht an Besuchern, weil sie mit vielen Menschen Freundschaft gehalten hatte und allen nur noch werther geworden war, seit das Unglück, das über sie gekommen, an ihrer heiteren Menschenfreundlichkeit nichts geändert hatte.

So war sie auch meiner Mutter ganz als die Alte erschienen, in aller Dürftigkeit immer noch reich genug, um Ärmeren wohlzuthun, aber gegen Wohlthaten reicher Gönner sich mit fester Beharrlichkeit wehrend. Es war eine besondere Gunst, wenn sie jemand erlaubte, ihr kleine Geschenke zu machen, nur was meine Mutter sich ausdachte, um sie ein wenig zu erfreuen, nahm sie, ohne viel Wesens davon zu machen, mit Dank wie von einer Freundin an, der man nichts abschlagen kann.

Dies alles war mir noch ziemlich dunkel, als wir in einer Droschke zu dieser „Tante“ hinfuhren, die wir uns wie irgend eine geheimnißvolle Figur aus einem Grimmschen Märchen vorstellten.

Die Wirklichkeit entsprach auch diesem Bilde.

Das kleine, nach der linken Seite gekrümmte alte Weibchen, das am Stock uns entgegenhinkte, sah in der That einer Märchenfrau gleich, halb Hexe, halb gütige Fee. Denn der Blick ihrer etwas verblichenen blauen Augen in dem ganz milchweißen feinen Gesicht, das von einer weißen Tüllhaube umrahmt war, verscheuchte sofort jede Befangenheit, während freilich der welke,

zahnlose Mund, so freundlich er lächelte, an die Grimasse der Waldhexe erinnerte, die Hänsel und Gretel in ihr Pfefferkuchenhaus lockte.

Sie mochte etwa sechzig Jahre alt sein, ihr Haar hatte einen merkwürdig silbernen Glanz, ihre Bewegungen waren trotz ihrer Gebrechlichkeit ungemein rasch und lebendig, und sie bezeigte ihre Freude, daß die Mutter uns mitgebracht hatte, auf die rührendste Art. Einer nach dem anderen mußten wir auf ihrem Schooß sitzen und auf eine Menge Fragen Antwort geben. Dann wollte sie uns durchaus von den kleinen Kuchen essen lassen, die sich in Mutters Packet befanden. Ich entsinne mich noch deutlich, daß es mich sehr wurmte, als die Mutter das entschieden verbot. Doch wurden wir durch eine Tasse Milchkaffee und ein großes „schwarzes" Butterbrod entschädigt, wie wir's niemals zu Hause bekamen. Nach dieser Vesper saßen wir auf den Stühlen am Fenster und schauten über den Schloßplatz nach der Brücke mit dem Reiterbilde des Großen Kurfürsten, dann auch die lange Schloßfreiheit hinunter bis in den Lustgarten. Wir hatten das alles ja oft schon unten gesehen. Aber hier aus der Vogelperspective machte es einen ganz neuen, phantastischen Eindruck, wie wenn wir in die Zwergenwelt da unten gar nicht hineingehörten.

Tante Täppe saß unterdeß mit unserer Mutter auf dem kleinen, schmalen, mit großblumigem Kattun überzogenen Sopha, und aus ihrem Lachen und Plaudern ist mir nichts erinnerlich, als daß es mir auffiel, daß die Mutter sie duzte, von ihr aber Frau Professorn genannt wurde.

Als ich genug hinuntergeschaut hatte, sah ich mich auch im Zimmer um, weiß aber nur noch, daß es sehr hell war trotz der niedrigen Decke, sehr reinlich, der

Fußboden blank gescheuert und mit Sand bestreut, überall wohlfeile Blumen auf der Kommode und den Fenstersimsen, und über dem Sopha hing ein Porträt, einen jungen Mann darstellend in einer Samtjacke mit offenem Hemdkragen und langen Haaren, wie damals die Künstler herumgingen. Ich fragte, wer es sei, und hörte, während die Mutter mir einen Wink gab, den ich nicht verstand, es sei das Bild eines Malers, Herr Heinerich, und er habe es selbst gemalt.

Außer diesem ziemlich großen Zimmer war da noch eine düstere Kammer mit abgeschrägtem Dach, die in einen engen brunnentiefen Hof sah. Hier stand das Bett und ein tragbares Kochherdchen, auch Blumen, die einen süßlichen Duft ausströmten zugleich mit dem muffigen Hauch eines alten Schrankes. Doch behauptete die Alte, das mache ihr nichts, sie schlafe ohne Träume und sei gesund wie ein Fisch.

Nachdem wir das alles betrachtet hatten, gingen wir bald wieder, obwohl Mamsell Lottchen uns noch zu halten suchte. In dem Packet hatte sich außer den Kuchen eine warme seidene Hausjacke befunden, die meine Mutter lange getragen hatte, ein Päckchen Schnupftabak und ein Roman der Frau von Paalzow.

Denn die „Tante“ war eine eifrige Leserin. In früheren Jahren schien sie die alten Volksbücher bevorzugt zu haben. Ich hatte auf einem kleinen Bücherbrett „Die vier Heymonskinder“, „Die schöne Magelone“ und den „Hürnenen Siegfried“ gesehen; daneben freilich ein paar Bände der Henriette Hanke und der Karoline Pichler, der Marlitt jener Zeit, so daß ihre litterarische Bildung wohl eine Entwicklung durchgemacht hatte.

So nahmen wir Abschied und versprachen, bald wiederzukommen.

Dies Versprechen wurde auch redlich gehalten, und zwar ließ uns die Mutter das nächste Mal allein zu der guten Tante gehen und ihr die Liebesgaben, die sie ihr zugedacht, überbringen.

Es ereignete sich bei diesem Besuch nichts Besonderes, als daß wir eine Menge kleinen Erinnerungskram betrachten mußten und mit anhören, was für Ereignisse oder bedeutsame Gelegenheiten sich damit verknüpften. Das Wichtigste war uns aber, daß wir diesmal eben doch von den Kuchen essen durften, die wir selbst ihr gebracht hatten.

Als wir dann in die Schule gekommen waren, hörten diese Botengänge auf. Auch war uns Tante Täppe nicht interessant genug, um die Mutter zu bitten, daß sie uns oft wieder zu ihr mitnehmen möchte, was nur noch ein paarmal geschah, um ihr zu ihren Geburtstagen zu gratulieren.

Da wurden wir — ich mochte zehn oder elf Jahr alt geworden sein — auf eine erschreckende Weise an die alte halbvergessene Märchenfrau erinnert.

* * *

Als wir eines Mittags aus der Schule kamen, fanden wir die Mutter nicht vor, die sonst nicht unterließ, bei unserm Essen zugegen zu sein, da sie selbst mit dem Vater, der um zwölf Uhr Vorlesung hatte, erst einige Stunden später zu Mittag aß.

Sie kam endlich in großer Verstörung und erzählte uns, während ihr die Thränen oft die Stimme erstickten, daß sie vom frühen Morgen an bei ihrer alten Freundin gewesen sei, doch nicht in deren Wohnung, sondern im Hause ihres ehemaligen Verlobten, des Herrn Maler=

meisters, von wo sie Botschaft erhalten hatte, so schnell wie möglich zu kommen, da Fräulein Täppe sie vor ihrem Ende zu sprechen wünsche.

Dies plötzliche Unglück hatte sich folgendermaßen zugetragen.

Der Verkehr mit ihrem „Heinerich" und seinem Hause war in den langen Jahren nicht allzu lebhaft fortgesponnen worden. Doch hielt der glückliche Meister und Hausvater darauf, daß er wenigstens zu Neujahr und Ostern seiner Wohlthäterin wieder einmal ein Zeichen unveränderlicher Dankbarkeit geben durfte, indem er sie mit ihrer Nachfolgerin besuchte und alles mitnahm, was diese inzwischen an jungem Nachwuchs in die Welt gesetzt hatte. Jedes Kind brachte ihr dann ein Blumentöpfchen, Goldlack oder Levkoien, die ihre Lieblingsblumen waren, sagte entweder einen Vers auf oder zeigte seine guten Censuren, alles zur Beurkundung, daß, was in dem Hause des alten Freundes grünte und blühte, im Grunde der hochherzigen milden Stiftung der alten Mamsell zu verdanken war.

Die kleine Festgesellschaft wurde dann mit Chokolade und Kuchen bewirthet, und so bescheiden die Inhaberin des Dachstübchens an der Schloßfreiheit von ihren Verdiensten dachte, an solchen Tagen war doch ein gewisser Glanz um ihre dürftige kleine Person verbreitet, und ihre Rede hatte etwas Feierliches, Getragenes, was den Respect ihrer Nachfolgerin nur noch erhöhte.

Das ließ sich die Gefeierte denn auch in Gnaden gefallen. Doch obwohl man Menschen, die einem Dank schuldig geworden, gern zu sehen pflegt, ließ sie sich deutlich merken, daß sie für die Frau ihres Heinerich kein sonderliches Wohlwollen hegte. Auch verbat sie sich

jedes Geschenk von ihr und jeden Besuch, außer jenen beiden obligaten.

Sie war deßhalb unliebsam überrascht, als die gute Frau gestern Abend plötzlich bei ihr erschienen war. Aber die Bestürzung über das, was sie zu ihr geführt hatte, überwand jene stille Abneigung, so daß sie sie zum erstenmal mit einer warmen Empfindung unter Thränen umarmte.

Der Malermeister, obwohl ein paar Jahre jünger als seine alte Freundin, war freilich auch schon ein Graukopf und in der letzten Zeit etwas wacklig geworden. Er hatte vor, seinem Ältesten das Geschäft zu übergeben und sich nur noch auf das Ölmalen zu verlegen, wofür er ein verkanntes Talent zu haben glaubte. Bei einem der letzten Aufträge, die er selbst noch übernommen, hatte er an einer schwierigeren Decoration mithelfen wollen und deßhalb die Leiter zu einem hohen Gerüst erstiegen. Seine unsicheren Füße versagten ihm aber den Dienst, er that einen Fehltritt und stürzte aus ziemlich beträchtlicher Höhe auf den Fußboden herab.

Der rasch herbeigerufene Arzt erklärte sogleich, daß wenig Hoffnung sei, den alten Herrn am Leben zu erhalten, ja es handle sich vielleicht nur um wenige Tage. So hatten sie ihn in sein Haus transportiert, wo er erst nach einigen Stunden wieder zum Bewußtsein gekommen war.

Sein erster Wunsch, als er seine Lage begriff, war, daß man zu Mamsell Täppe gehe und sie bitten solle, zu ihm zu kommen, so schwer es ihr sein möchte, sich nach so langen Jahren zum erstenmal aus ihrem Stübchen hinauszuwagen. Das hatte die trostlose Frau niemand anders auszurichten überlassen und beschwor nun die Alte, diese letzte Bitte zu erfüllen.

Sie hatte gleich eine Droschke mitgebracht und erbot sich, die gebrechliche Greisin die hohen Treppen von Dienstmännern hinuntertragen zu lassen.

Aber die Einsiedlerin hatte sich entschieden geweigert. Sie war so in ihrem Zustand eingerostet und verknöchert, daß sie es als etwas Ungeheures, Unmögliches ansah, noch einmal „in die Welt hinauszutreten", ehe man sie im Sarge über die Schwelle ihrer Wohnung trüge. Kein Bitten und Flehen half, so sehr ihr Gemüth in Aufruhr war bei dem Gedanken, den einst so herzlich Geliebten ohne ein letztes Lebewohl scheiden zu lassen. Zuletzt hatte sie nur immer den Kopf geschüttelt und Nein! nein! es geht nicht — ich kann nicht! vor sich hin gemurmelt.

Erst als die weinende Frau sie verlassen, kam es über sie, daß sie doch eine heilige Pflicht versäumen würde, wenn sie dem letzten Willen des Sterbenden sich nicht fügte, mochte es sie selbst ein noch so großes Opfer kosten.

So stand sie plötzlich aus ihrem Brüten auf, holte aus dem Schrank einen leichten schwarzen Mantel, den sie seit dreißig Jahren nicht mehr getragen, und da sie ihren Hut weggeschenkt hatte, zog sie nur den Mantelkragen über den Kopf und verließ ihre Wohnung.

Wie beschwerlich und zitternd sie die steilen vier Treppen hinunterkroch, kann man sich vorstellen. Doch diese Gemüthsbewegung war noch gering gegen das Gefühl, mit dem sie aus dem Hause trat. Es war Abend, ein feiner Regen sprühte ihr entgegen, vermummte Gestalten unter Schirmen eilten an ihr vorbei, und durch die neblige Luft flackerten die rothen Flämmchen der Laternen, die kaum auf den nächsten Kreis um sie her ein unsicheres Licht warfen. Einem von den Todten Auferstandenen,

der sich plötzlich in einer fremdgewordenen Welt findet, konnte nicht schauerlicher zu Muthe sein.

Aber so heftig diesem kleinen Gespenst das Herz klopfte, die erste Regung, sofort wieder umzukehren, verschwand alsbald, und nun wankte das tapfere alte Weibchen resolut ins Freie, ruhte unten an einem der Häuser der Stechbahn aus, da ihre Kniee denn doch unter ihr einzubrechen drohten, und riß sich dann gewaltsam in die Höhe. Das schlimmste Stück Weges aber war der weite, dunkle Schloßplatz, wo ihr nirgend eine Stütze zum Rasten begegnete, bis sie die Kurfürstenbrücke erreicht hatte. Da ruhte sie wieder bei dem mächtigen dunklen Reiterbilde und sammelte neuen Muth. Es war ihr wie ein finsterer Traum, den sie halb bewußtlos erlebte, und der einzige klare Gedanke nur, daß sie es ihrem alten Freunde schuldig sei, ihm noch einen letzten Liebesbeweis zu geben.

Die kühle, freie Luft aber, die sie umfing, stieg ihr zu Kopf, zumal als sie die Königstraße erreicht hatte, wo sie sich wieder in ein Menschengedränge wagen mußte. Die Wohnung des Malermeisters lag in der Poststraße. So lange Jahre vergangen waren, seit sie leichtfüßig als Schabbesgoi diese Straßen gewandelt war, hatte sie doch den Weg noch genau im Gedächtniß. Auch schien ihr, je länger sie an ihrem Stocke hinging, desto mehr die Kraft zu wachsen, ja ein heimliches Gefühl, wie wenn ihre Jugend wieder erwachte und sie ein lustiges Abenteuer erleben ließe. Eine Art Rausch überkam sie, so daß sie ganz dreist, ohne rechts und links zu spähen, durch das finstere, stumme Gewühl hinschritt. Sie ließ sich vom Strome forttragen, nur bedacht, die Poststraße, in die sie einlenken mußte, nicht zu verfehlen. Da staute aber plötzlich die Menschenwelle, die ihr entgegenkam, da

mehrere Wagen sich in entgegengesetzter Richtung bewegten. Ein Theil der Fußgänger wurde vom Bürgersteig auf die Straße gedrängt, unter diesen auch das alte Lottchen, und da sie den Mantelkragen über die Ohren gehüllt hatte, hörte sie nichts von dem Schelten und Schreien, mit dem die Kutscher auf ihre Pferde und die Menschen, die sie aufhielten, einhieben, sondern stand mitten in dem Knäuel wie betäubt. Auch noch, nachdem er sich zu entwirren begonnen hatte und Alle um sie her sich auf das Trottoir in Sicherheit zu bringen suchten. So kam es, daß sie hülflos auf der Straße stehen blieb, taub gegen den warnenden Zuruf der Nächststehenden, bis ein heranstürmendes Gespann sie zu Boden warf und Hufe und Räder über sie hinweggingen.

Als sie in das nächste Haus gebracht und ein Arzt gerufen worden war, dauerte es noch eine Stunde, ehe sie wieder zur Besinnung kam. Wie durch ein Wunder war an ihrem dürren alten Gebein kein Knöchelchen verletzt, aber aus gewissen Anzeichen ging hervor, daß eines der inneren Gefäße durch den Sturz zerrissen worden war, und der Arzt gab wenig Hoffnung, das Leben über die nächste Nacht zu erhalten.

Man hatte sie natürlich um Namen und Wohnung befragt. Ersteren hatte sie richtig angegeben, dann aber verlangt, daß sie in das Haus gebracht werde, wohin sie hatte gehen wollen und wo man sie erwarte.

Dort lag der schwer Kranke in wachsender Schwäche und schrak entsetzt aus seinem Halbschlaf auf, als das arme kleine Wesen, das noch einmal zu sehen er schon aufgegeben hatte, in so zerrütteter Gestalt ihm ins Zimmer getragen wurde.

Die Alte war während des Transports die Treppe hinauf ohnmächtig geworden. Zum Glück aber befand

ſich der Arzt gerade noch bei ſeinem Patienten und brachte es dahin, daß auch die alte Freundin, die man auf das Sopha im Krankenzimmer bettete, ſich ein wenig erholte, die Augen aufſchlug und mit einer aufblitzenden Heiterkeit erkannte, wo ſie war.

Nachdem ſie etwas Stärkendes zu ſich genommen hatte, ließ ihr Freund Alle hinausgehen, und ſo blieben die beiden alten Menſchen in ihrer letzten Nacht unter vier Augen. Was ſie ſich da noch zu vertrauen hatten, hat Niemand erfahren.

Um Mitternacht ſchlich die Frau in das Zimmer und fand Beide in ſanftem Schlaf, ſo daß ſie ſchon Hoffnung ſchöpfte. Als ſie aber am anderen Morgen, im Glauben, ihr Mann ſchlafe noch fort, wieder nach ihm ſah, erkannte ſie, daß er nie wieder aufwachen würde.

Seine Freundin dagegen lebte noch etliche Stunden und bat, daß man meine Mutter benachrichtigen möchte. Als dieſe in großer Erſchütterung bei der alten Jugendfreundin eintrat, erſtaunte ſie, mit einem ganz heiteren Geſicht empfangen zu werden.

Sie ſollen mich nich beklagen, liebe Frau Profeſſorn, hauchte ſie mit einer kaum hörbaren Stimme, ſondern mir gratulieren, daß es ſo gekommen is. Ein ſchöneres Sterben hätt' ich mir nicht wünſchen können; denn meinen Heinerich überleben zu müſſen, das wäre mir ſchlimmer als Tod geweſen. Sehen Sie ihn ſich nur an. Is er nich noch mit ſeinen achtundfünfzig Jahren und nach dem grauſamen Sturz ein Bild von einem Menſchen? Und was er mir geſtern noch geſagt hat, daß er nie aufgehört hat, mich zu lieben, nee, das verrath' ich keiner Menſchenſeele, das nehm' ich mit ins Grab, und bin auch ſchon ganz reiſefertig; bloß Sie, liebe Frau Profeſſorn . . .

Laß doch das dumme Zeug und nenne mich Julchen! hatte meine Mutter sie unterbrochen. Und sie freute sich, von der treuen Seele noch zuletzt geduzt zu werden. Denn, sagte Lottchen: Du hast Recht, Julchen, vor dem Tode sind alle Menschen gleich, und dich hab' ich nächst meinem Heinerich immer am liebsten gehabt, weil du eine so lustige und doch rechtschaffene Seele bist und zu klug, um dumme Vorurtheile zu haben. Jetzt aber ...

Und dann hatte sie ihr den Hauptgrund enthüllt, weßhalb sie sie noch sprechen mußte, nämlich ihre Armen ihr ans Herz zu legen, die sie ihr alle nannte, nebst ihren Wohnungen, ein ganz ansehnliches Häuflein. Ihr bischen Möbel und sonstige Habe sollten verkauft und unter diese ihre „Erben" vertheilt werden. Die regelmäßigen Unterstützungen aus dem Erlös ihrer Handarbeiten hörten nun freilich auf, aber in dem Punkt verlasse sie sich auf ihr Julchen und deren Schwester Marianne.

Und dann küßte sie meine Mutter und sagte ganz fröhlich: Nu will ich mich recht ausschlafen. Wenn wir aufwachen, haben wir's nicht weit zueinander. Du hast ja auch dein Grab auf dem Dreifaltigkeitskirchhof. Gute Nacht, und grüß deinen guten Mann und die lieben Jungens!

So sank ihr feiner grauer Kopf ins Kissen zurück. Noch einmal aber schlug sie die Augen auf und sagte: Nimm dich auch ... meiner Blumen an ... sie müssen täglich ...

„Begossen werden" brachte sie nicht mehr über die Lippen. Eine Stunde später war sie sanft eingeschlafen.

Verfehlter Beruf

(1905)

Bei meinem letzten Aufenthalt in Florenz lernte ich einen jungen Bildhauer kennen, Giggi Calandra, der eben begonnen hatte, in Ausstellungsberichten als ein aufgehender Stern am Kunsthimmel Italiens rühmlich genannt zu werden.

Einer meiner deutschen Freunde, dessen Gattin in Florenz gestorben war, hatte ihre Büste bei ihm bestellt, da er gerade mit seinen Bildnissen Glück gemacht und die junge Frau ein paarmal gesehen hatte. So ging ich in das am Rande der Stadt gelegene Atelier, um zu sehen, wie weit die Arbeit gediehen war, und meinem Freunde darüber zu berichten.

Der Künstler empfing mich mit kühler Höflichkeit, wie ein Mann, der nicht gern bei der Arbeit gestört sein will. Auch als ich ihm den Zweck meines Besuches mittheilte, verneigte er sich schweigend und führte mich zu der Büste, an die er eben die letzte Hand anzulegen schien. Erst da ich ihm meine Bewunderung ausgesprochen hatte und er sah, daß ich ihren Werth nicht nur in Betreff der Ähnlichkeit, sondern auch als künstlerische Leistung zu schätzen wußte, thaute er ein wenig auf und klagte, daß er sich mit unzulänglichem Material, ein paar Photographieen und seinen flüchtigen Erinnerungen habe behelfen müssen. Nach dem Leben würde er wohl Besseres zustande gebracht haben.

Der ruhige Ernst, mit dem er sprach, und der seltsam düstere Ausdruck seines Gesichts befremdeten mich, da sie zu einem Künstler, der in der Vollkraft seiner jugendlichen Jahre stand und sich verheißungsvoller Erfolge rühmen konnte, nicht zu passen schienen. Ich hörte später, daß er die Dreißig bereits erreicht hatte. Doch machte das feine, scharfgeschnittene Gesicht, bartlos und von bleicher Farbe, einen jüngeren Eindruck, trotz des Schattens über der Stirn und den finsteren, fast trotzig blickenden Augen. Dichtes schwarzes Haar, kurzgeschoren, krauste sich um den merkwürdig kleinen Kopf, der auf einer mittelgroßen, gedrungenen Gestalt saß. In jeder Linie der breitschultrigen aber schlanken Figur sprach sich eine ungewöhnliche elastische Kraft aus, und wenn er die Arme hob, um eine der Marmorarbeiten auf ihrem Sockel zu drehen, traten unter der leichten Leinwandblouse die Muskeln wie bei einem Athleten straff hervor.

Nachdem ich die Büste hinlänglich von allen Seiten betrachtet hatte, sah ich mich auch nach den anderen Stücken in der Werkstatt um. Ein Gehülfe arbeitete an dem Grabdenkmal, dessen Gipsmodell schon auf der letzten Ausstellung mich gefesselt hatte, einem Todesengel, der einen in tiefer Ruhe hingestreckten jungen Krieger auf die Stirn küßte. Die Ausführung in Marmor war ziemlich weit gediehen, und die große Schönheit des Werks trat in dem edlen Material noch ergreifender zutage. Auf den Gesimsen an den Wänden standen die Abgüsse von einigen Büsten und kleine Thonskizzen, dazwischen Hände und Füße über dem Leben abgeformt und ein paar Photographieen nach größeren Sculpturen, die sämtlich zum Schmuck von Gräbern dienten. In all diesen war ein energisches Formgefühl und eine

feine geiſtige Empfindung zu erkennen, die von dem Talent des jungen Meiſters die günſtigſte Vorſtellung gaben.

Lauter Todtenopfer! ſagte er mit einem ſeltſamen Rümpfen der Lippe, als ich ihm meine Bewunderung ausſprach. Wenn unſereins leben will, muß er ſich in den Dienſt des Todes ſtellen. Wer trägt ſonſt nach Marmorſachen Verlangen, die über das Porträt hinausgehen! Aber freilich, ein junger Menſch kann nicht verlangen, daß man ihm große monumentale Aufträge gibt. Übrigens darf ich nicht klagen. Ich habe erſt neulich eine Beſtellung bekommen, die mich freut. Eine Gruppe, die ich ziemlich ausſichtslos nur zu meinem Vergnügen entworfen hatte, ſoll ich für einen reichen Amerikaner in Marmor ausführen. Wenn es Sie intereſſiert, kann ich ſie Ihnen zeigen. Ich bin noch nicht wieder darangegangen, da ich noch auf den Block, den ich in Carrara beſtellt habe, warten muß.

Er öffnete ein Seitenpförtchen und ließ mich in einen kleineren Raum eintreten, der ganz von Sonne durchflutet war. Die breite Thür gegenüber ſtand offen, und ich ſah in ein Gärtchen hinein, über deſſen Orangen- und Granatbäume hinweg der Blick zu den Höhen von Fieſole, über Vignen und Villen ſchweifte. Ein ſüßer Blütenduft wehte herein, und Vögel ſangen in den Zweigen draußen.

An den Wänden waren keine Skizzen und Abgüſſe aufgehängt, in der Mitte aber ſtand ein Bildwerk, von dem der Meiſter jetzt behutſam das naſſe graue Tuch, das es verhüllt hatte, wegzog. Er hatte mir ſchweigend angedeutet, daß ich mich auf ein kleines Sopha ſetzen möchte, das unter einem Oleanderſtrauch der Gruppe gegenüberſtand. Als ſie nun frei war,

ließ er mich eine Weile den Anblick von der Vorderseite genießen und drehte dann langsam, in größeren Pausen, die Scheibe, auf der das erst im Thon vorhandene Werk aufgebaut war.

Ich war so überrascht und entzückt, daß mir zuerst jedes Wort versagte, ein Verstummen, das der Künstler im rechten Sinne verstand. Als die Drehung dann vollendet war, trat er an die Schwelle des Gärtchens und drehte mir den Rücken, als ob ihn nach einer Aussprache durchaus nicht verlangte.

Auch ich hütete mich, die Stimmung reinen künstlerischen Genießens, die so selten ist, durch irgend ein Wort, und wär's nur ein Naturlaut der Bewunderung, zu stören. Denn es war ein Werk, wie ich seinesgleichen gesehen zu haben mich nicht erinnerte.

Auf einem niederen Schemel saß die nackte Gestalt des Herkules, auch ohne die Löwenhaut, die ihm vom Haupt über den gewaltigen Nacken hing, an der Bildung der herrlichen Glieder erkennbar. Er hielt in den nervigen Armen einen Spinnrocken und sah mit einem wundersamen Ausdruck von Würde und Trauer gerade vor sich hin, den Kopf nur ein wenig emporgewendet, als lausche er einer Stimme, die ihm von oben zusprach. Hinter ihm stand, sich dicht an ihn schmiegend, das schöne Weib, das den Starken gebändigt hatte, von so hohem Reiz des voll aufgeblühten Leibes, daß man begriff, wie unwiderstehlich sie selbst über den Mächtigsten aller Heroen die Herrschaft errungen hatte. Sie hatte den Kopf zu ihm hinabgeneigt, ihre weiche Brust an seine Schulter gedrückt, die Arme aber, die voll und doch schlank waren, unter seinem Halse zu einer Fessel geschlungen, der sich zu entwinden kein Halbgott die Kraft gehabt hätte.

Das Unfertigste war der Kopf dieser Omphale, die Züge des Gesichts nur skizziert, doch der listig triumphierende Ausdruck, der zu der Situation paßte, schon deutlich erkennbar. Es fiel mir nur die sehr jugendliche Bildung der Wangen und des Halses auf, die zu den reifen Formen der nackten Gestalt im Widerspruch stand. An antike Vorbilder erinnerte nichts in dem wundersamen Werk. Doch obwohl in beiden Figuren die Modelle noch durchschimmerten, war doch der Fluß und Zusammenklang der Linien, von jeder Seite gesehen, so harmonisch entworfen und so fein durchgebildet, daß ein Glanz idealer Schönheit die ganze Gruppe verklärte.

Ich besann mich eben, daß es nun doch wohl Zeit wäre, mich aus meiner Versunkenheit aufzurichten und dem jungen Meister wenigstens mit einem Händedruck zu danken, da öffnete sich das Pförtchen, und herein trat, ein Knäbchen auf dem Arm, eine junge Frau, die offenbar nicht erwartet hatte, hier einen Fremden zu finden.

Sie war nachlässig gekleidet, in einem Anzug, wie ich ihn an den Frauen in den Bergen Roms gesehen hatte. Eine schwere Last schwarzer Flechten lag auf dem gewölbten Nacken, große goldene Reife hingen in den feinen Ohren und bewegten sich bei jedem Schritt. So waren mir die Frauen und Mädchen in Arriccia und Albano begegnet. Die volle Brust umschloß ein schwarzes Mieder, das Hemd darunter war mit einer breiten goldenen Nadel oben unterm Halse zugesteckt, und der vielfaltige blaue Rock fiel bis an die Knöchel hinab, darüber eine rothgemusterte Schürze. Das Kind, das nicht über ein Jahr alt sein konnte, war nur mit einem Hemdchen bekleidet, das hatte sich aber verschoben und ließ ein Körperchen von entzückender rosiger Frische und Anmuth

frei. Als es mich erblickte, wand es sich heftig strampelnd mit den kleinen drallen Beinchen und drückte den runden Kopf ängstlich gegen das Gesicht der Mutter, die es streichelnd beschwichtigte.

Ich war von der Schönheit dieser lebenden Gruppe so hingerissen, daß ich unbeholfen aufstand und mich nur stumm verbeugte. Auf den ersten Blick in das reizende junge Gesicht hatte ich erkannt, daß ich das Urbild der Omphale vor mir hatte, bis auf den listigen Ausdruck in Mund und Augen.

Sie selbst mußte mit dem raschen Instinct des Weibes gemerkt haben, was in mir vorging, und daß ich sie mit dem Bildwerk verglich. Das Blut stieg ihr plötzlich in die bleichen, etwas gebräunten Wangen, und sie war offenbar so bestürzt, daß sie meinen Gruß mit keiner Miene oder Bewegung erwiderte. Sie schritt rasch an uns vorbei auf den Mann zu, der sich bei ihrem Eintritt umgewendet hatte, und sagte ihm halblaut etwas, was ich nicht verstand.

Verzeihen Sie, wandte er sich an mich, ich werde abgerufen. Doch nur auf fünf Minuten. Meine Frau wird Ihnen so lange Gesellschaft leisten. Der Herr hat sich die Büste der deutschen Signora angesehen, Nina. Vielleicht zeigst du ihm unsern Garten.

Er ging rasch hinaus und ließ uns allein.

* * *

Ich sah an der Miene der jungen Frau, daß auch sie mich am liebsten allein gelassen hätte. Doch blieb sie ruhig nah am Eingang zum Garten stehen und beschäftigte sich mit dem Bübchen, das nun auch seine großen Augen von der Mutter weg auf den fremden Mann richtete.

Ich näherte mich ihr nicht, sondern fing von meiner Stelle aus mit ihr zu plaudern an, indem ich sagte, es sei doch hier innen kühler, als in der Mittagsglut des Gärtchens draußen. Sie nickte nur leise statt aller Antwort. Erst als ich fragte, ob sie eine Toscanerin sei, was mir ihrer Kleidung nach nicht glaublich scheine, vielmehr hielte ich sie für ein Kind der Sabiner Berge, belebte sich das schöne stille Gesicht, und sie erwiderte, sie sei aus Albano und erst vor zwei Jahren nach Florenz gekommen, da sie ihr Mann hiehergeführt habe. Auf meine Frage, ob sie sich leicht eingewöhnt habe, hob ein Seufzer ihre Brust. Nein, sie denke Tag und Nacht an ihre Berge und das Haus und die Vigne ihrer Eltern. Aber wo sie ihr Kind geboren, müsse ja ihre Heimath sein.

Dabei zog sie das kleine Gesicht an ihre Lippen und küßte es in überströmender Zärtlichkeit.

Ich sagte noch dies und das, und sie wurde etwas zutraulicher. Alles, was sie antwortete, in wenig Worten, die aber eine feine, unverbildete Natur verriethen, hatte jenen warmen, tiefen Klang, der die weiblichen Stimmen im Süden so bezaubernd macht.

Da trat der Mann wieder herein, nickte ihr zu und streichelte den Krauskopf des Kindes. Die Frau verneigte sich gegen mich mit einer ruhigen, hoheitsvollen Geberde, die keiner hochgeborenen Dame Schande gemacht hätte, und ließ uns allein.

Lieber Meister, sagt' ich, als sich das Pförtchen hinter ihr geschlossen hatte, Sie sind einer der beneidenswerthesten Sterblichen, die mir je begegnet. Jung und im vollen Besitz der Gaben und Kräfte, die Ihnen die gütige Mutter Natur verliehen hat, der glücklichste Gatte und Vater und in der Lage, eine so edle Kunst, für die *Sie* geboren sind, frei nach Herzenslust ausüben zu

können, in einem Beruf, der Ihnen Ruhm und Gold in Fülle bringen wird — wahrhaftig, Sie müßten ein Ungeheuer von Undank sein, wenn Sie nicht am Morgen und Abend eines jeden Tages den Göttern danken wollten, die Ihnen ein so seltenes Loos gegönnt haben.

Sein Gesicht hatte einen eigenthümlichen Ausdruck erhalten, während ich sprach. Er stand schweigend eine Weile mir gegenüber, die Augen düster zu Boden gesenkt, den Mund von einem bitteren Lächeln umspielt. Endlich sagte er, immer mit abgewandtem Blick: Meinen Sie? Und wenn ich nun wirklich ein solches Ungeheuer wäre?

Ich sah ihn erstaunt an. Der Gedanke an ein körperliches Leiden, das in allem Glück ihm das Leben verbitterte, konnte diesem jungen Herkules gegenüber nicht aufkommen. Seine Schwermuth mußte ihren Grund in seinem geistigen oder sittlichen Naturell haben.

Ich kann mir nur denken, warf ich hin, daß Ihr Ungenügen das nämliche sei, an dem so viele begabte Künstler kranken, daß Sie selbst nach der glänzendsten Offenbarung ihres Talents das Ideal, dem sie nachstreben, hoch über sich sehen und verzweifeln, es je zu erreichen. — Und um ihn darüber zu beruhigen, daß ihm das Höchste nicht versagt bleiben werde, fing ich nun an, alles, was ich an der Omphale-Gruppe Herrliches bewundert hatte, ihm aufs wärmste vorzuhalten.

Er zuckte die Achseln, warf einen gleichgültigen Blick auf das Werk und deckte die nassen Tücher wieder darüber.

Sie übertreiben, sagte er. Aber wenn Sie auch Recht hätten, das kann nun alles nichts helfen. Ich weiß selbst, daß ich ein gewisses Talent habe, Bildwerke zu schaffen, aber meinen eigentlichsten Beruf habe ich dennoch ver-

fehlt, darüber kann kein Ruhm und Erfolg und alles Gold der Welt mich nicht trösten.

Und was halten Sie für Ihren eigentlichen Beruf?

Thaten zu thun, nicht Figuren zu kneten, meine ganze Person einzusetzen auf Tod und Leben, nicht bloß mit den Händen zu arbeiten, ecco!

Er ließ sich auf das Ruhebänkchen sinken und stützte den Kopf in die Hände. Ich sah ihn mit grenzenlosem Erstaunen an und sann vergebens auf eine Erwiderung. Mir war einen Augenblick, als hätte ich es mit einem Irrsinnigen zu thun.

Er schien das zu fühlen, hob den Kopf in die Höhe und blickte sehr ernsthaft zu mir auf.

Sie können das nicht begreifen, sagte er. Wer würde das auch verstehen, der nur nach dem äußeren Schein urtheilte, nicht wüßte, wie das alles gekommen ist und wie mir dabei zu Muthe war. Da ich mich doch einmal so weit herausgelassen habe, mögen Sie mich nun auch weiter anhören, damit Sie mich nicht für verrückt halten.

Nun fing er an, mir von seinem Leben zu erzählen.

Es kam wunderlich heraus aus dem nur halb geöffneten Munde, in abgerissenen Sätzen, wie wenn er ungern in die vergangene Zeit zurückblickte und sich seine Bekenntnisse abringen müßte. Er hatte vorher in reinem Italienisch gesprochen; jetzt bekam seine Rede einen mundartlichen Klang, und ich hatte zuweilen Mühe, ihn zu verstehen.

Er war in einem kleinen Bergnest der Abbruzzen zur Welt gekommen, als einziger Sohn eines Mannes, der eine Vigne besaß und daneben einen Waarenhandel betrieb. Unter seinen Nachbarn war er der wohlhabendste, was freilich wenig besagen wollte, aber sie hatten ihn *darum zum* Sindaco gewählt. Der Sohn hatte als

kleiner Knabe die Ziegen hüten müssen, die auf den Berghalden das spärliche Gras abweideten, und wie er davon sprach, das sei seine glücklichste Zeit gewesen, so einsam in der freien Natur bei Wind und Wetter, leuchteten ihm die finsteren Augen.

Dann war er in die Schule gekommen, und obwohl er den Zwang des Stillsitzens und die Mühe des Lernens peinlich empfand, hatte ihn der Ehrgeiz doch gestachelt, der Erste in seiner Klasse zu werden. Nicht bloß dem Lehrer, sondern auch seinen Kameraden gegenüber. Denn als Sohn des Sindaco und da er seine leiblichen Kräfte fühlte, glaubte er sich berechtigt, niemand über sich kommen zu lassen, sondern als ein kleiner Tyrann in seinem Reich sich gefürchtet zu machen. Das hatte ihm viel Haß und Feindschaft zugezogen und Kämpfe, die oft blutig endeten. Immer aber war er Sieger geblieben und mit stiller Freude sich des Überschusses von Kraft in seinen jungen Gliedern bewußt worden.

Als er dann mit fünfzehn Jahren aus der Schule kam, hatte ihn der Vater bei einem Steinmetz in die Lehre gegeben. Nahe bei dem armen kleinen Ort lag ein reiches Kloster, dessen alte Kirche war durch ein Erdbeben so beschädigt worden, daß sie bis auf den Grund abgetragen und wieder aufgebaut werden mußte. Da gab es für Jahre zu thun, und dem jungen Gesellen war's recht, da er in diesem Gewerbe doch seine Fäuste brauchen und nicht als Schneider- oder Schusterlehrling in einem dumpfen Loch hocken mußte.

Dabei zu bleiben dachte er freilich nicht. Sein Sinn stand danach, das Soldatenhandwerk zu treiben und sich irgendwie und wo durch kühne Kämpfe auszuzeichnen. Er hatte unter den wenigen Büchern, die ihm der Lehrer geliehen, auch ein Leben Napoleons und eine kurzgefaßte

Geschichte Italiens gelesen, da war seine Phantasie erfüllt worden mit kriegerischen Bildern, und eine leidenschaftliche Liebe zu seinem Vaterlande hatte sich seines stolzen jungen Herzens bemächtigt. Vorläufig mußte er seinen Thatendrang an den Steinen auslassen, die er in der Werkstatt zu behauen bekam, darunter, da er sich geschickt anstellte, mit der Zeit auch feinere Arbeiten an Gesimsen und Kapitellen, zu denen der Meister ihm die Modelle gab. Er fand bald Gefallen daran, mehr aber an einem Streifzuge durch die Berge, bei dem er die Carabinieri begleiten durfte. Eine Räuberbande machte schon seit Jahren die wilde Gegend unsicher, doch erst spät entschloß sich die Regierung, eine größere Macht gegen sie aufzubieten, und da der junge Eingeborene alle Steige und Schliche in dem unwegsamen Gebirge kannte, nahm man ihn gern als Führer mit. Das hatte sich als sehr nützlich erwiesen. Nach langem Umstellen und Vordringen in die dunkelsten Schluchten war man dazu gelangt, die zehn oder zwölf Banditen zu umzingeln, noch ein verzweifelter Kampf, in dem auch der Sohn des Sindaco verwundet wurde, nachdem die Hälfte der Bande getödtet, die andere Hälfte, darunter der berüchtigte Hauptmann Calabresino, gefangen und gefesselt abgeführt worden war, und die Gegend konnte wieder aufathmen.

Als der Künstler dies schilderte, sagte ich mir im stillen, daß nicht bloß ein Bildhauer, sondern auch ein Dichter in ihm stecke, jedenfalls ein homme d'action.

Die Erinnerung hatte ihn so erregt, daß er aufstand, eine Cigarrette anzündete und am Eingang zum Garten eine Weile frische Luft schöpfte.

Dann fuhr er gelassen wieder fort.

Seine ganze Hoffnung hatte er darauf gesetzt, zum

Militär einberufen zu werden. Trug er einmal die Uniform, so gedachte er, den Widerstand seines Vaters zu besiegen und als Soldat seinem eigentlichen Beruf treu zu bleiben.

Doch zu seinem tiefsten Kummer hatte er sich freigelooſt.

Eine so düstere Melancholie habe ihn infolge dieses Fehlschlages befallen, daß er erkrankte und seine Eltern in Sorge um sein Leben kamen. Zu dieser Zeit hatte sich ein Verwandter seiner Mutter, der in Florenz als Baumeister ein blühendes Geschäft betrieb, erboten, den jungen Menschen zu sich zu nehmen und ihm Arbeit bei sich zu geben. Es war zwar nicht die Erfüllung seines heißesten Wunsches, immerhin aber kam er dadurch von seiner engen Umgebung weg in die weite Welt, und vielleicht öffneten sich ihm draußen noch andere Wege, sein Ziel dennoch zu erreichen.

Was ich in Florenz erlebte, sagte er, würde jeder Andere für ein besonderes Glück gehalten haben. Ich wurde liebevoll aufgenommen, und die Augen gingen mir auf über die tausend Wunder der Kunst, die hier versammelt sind. Und wie denn der Mensch ein nachahmendes Thier ist, ließ es mich nicht ruhen, bis auch ich versucht hatte, ob ich etwas Schönes hervorbringen könne. Da mein Meister es an gutem Willen, mich vorwärts zu bringen, nicht fehlen ließ, machte ich auch rasche Fortschritte und gewann schon bald etwas Beifall und auch Geld, daß ich meinen Eltern davon schicken konnte. Zufrieden in mir selbst aber machte mich das nicht. Es war ein zahmes Thun, wobei nur ein kleiner Theil meiner Kraft ins Spiel kam. Und doch, eine Gelegenheit, den ganzen Mann einzusetzen, Gefahren zu trotzen und Mühsale zu bestehen zu einem glorreichen Zwecke, gab es ja nicht mehr.

Italien war gemacht, die schweren Kämpfe, durch die es gelungen, lagen hinter mir, und als Friedenssoldat die Waffen nur bei Paraden blitzen zu lassen, das war nicht mein Geschmack.

Als es aber wieder Ernst wurde, als wir in Afrika zu thun bekamen, da war ich kein freier Mann mehr.

Sehen Sie, sagte er, indem er auf die Herkulesgruppe deutete, das hier ist mein Schicksal.

Ich bin eines Tages in den Albaner Bergen einem Mädchen begegnet, dessen Wuchs und Antlitz und wie sie ihre Glieder bewegte, mir das Blut heiß durch die Adern trieb. Ich hatte mich damals gerade vergebens nach einem Modell zu einer Brunnenfigur umgeschaut, das schien mir nun wie durch eine besondere Gunst des Himmels hier entgegenzukommen. Sie war die Tochter ehrenwerther Landleute, die eine Oliveta und einen Weinberg besaßen und sich nur eben durchschlugen. Aber ich mochte ihnen Tausende bieten, sie wiesen meinen Antrag, mir das Mädchen zu einem ganz ehrbaren künstlerischen Zweck zu überlassen, mit Entrüstung ab. Da blieb mir nichts übrig, als die Nina zu heirathen.

Ich war nur mit den Augen in sie verliebt. Das Herz aber kam nach. Denn ich könnte mir kein besseres, treueres und liebevolleres Weib wünschen, und das Kind, das sie mir geschenkt, würde vollends jeden Anderen mit der stolzesten Vaterfreude erfüllen. Und doch — die Arme, die Omphale dem Herkules um den Hals schlingt, drücken ihn schwerer als eine eherne Fessel.

Er sprang auf und ging ein paarmal mit hastigen Schritten in dem kleinen Raum auf und ab. Dann stand er mit düsterer Miene, in dem dichten Haar wühlend, still und sagte mit den Zähnen knirschend: Maledetto! Hier hocken müssen und an Steinblöcken meißeln, während

unſere armen Landeskinder im glühenden afrikaniſchen Sande verſchmachten, oder für die Ehre Italiens ſich von halbwilden Feinden niedermetzeln laſſen! Und nicht zu ihnen können, weil man Pflichten als guter Bürger gegen Weib und Kind hat! Und ein Gewiſſen, das einen zurückhält, wenn man alles von ſich werfen und thun will, wozu das Herzblut einen treibt und was doch wahrlich kein frevelhaftes Gelüſte iſt. Denn ſein Vaterland zu lieben, mehr als alles, was einem ſonſt theuer iſt, kann kein Verbrechen ſein. Aber freilich, wenn Die, die am Ruder ſitzen, eine ſo tolle Politik treiben, — jedes Abenteuer mitzumachen, in das ſie unſer armes Italien verſtricken, das wäre das Opfer nicht werth, das ich bringen müßte. Vor dreißig Jahren — als Italien erſt noch gemacht werden mußte — da alles im Stich laſſen, ſeine Kunſt, ſein Weib und Kind — oh! — damals hätt' ich leben ſollen!

Plötzlich fuhr er ſich mit der Hand über die Stirn, wie um ein ſchwarzes Heer von Gedanken wegzujagen, und ſagte mit ruhigerer Stimme: Verzeihen Sie, Herr, daß ich Ihnen all das Trübſelige und Verzweifelte gebeichtet habe. Sie können mir ja nicht helfen. Ich bin zu ſpät in die Welt gekommen. Ich hätte zur Zeit der Renaiſſance geboren werden ſollen, wo ein richtiger Mann immer die Fauſt am Dolch hatte, ſtatt ſie in der Taſche zu machen. Wenn ich das Leben des Cellini leſe, ſage ich mir, der war beneidenswerth. Aber ich . . .!

Glauben Sie, lieber Freund, verſetzte ich, daß es Cellini nicht doch mehr Freude gemacht hat, ſeinen Perſeus ſo herrlich zuſtande zu bringen, als dem und jenem unter ſeinen Feinden eine coltellata zu verſetzen? Und daß er ſich mit Vergnügen von irgend einem Condottiere hätte anwerben laſſen, bloß um ſtatt ſeiner

geliebten Kunst das Waffenhandwerk einmal zu versuchen?

Er zauderte mit der Antwort. Wer weiß! sagte er dann, ein wenig unsicher. Wenn er ein großes Italien um sich gehabt hätte und für dessen Ruhm einstehen müssen, vielleicht auch das! Jedenfalls war er ein freier Mann und konnte seinem Herzen folgen, wenn er eingesehen hätte, das sei sein wahrer Beruf.

Der Gehülfe aus dem Atelier nebenan trat ein mit irgend einem Anliegen. Ich verabschiedete mich herzlich von dem Künstler, der mir in der kurzen Stunde so nahe gekommen war, und auch er drückte mir warm die Hand. In vierzehn Tagen, sagte er, denke ich mit der Büste fertig zu sein. Wenn Sie mir dann wieder die Ehre schenken wollen . . .

Ich versprach's und verließ das Haus.

* * *

Die Frist war fast verstrichen, auch meines Bleibens in der Arnostadt sollte nun nicht länger sein. Am Tage vor der Abreise, übermorgen, wollte ich mein Versprechen einlösen, die Büste noch einmal betrachten und über die Art der Absendung mit dem Künstler Rücksprache nehmen.

Da saß ich eines sonnigen Nachmittags im Café, in eine italienische Zeitung vertieft, ohne sonderliches Interesse, da mich die Parlamentsverhandlungen wenig kümmerten, als mein Blick plötzlich auf eine Spalte fiel, in der ein ausführlicher Bericht über eine erst kürzlich vorgefallene Räubergeschichte zu lesen war.

Sie hatte in den Abbruzzen gespielt, in der Nähe eines Klosters, dessen Name mir fremd war. Desto

bekannter klang mir der Name der Ortschaft, deren Einwohner durch die verwegenen Streifzüge der Bande seit einem halben Jahre beunruhigt worden waren. Es handelte sich in der That um den Geburtsort meines jungen Meisters, und das Haupt der Banditen hieß Calabresino.

Er habe, hieß es, sobald er seine zwölfjährige Galeerenstrafe verbüßt, sich sofort wieder in die ihm wohlbekannte Gegend gewendet und sein altes verbrecherisches Gewerbe wieder aufgenommen, jetzt mit um so größerer Wildheit und Ruchlosigkeit, weil er Rache zu nehmen gedachte an denen, die damals zu seiner Gefangennahme mitgeholfen hatten. Diesmal aber habe die Regierung sofort wirksame Mittel ergriffen, ihn unschädlich zu machen. Doch sei es selbst dem ansehnlichen Aufgebot der bewaffneten Macht nicht leicht gelungen, des tollkühnen Gesellen und seiner Helfershelfer habhaft zu werden. Sie seien jedes Schlupfwinkels in dem unzugänglichen Felsgebiet kundig gewesen, und die Einwohner hätten dem Gesindel sogar Vorschub geleistet, von den Drohungen des Anführers eingeschüchtert.

Erst vor acht Tagen habe der Streifzug gegen den Calabresino zu einem glücklichen Erfolge geführt. Ein aus der Gegend gebürtiger junger Mann — ich las mit Entsetzen den Namen des Bildhauers — habe es nicht länger ertragen, seine Heimath in der Gewalt der ruchlosen Gesellen zu sehen, und sei von Florenz aufgebrochen, um den Truppen zu Hülfe zu kommen. Durch seine kluge und energische Organisation des Gebirgskrieges sei es denn auch in kurzem gelungen, die Bande in einen Hinterhalt zu treiben, aus dem kein Entrinnen war, alle Mordbuben hätten theils den Tod gefunden, theils sich ergeben, auch der Anführer, der Calabresino, habe dem

wüthenden Angriff des löwenstarken jungen Künstlers erliegen müssen, doch erst nachdem er selbst in verzweifelter Vertheidigung Mann gegen Mann seinem Gegner das Messer ins Herz gestoßen.

Noch am selben Abend sei der treffliche junge Mann verschieden, mit ihm eine Hoffnung der Kunstwelt Italiens zu Grabe getragen worden.

* * *

Ich war tief erschüttert.

Die furchtbare Nachricht ging mir so nah, als hätte sie einen Freund betroffen, mit dem ich Jahre lang verbunden gewesen wäre.

So hatte der Unglückliche denn doch alles, was das Leben ihm Schönes und Freundliches bot, weggeworfen, um in seinem vermeintlichen „wahren Beruf" zu sterben. Nicht die weichen Arme seines jungen Weibes, nicht das Lallen seines Kindes hatten ihn zurückhalten können. Seine Kunst, sein junger Ruhm galten ihm nichts gegen den leidenschaftlichen Drang, Leib und Leben daranzusetzen, um, wie der alte Halbgott, das Land von Ungeheuern zu säubern.

Ich saß eine Weile und sann den wundersamen dunklen Fäden nach, die die Geschicke der Menschen lenken. Dann erhob ich mich, verließ das Café und schlug den Weg nach der Werkstatt ein, deren Meister mich nun nicht mehr an seiner Schwelle begrüßen sollte.

Auf mein Anpochen mit dem Thürhammer öffnete sich im oberen Stock, wo die Wohnräume lagen, ein Fenster, eine Dienerin streckte den grauhaarigen Kopf heraus und fragte mürrisch, was ich suche. Der Herr sei todt. Auf meine Frage nach der Frau antwortete sie kurz-

angebunden, die sei im Garten, empfange aber Niemand. Dann schlug sie das Fenster zu und ließ mich unten stehen.

Ich konnte mich aber nicht entschließen fortzugehen, ohne sie gesehen und mich erkundigt zu haben, ob sie nicht irgendwie meines Beistandes bedürfe. Aufs Gerathewohl suchte ich die Thür des Ateliers zu öffnen; sie gab wirklich meinem Drucke nach, und ich trat aus der hellen Sonne in den düsterlichen Raum, aus dem ein kühler Steingeruch — wie aus einer Gruft, wollte mir's scheinen — mir entgegenwehte.

Niemand war drinnen. Das marmorne Grabdenkmal, an dem vor zwei Wochen der Gehülfe gearbeitet hatte, sah mich an, wie wenn es nun seine Bestimmung gewechselt hätte und den darstellt, der es geschaffen, der ja auch im blutigen Kampf gefallen war. Die Büste der deutschen Frau stand auf ihrem Postament, nun ganz vollendet. Ich hielt mich aber nicht dabei auf, sondern ging in das kleinere Gemach, wo die Herkulesgruppe stand. Sie war mit dem grauen Tuch bedeckt. Doch wie ich einen Zipfel davon aufhob, sah ich, daß der Thon ganz eingetrocknet und schon rissig geworden war. Seit den acht Tagen, da die Trauerkunde in das Haus gekommen war, hatte niemand daran gedacht, die Umhüllung frisch anzufeuchten. Das herrliche Werk ging seinem Verfall entgegen.

Doch auch dabei verweilte ich nicht. Es trieb mich zu der Unglücklichen, die ich vor kurzem in diesem Raum in der Fülle der Schönheit und des Glücks gesehen hatte. Ich brauchte nicht lange mich nach ihr umzusehen.

Im Gärtchen, nah am Hause, fand ich sie, im Schatten eines Granatbaumes auf dem Grasboden kauernd, vor ihr auf einer ausgebreiteten Decke das

Knäbchen schlafend, nur mit einem leichten Tuch zugedeckt, aus dem, da es so heiß war, die Beinchen sich frei gemacht hatten. Die Mutter schien es nicht zu achten. Sie selbst war nachlässiger gekleidet als damals, eine Flechte ihres Haares hatte sich aus dem schweren Netz im Nacken gelöst, die Ärmel hatte sie hoch aufgestreift, die Füße steckten nackt in den ausgetretenen Hausschuhen. So hockte sie am Stamm des Bäumchens, den Blick auf das Kind geheftet, und sang mit leiser Stimme ihr Ninna nanna, während ein Vögelchen im Wipfel eines Olivenbaumes dazu zwitscherte.

Als ich mich näherte, schien der Klang meines Schrittes sie aus einem tiefen Traum aufzuwecken, doch nicht so ganz, daß sie mich wiedererkannt hätte, denn ihr irrer Blick sah starr zu mir auf. Dann aber rührte sich das Kind, stieß die Decke vollends zurück und fing kläglich an zu weinen. Sogleich nahm sie es auf ihren Schooß mit leisen, liebkosenden Worten, öffnete das Hemd über ihrer linken Brust und legte den Knaben daran, der rasch zu wimmern aufhörte und begierig zu saugen anfing.

Meine Gegenwart hatte die Frau, so schien es, völlig vergessen. Denn scheu und züchtig, wie sie mir zuerst begegnet war, hätte sie jetzt gewiß nicht Schulter und Busen meinen Blicken preisgegeben. Ich erkannte mit tiefer Bewegung, daß der Ärmsten, seit sie ihren Gatten verloren, die ganze Welt wie in einen Abgrund versunken und nur die Sorge für ihr Kind lebendig geblieben war.

Ich wagte es trotzdem, noch einmal zu versuchen, ob die Dämmerung ihres Bewußtseins aufzuhellen wäre. Aber der verständnißlose Blick, mit dem sie auf meine leise Anrede mich ansah, das traurige Lächeln, als sie

dann wieder auf den Säugling blickte, ließen mir keinen Zweifel, daß jede Bemühung vergebens war. So wandte ich mich hinweg und ging durch die beiden Atelierräume wieder auf die Straße hinaus.

Draußen aber zauderte ich noch. Ich überlegte, was sich thun ließe, um die Zukunft der Ärmsten und ihres Kindes zu sichern, nachdem ihr Schützer und Versorger sie verlassen hatte. Ich wollte eben den Klopfer rühren, um mich bei der alten Dienerin zu erkundigen, als ein schwarzgekleideter bejahrter Herr sich dem Hause näherte. Er sah mich verwundert an; doch als ich mich zu erkennen gab, schüttelte er mir freundlich die Hand und nannte mir seinen Namen. Es war der Verwandte der Mutter, von dem mir der Künstler gesprochen, der Baumeister, der ihn als Jüngling zu sich nach Florenz genommen und zum Bildhauer erzogen hatte. Die Thränen standen ihm in den guten alten Augen, als er uns von seinem Gram um das verlorene junge Leben sagte. Was hätte die Welt nicht noch von ihm zu sehen bekommen, wenn er sein Blut hätte zügeln können! Ma era mezzo matto. So sind sie alle in unseren Bergen, und Mancher endet nicht besser. Aber um Keinen wär's so schade wie um ihn.

Wir haben ihn bei dem Kirchlein begraben, zu dem er die Steine behauen hat. Die arme Nina, seine Frau, werde ich zu ihren Eltern nach Albano zurückbringen. Es ist dort schön, und sie wird mit ihrem Kinde in der Heimath gut aufgehoben sein. Aber lachen und sich der Sonne freuen, wird sie nie mehr. In ihrem Innern ist etwas gebrochen, was nie mehr heilen wird.

Die gute Tochter

(1906)

Es ging stark auf Weihnachten.

Den ganzen Tag über hatte es geschneit, gegen Abend aber war klarer Frost eingetreten, so daß die Menschen, die in unabsehbarem Strom durch die breite Leipzigerstraße fluteten, kein besseres Wetter für ihre christkindlichen Besorgungen wünschen konnten. Denn der Schnee auf dem Bürgersteig war längst festgetreten, und auf dem Damm konnten die Schlitten über eine glatte Bahn hinsausen und die Radfahrer ohne Stocken ihre Spur einhalten zwischen den hellen Wagen der Trambahnen, die auf spiegelblanken Geleisen ohne Unterbrechung an einander vorüberglitten.

Mit dem Menschenstrom, der vom Potsdamer Thor sich in die Stadt hineinwälzte, schwamm auch eine kleine schwarze Figur, der man auf den ersten Blick einen eben aus der Provinz Zugereisten ansah. Ein magerer, ältlicher Mann von Mittelgröße, in einem alten, dunklen, sogenannten Kutschermantel, der ihm fast bis auf die Knöchel herabreichte, auf dem dicken grauen Kopf ein Cylinderhut von vorsintflutlicher Façon, mit einem breiten Trauerflor hoch hinauf umwickelt, in der Linken, die in einem gestrickten Fausthandschuh steckte, ein altmodischer Reisesack, auf dem ein Hündchen gestickt war, in der Rechten ein großer baumwollener Regenschirm mit einem Messinggriff. Selbst in dem dichten Gewühl

eiliger Menschen fiel das sonderbare Männchen auf, und hin und wieder sah ein belustigter Großstädter ihm nach wie einer humoristischen Figur aus den „Fliegenden Blättern".

Das entging aber dem Alten vollständig. Langsam drängte er sich durch das Gewimmel, das ihn oft still zu stehen zwang, da er wegen der Reisetasche, die er trug, die Ellenbogen nicht frei hatte. Auch hätte der Respect des Provinzlers gegen die Leute der Reichshauptstadt es ihm gewehrt. Er sah aber sehr vergnügt aus, so verwundert wie ein Knabe, der aus einer ärmlichen Hütte zum erstenmal in den lampenhellen Saal eines Schlosses tritt.

Obwohl es nicht das erstemal war, daß er Berlin zu sehen bekam. Aber er erkannte es kaum wieder. Vor dreiundvierzig Jahren war er als wandernder Schuhmachergeselle hergekommen und hatte vier Monate bei einem Meister gearbeitet, bis er seinen Stab weitersetzte. Damals war's ja auch schon eine gewaltige Stadt gewesen, deren Pracht und Leben zu bewundern man nicht Augen genug hatte. Seitdem aber hatte sie sich zu so stolzer Größe und Herrlichkeit aufgeschwungen, daß es märchenhaft erschien, nach der langen dunklen Eisenbahnfahrt in der dritten Klasse plötzlich in diese von zahllosen Laternen und den elektrischen Flammen der Schaufenster taghell schimmernde Straße zu treten, umklingelt von dem Geläute der Schlitten, Trambahnen und Radler, während die geputzten Menschen lautlos wie ein Gespensterheer an ihm vorüberhasteten.

Manchmal stand er, wie um seiner Betäubung Herr zu werden, vor einer der glänzenden Auslagen still und betrachtete die schönen, zierlichen und prachtvollen Waaren, derengleichen die Kaufleute in seinem kleinen

Nest nahe bei Magdeburg nicht aufzuweisen hatten. Besonders fesselte ihn ein Schuhladen, vor den er sich mit sachkundiger Miene hinpflanzte und wohl eine Viertelstunde stehen blieb, trotz alles Stoßens und Drängens der Vorübergehenden. Es wurde ihm aber auch trübselig zu Muthe, da er Wunderwerke seiner Kunst erblickte, von denen er sich nie hatte träumen lassen. Dann starrte er eine gute Weile in das Schaufenster eines Delicatessenhändlers hinein, wo er Leckerbissen ausgestellt sah, die er nur vom Hörensagen kannte. Er spürte dabei, wie der Hunger, den er mitgebracht hatte, sich dringender in ihm regte, und einen Augenblick fühlte er sich versucht, da er noch etwas Geld in der Tasche hatte, hineinzugehen und sich eine der appetitlichen kleinen Würste zu kaufen. Doch ließ er es, indem er vor sich hinmurmelte: Nee, bei der Rose werd' ich ja woll was zu essen kriegen.

So wandte er sich entsagungsmuthig ab und setzte seinen Weg fort.

* * *

Die Rose war nämlich seine Tochter.

Als der junge Schustergeselle Fritz Langheinrich damals von der Wanderschaft heimgekommen war, hatte er Arbeit bei seinem früheren Lehrherrn erhalten, und etwa ein Dutzend Jahre war in seiner kleinen Geburtsstadt eine große Kundschaft in den Schuhen gewandelt, die er verfertigt hatte. Der Meister war dann gestorben, Fritz, der Obergeselle, der schon immer die Seele des Geschäfts gewesen war, hatte es nun auf eigene Rechnung übernommen und die verwittwete Frau Meisterin geheirathet, eine noch ziemlich jugendliche und hübsche Person, die ihrem neuen Manne ein Töchterchen gebar und ihm auch sonst ein behagliches Eheglück bereitete. Das Erfreulichste

darin war das Kind gewesen, ein ungemein liebliches, lebhaftes und verzogenes Geschöpfchen, das vom Vater vergöttert wurde. Es war auch schwer, seinem spitzbübischen Schmeicheln und Streicheln zu widerstehen, und besonders, wenn es schon mit sechs, sieben Jahren seine kleinen Liebesliedchen sang, die es von den Mägden gelernt hatte, noch eh' es den Text verstand, konnten die vernarrten Eltern ihm nichts abschlagen.

Zumal es bei all seinen Possen und Schelmereien ein gutherziges Dingelchen war und sich über jedes Leid eines Menschen oder Thiers aufrichtig betrübte.

Nun, als es herangewachsen war und den Vater mit Sorgen kämpfen sah, vergoß es keine hülflosen Thränen, sondern überlegte entschlossen, wie dem hereinbrechenden Unheil zu steuern wäre.

Im Ort hatte sich ein auswärtiger Schuhmacher niedergelassen, der ein Fabrikchen anlegte und sein Gewerbe im Großen betrieb. Zu dem waren Meister Langheinrich's Kunden nach und nach übergegangen, so daß sich sein Verdienst von Jahr zu Jahr verringerte. Und da er überdies ein leichtlebiges Naturell hatte, gern sich und Anderen einen guten Tag machte und auch die Frau in ihren früher reichlicheren Verhältnissen nicht gelernt hatte, auf den Pfennig zu sehen, waren sie mehr und mehr zurückgekommen. Sie hatten auf ihr schuldenfreies Häuschen Hypotheken aufnehmen, ihren Garten verpachten müssen, und als vollends die Gicht hinzukam, die des Meisters fleißige Hände verkrümmte, so daß er Pfriem und Ahle nicht mehr ohne Schmerzen brauchen konnte, sah es um Gegenwart und Zukunft des Langheinrichschen Hauses von Jahr zu Jahr trauriger aus.

Da war denn die gute Tochter vor den Riß getreten.

Sie hatte eines schönen Tages den Eltern erklärt, sie wolle fort, und zwar nach Berlin, wo eine ihrer Schulfreundinnen in einem großen Modegeschäft ihr Glück gemacht habe. Diese habe ihr geschrieben, sie werde mit ihrer schönen Stimme bei einem der vielen Theater dort leicht ein Engagement finden, und bis es so weit komme, werde die Freundin sich ihrer Unerfahrenheit annehmen und ihre ersten Schritte in der großen Stadt leiten. Da sie nun von einem Onkel der Mama die kleine Erbschaft gemacht habe, die für das erste Probejahr und die Lehrzeit bei einem Musikmeister ausreiche, brauche sie auch den Eltern nicht zur Last zu fallen und werde bald so weit kommen, bei den großen Gagen, die eine Sängerin erhalte, vielmehr aus der Ferne ihre Stütze zu sein.

Dem Vater hatte das sofort eingeleuchtet, da er in sein Kind so vernarrt war, daß er sich nicht gewundert hätte, das Röschen auf einem Thron zu sehen. Die klügere Mutter hatte mancherlei Bedenken. Aber an dem festen Willen der Tochter scheiterten alle Einreden. So war sie vor fünf Jahren, da sie noch nicht zwanzig geworden, nach Berlin gereist.

Und ihre Hoffnungen schienen auch glänzend in Erfüllung gegangen zu sein.

Wenigstens hatte sie schon nach Jahr und Tag eine Stelle an einer Vorstadtbühne erhalten, mit einer freilich noch bescheidenen Anfangsgage. Bald aber war diese verdoppelt, ja verdreifacht worden, auf eine räthselhafte Art, da sie immer noch erst in kleineren Partieen verwendet wurde. Da sie aber von ihrem Überfluß freigebig den Eltern mittheilte, zerbrachen diese sich nicht den Kopf über das ungewöhnliche Glück, das ihr Kind machte, und *rühmten unter* ihren Bekannten das gute Herz ihrer

Rose, die in ihrer glänzenden Künstlerlaufbahn so treu und aufopfernd an die Ihrigen zurückdachte.

Der Papa träumte nur immer davon, die gute Tochter einmal zu besuchen und sich an ihrem Glanz mit eigenen Augen zu weiden. Davon wollte das Kind aber nichts wissen. Ein solches Wiedersehen werde ihr nur Kummer machen, da sie ganz in ihrem Beruf aufgehe und ihren geliebten Eltern kaum eine einzige Stunde des Tages zwischen Proben, Lectionen und dem abendlichen Auftreten würde widmen können. Einmal hatte sie ihren Besuch in der alten Heimath angekündigt, was großen Jubel in dem Schuhmacherhäuschen erregte. Im letzten Augenblick kam etwas dazwischen, und die kleine Reise unterblieb.

Die Mutter hatte überhaupt nicht daran denken können, sich nach Berlin zu wagen. Sie war wie ihr jüngerer Mann mit der Gicht behaftet, doch viel heftiger und an allen Gliedern, so daß sie sich in den letzten Jahren von ihrem großen Stuhl nicht mehr erheben konnte. Das Leiden war zuletzt ans Herz getreten und hatte sie im Anfang des November plötzlich hinweggerafft, ohne daß sie ihre gute Tochter wiedergesehen hatte. Diese hatte auch zum Begräbniß keinen Urlaub erhalten, aber einen sehr schönen thränenreichen Brief geschickt und eine ansehnliche Summe zur Bestreitung der Begräbnißkosten, da sie wußte, daß es mit den Verhältnissen der alten Leute in den letzten Zeiten immer mißlicher gestanden hatte.

Der Wittwer war anfangs wie betäubt herumgegangen, und die Nachbarn hatten gefürchtet, er werde irrsinnig werden. In dem Zustand des Brütens aber, in dem er lange Wochen hingelebt, war endlich die Überzeugung durchgedrungen, daß seines Bleibens in dem

verödeten Häuschen nicht länger sei, zumal seine Gläubiger Miene machten, es ihm über den Kopf weg zu versteigern. Wozu hatte er in Berlin eine gute Tochter, wenn er nicht seine wenigen letzten Jahre bei ihr zubringen sollte? Er mache ja keine höheren Ansprüche, als ein Bett in ihrer schlechtesten Kammer, einen Platz in der Küche, wenn sie vornehme Gäste habe, und den letzten Sitz auf der Galerie des Theaters, wenn sie auftrete, wofür er durch heftiges Klatschen seinen Dank abtragen werde.

* * *

So war er nach Berlin gekommen.

Er hatte es vermieden, sich bei seiner Tochter anzumelden. So zärtlich sie ihn liebte, fürchtete er heimlich doch, sie möchte mit diesem seinem Lebensplan nicht einverstanden sein und ihre Einwilligung versagen. War er einmal da, so würde sie nicht das Herz haben, dem alten Vater ihre Thür zu verschließen.

Trotz all der neuen Eindrücke, die der ungeheure Wandel der Zeit seit vierzig Jahren in ihm hervorgerufen, wußte er noch so viel Bescheid in dieser Gegend der Stadt, daß er, ohne nach dem Wege fragen zu müssen, als er die große Friedrichsstraße erreicht hatte, nach rechts einbog und die Taubenstraße fand, in der seine Tochter seit dem letzten Jahre ihre Wohnung hatte. Es war hier dunkler und stiller als in den Hauptadern des Verkehrs, die er eben verlassen hatte. Er athmete behaglich auf, als er in die Seitenstraße eingetreten war, setzte den schweren Reisesack einen Augenblick auf den Schnee, lüftete den ungewohnten hohen Hut, um sich die feuchte Stirn zu trocknen, und ging dann langsam weiter, mühsam die Hausnummern über den Thüren *studierend, bis* er die richtige fand.

Es war ein schmales altes Haus zwischen großen Zinshäusern. Drei Fenster neben der Hausthür, zu der ein paar Stufen hinaufführten, die Läden geschlossen. Doch durch die herzförmigen Ausschnitte in ihnen drang rother Lichtschein; die Bewohnerin war also zur großen Beruhigung des späten Besuchers zu Hause. Auch die Hausthür war, obwohl es auf Zehn ging, noch nicht verschlossen. Also trat der alte Mann hastig ein und wandte sich gleich nach links, wo er neben der Thür ein weißes Schildchen sah, dessen Aufschrift er freilich bei dem Helldunkel im Flur nicht lesen konnte. Es war auch nicht nöthig. Er wußte ja, was für ein Name darauf stand.

Er mußte zweimal anläuten, bis es drinnen sich rührte und eine Stimme durch das Schiebfensterchen sich vernehmen ließ, wer draußen sei. Es war nicht die Stimme der Sängerin, die er noch so gut im Ohr hatte, obwohl sie ihm seit fünf Jahren verstummt war. So antwortete er: Ich bin's, der Vater. Machen Sie nur auf. Ist Fräulein Langheinrich nicht zu Hause?

Hier wohnt kein Fräulein Langheinrich, kam die Antwort, sondern Fräulein Rosalinde del Longo, die berühmte Sängerin.

Das Prädicat klang dem alten Manne sanft ins Ohr. Ich weiß, sagte er, so nennt sie sich im Theater. Für den Papa bleibt sie aber das Röschen. Ich bin gekommen, meine Tochter zu besuchen. Wenn sie noch nicht zu Hause sein sollte, können Sie mich jedenfalls hineinlassen.

So dumm bin ich nicht, höhnte die Stimme drinnen. Das kann Jeder sagen, und wenn ich aufmache, fällt man über mich her und raubt die ganze Wohnung aus. Nee, mein Herr, gehn Sie man dahin, wo Sie hergekommen sind. Wenn das gnädige Fräulein den Papa

erwartete, hätte ſie mir's wohl geſagt. Und nun ſcheren Sie ſich weg!

Sie klappte das Schiebfenſterchen zu, der alte Mann aber klopfte kräftig mit dem Griff des Schirmes gegen die Thür.

Wenn Sie nicht aufmachen, rief er, mach' ich hier ſo lange Lärm, bis das ganze Haus zuſammenläuft. Sapperment! Ich will doch ſehen, ob ein alter Vater vor der Thür ſeiner Tochter frieren ſoll, weil eine Gans von Dienſtmädchen Räuber und Mörder fürchtet.

Er redete noch eine Weile in dieſem Tone weiter, da wurde eine Sicherheitskette ausgehoben und die Thür behutſam geöffnet. Das Mädchen hatte eine kleine Lampe geholt und beleuchtete nun den Eindringling.

Na, ſagte ſie, es ſcheint ja mit der Vaterſchaft richtig zu ſein. Sie ſehn nicht danach aus, als ob Sie ſchlechte Abſichten hätten, obwohl mein gnädiges Fräulein — hm! — ich hatte mir auch einen anderen Papa vorgeſtellt. Kommen Sie alſo meinetwegen 'rein. Übrigens bin ich weder eine Gans noch ein Dienſtmädchen, ſondern Kammerjungfer von Fräulein Roſalinde del Longo, daß Sie's nur wiſſen.

Verzeihn Sie, ſagte der alte Mann treuherzig, ich war ein bischen aufgeregt. Sie haben nur Ihre Schuldigkeit gethan, liebes Kind. Man lieſt freilich ſo viel Räubergeſchichten aus Berlin in der Zeitung.

Mein Name, Herr, iſt Francine, verſetzte ſie, ich bin keines Menſchen „liebes Kind". Da links hinein, wenn's beliebt!

Sie öffnete eine Thür, die aus dem Vorplatz in ein hell erleuchtetes Wohnzimmer führte. Auf den erſten Blick ſah man, daß hier eine Theaterprinzeſſin geringeren *Ranges* hauſte. Zwiſchen den beiden Fenſtern, die mit

rothen Gardinen verhängt waren, ein großer Stehspiegel, der bis auf den Fußboden reichte, an den Wänden das Bild der Sängerin in verschiedenen Rollen, dazwischen verdorrte Kränze und Blumenkörbe, ein Pianino nebst einem offenen Rollenschränkchen und auf dem Tisch vor dem Sopha eine große Lampe mit einem geschmacklosen Broncefuß. Es war aber warm, und ein frischer Blumenstrauß durchduftete den Raum, so daß Meister Langheinrich einen Laut ehrerbietiger Verwunderung und tiefen Behagens ausstieß und ein Gefühl des Stolzes empfand, daß er in der Wohnung seiner leiblichen Tochter all diese Herrlichkeiten betrachten konnte, deren sich keine geborene Prinzessin zu schämen gebraucht hätte.

Die Thür zu dem einfenstrigen Nebenzimmer stand auf. In seiner Mitte sah man ein für Zwei gedecktes Tischchen mit glänzendem Tafelgeräth, blauem Service und blanken Bestecken. Ein kaltes Souper war aufgetragen, eine Wildpretpastete, italienischer Salat, kleine, goldschimmernde Fischchen und ein Aufsatz mit allerlei Kuchenwerk. Dazu in einer Krystallflasche ein purpurrother Wein.

Darf ich auch da hinein? hatte der alte Mann die Zofe gefragt, die mit einer überlegen lächelnden Miene schweigend ihre Erlaubniß gab. Meister Langheinrich war an das Tischchen getreten und hatte dann schmunzelnd gesagt: Sieh, sieh! Da hat mein Röschen am Ende doch eine Ahnung gehabt, der alte Papa würde sie heute noch überraschen.

Bitte sehr, versetzte Fräulein Francine, Fräulein erwarten einen anderen Gast.

So spät? Na, es reicht ja wohl auch für Drei. Wer ist es denn?

Die Zofe zuckte die Achseln.

Na, ich werde ihm ja wohl vorgestellt werden. — Und einen Blick nach der anderen Seite werfend: Das ist wohl das Schlafzimmer meiner Tochter? Nee, da will ich doch nicht —

Als ob es sich selbst für einen Vater nicht schicke, das Schlafgemach einer gefeierten Schönen zu betreten, blieb er an der Schwelle der halb geöffneten Thür stehen und warf nur einen raschen Blick hinein.

Sapperment! sagte er, indem er das aufgeschlagene breite Bett mit den spitzenbesetzten Kissen bestaunte, das von einer rothen Ampel an der Decke geheimnißvoll bestrahlt war — ich wußte gar nicht, daß die Rose so große Mittel hat, solchen Luxus zu treiben. Nee, da wäre ihr's zu Hause wunderlich vorgekommen. Na, wir mußten uns nach der Decke strecken. Wo aber schlafen Sie, liebes — entschuldigen Sie! — Fräulein Francine?

's is noch ein hübsches Zimmer neben der Garderobe. Übrigens ziehen wir zu Ostern aus. Der Wirth hat uns — heißt das, wir haben dem Wirth gekündigt, es wohnen so gemeine Leute im Haus, und der Graf hat auch gesagt —

Sie verstummte und wurde roth. Der Alte hatte es überhört. Er war wieder in den Anblick der Schüsseln auf dem Eßtisch versunken. In einem silbernen Körbchen auf dem Buffet lagen ein paar Weißbrödchen. Gar zu gerne hätte er eins davon gegessen und sich ein Glas Wein eingeschenkt. Er wagte es aber nicht, obwohl er es als Papa wohl hätte verantworten können. Auch mußte sie ja bald aus dem Theater kommen, wo sie heut, wie Francine ihm mitgetheilt, die schöne Helena gespielt hatte. Dann würde er seinen Hunger behaglicher stillen können.

Richtig hörte man eben jetzt einen Wagen auf der Straße heranrollen, und dann erklang die Glocke im Flur draußen. Verzeihen Sie, sagte das Mädchen rasch, da ist mein gnädiges Fräulein. Die wird aber Augen machen!

Sie lief hinaus und ließ ihn allein.

Der Alte war aus dem Eßzimmerchen sacht in die Wohnstube zurückgeschlichen, wie ein Dieb, der ertappt zu werden fürchtet. Mantel, Schirm und Reisesack hatte er schon im Entrée abgelegt und den großen Hut abgenommen, den hielt er nun verlegen in der Hand und fuhr sich mit zitternden Händen über den Kopf, sein dünnes graues Haar zu glätten. So stand er mitten im Zimmer und starrte nach der Thür, aus der seine Tochter eintreten sollte.

Sie ließ aber auf sich warten.

Im Vorplatz hörte er ein Gemurmel von Stimmen, von denen er die der Zofe deutlich unterschied. Sie schien ihrer Herrin sehr eifrig zu etwas zuzureden, was dieser nicht einleuchtete. Dann wurde es eine Weile still, und endlich ging die Thür auf, und die Tochter trat ein.

Sie hatte den leichten Pelzmantel draußen abgeworfen, die seidene Kapuze aber aufbehalten, die war ihr in den Nacken geglitten, so daß ihr reiches blondes Haar, noch in der Schönen Helena-Frisur, frei war, mit blanken Glasperlen durchflochten, vorn über der weißgepuderten Stirn ein kleines goldenes Diadem mit dunkelrothen Steinen. Überhaupt trug sie noch das luftige Kostüm ihrer Rolle, Hals und Arme entblößt. Sie hatte sich vorgesetzt, den Gast, den sie erwartete, da er heute nicht ins Theater kommen konnte, in diesem verführerischen Anzuge zu überraschen. Aber der Kälte wegen hatte sie einen weichgefütterten seidenen Schlafrock über-

gezogen von zarter wasserblauer Farbe, reich mit Spitzen besetzt, der ihre schlanke und doch volle Gestalt aufs Vorteilhafteste hervorhob. Sie mußte jeden Mann bezaubern, dem sie so gegenübertrat. Und nun erst den alten Vater, der sie nur als ein schmächtig aufgeschossenes, etwas bleichsüchtiges Figürchen in der Erinnerung hatte.

Er stand auch so versteinert, als traue er seinen Augen nicht, daß diese Märchengestalt seine eigene Tochter sein sollte. Sie schien ihm — oder war sie's wirklich? — noch um einen halben Kopf gewachsen. Und was sie für ein rosig blühendes Gesichtchen hatte und wie funkelnde Augen, denn sie hatte sich noch nicht abgeschminkt. Wer die Beiden einander gegenübersah, konnte allerdings kaum glauben, daß es Vater und Tochter waren. Erst wer die Züge näher verglich, sah, daß das schöne junge Geschöpf in der That die Züge des Alten hatte, nur weicher und feiner, da auch Herr Fritz Langheinrich ein hübscher junger Bursche gewesen und sein Gesicht nur durch Noth und Altersſorgen vergröbert und verkümmert war. Er hatte sich am Morgen des Reisetages frisch rasiert, das machte seine Züge noch faltiger und welker. Jetzt aber stieg ihm eine Röthe bis an die Stirn vor Schreck und Freude, wie er das große schöne Mädchen hereinstürmen sah.

Papa! rief sie mit einer hellen, melodischen Stimme, bist du's denn wirklich, alter Papa? Nein, eine solche Überraschung!

Eh' er sich besinnen und ein Wort vorbringen konnte, hatte sie ihre Arme um ihn geschlungen und ihn drei, viermal auf die kalten Backen geküßt.

Ein Zucken wie von verhaltenem Schluchzen ging durch die Glieder des alten Mannes. Röschen! stammelte er halblaut, meine gute Tochter!

Der Hut fiel ihm aus der Hand, als sie ihn freigab. Er zog ein blaugewürfeltes Schnupftuch aus der Tasche seines fadenscheinigen schwarzen Rocks, schneuzte sich ausführlich und trocknete sich dann die Augen.

Sie war zurückgetreten, hob den Hut auf und legte ihn auf den Tisch. Dann betrachtete sie den Alten von Kopf bis zu den Füßen. Francine war leise eingetreten, ein Wink ihrer Herrin bewog sie, das Zimmer wieder zu verlassen.

Nun setz dich aber, Papa, sagte die Tochter, hier auf das Sopha. Ich habe nicht viel Zeit. Wie bist du nur auf den Einfall gekommen, nach Berlin zu fahren, ohne mir's erst zu schreiben? Ich hatte dir doch früher gesagt —

Kind, stotterte er stehen bleibend, während sie sich auf das Sopha warf, du mußt nicht böse sein, ich konnt's zu Hause nicht aushalten. Im Haus, seit Mutter gestorben — 's is so kalt und leer wie im Grabe — keine Menschenseele — die alte Hanne hat mir auch gekündigt — ihren Lohn seit fünf Monaten konnt' ich ihr nich mal ganz auszahlen — zu Holz reicht' es auch nicht mehr —

Ich hatte dir doch gleich nach Mutters Tode geschickt — Wenn's nicht genug war —

O, es war so viel gewesen, ich wollt' nich wieder bitten, obwohl mein gutes Röschen — nee, lieber den Schmachtriemen fester schnallen — es mußte ja gehen, ich konnt' noch allerhand verkaufen, was Muttern gehört hatte, aber zuletzt, wie's gegen Weihnachten ging und ich dachte: Wie sollst du den Heiligabend überstehn ohne deine Alte? Das Herz im Leibe wird dir ersticken — und in Berlin, da hast du dein einziges Kind, die putzt sich vielleicht auch ganz einsam ein Weihnachtsbäumchen und denkt zurück, wie schön sie's als Kind gehabt hat bei

ihren Eltern — du solltst dich aufrappeln und zu ihr reisen, zwei einsame Menschen sind ja nicht gottverlassen, wenn sie beisammen sind — und da, da verkauft' ich die alte Standuhr auf der Kommode — du erinnerst dich — die mit dem goldenen Engel — und hier bin ich nun und danke Gott, daß er mir den gescheidten Gedanken eingegeben hat.

Er hatte das immer freier und zuversichtlicher herausgesprudelt, seine Stirn war heiß geworden, er versuchte zu lächeln, als wollte er die Tochter, die vor sich hin sinnend im Sopha lag, einladen, das ganze Abenteuer von der lustigen Seite aufzufassen. Das schöne Gesicht aber blieb regungslos.

Es war Recht von dir, Papa, sagte sie endlich, jedes Wort langsam sich abringend, ich begreife, daß du Sehnsucht hattest, mich wiederzusehen, nachdem die arme Mama von dir gegangen war. Und ich freue mich auch, daß du noch so gut bei Wege bist, mit deinen Dreiundsechzig. Aber was soll nun weiter werden? Hast du dir das schon klar gemacht?

O, versetzte er, nun schon ganz guter Dinge, da er wegen seines eigenmächtigen Streiches wenigstens nicht gescholten worden war, wie's werden soll, das hängt ganz von dir ab, Röschen. Ich habe mir gedacht, wo meine Tochter so herrlich und in Freuden lebt, wird auch ein Plätzchen sein für den alten Papa, der ja ganz zufrieden ist, wenn er einen Winkel zum Schlafen hat und einen Bissen Brod. Das Essen, fügte er mit einem wehmüthigen Lächeln hinzu, habe ich mir ohnehin in der letzten Zeit so ziemlich abgewöhnt. Und dann, da ich noch leidlich frisch bin, wenn ich auch mein Handwerk nicht mehr betreiben kann — er wies ihr die verkrümmten Finger vor — zu allerlei Diensten bin ich noch zu brauchen;

ich kann dir dein Schuhwerk putzen, Gänge machen, die Öfen heizen und dir die Droschke besorgen, wenn du ins Theater fährst. Brauchst auch keinem Menschen zu verrathen, falls es dir genierlich wäre, daß der alte Hausdiener dein Vater is. Sind wir unter vier Augen, so können wir ja „du" zu einander sagen.

* * *

Er schwieg, und es wurde ihm doch wieder bange, was sie zu diesem Vorschlag sagen möchte. Es schien eine beklommene Ahnung in ihm aufzudämmern, daß er in diese glänzende Umgebung vielleicht sogar als Schuhputzer nicht hineinpasse. Doch athmete er wieder erleichtert auf, als er sie sagen hörte: Nee, Papa, so geht's nicht. Das ginge mir gegen's Gefühl, dich auf deine alten Tage wie einen Bedienten zu behandeln. Aber freilich, nach Hause darfst du nicht wieder. Für dasselbe Geld, das du mich dort kosten würdest, kann ich dir hier ein Zimmerchen miethen, bei guten Leuten, wo du deine Abwartung hättest, dein Essen und den warmen Ofen, und so oft ich Zeit hätte, käm' ich und besuchte dich und ließe dir's an nichts fehlen. Auch bessere Kleider sollst du haben, dafür laß nur mich sorgen. In dem Anzug — sie konnte sich eines kleinen Lachens nicht enthalten — siehst du aus wie auf dem Theater ein alter Küster oder Dorfschullehrer, und die Straßenjungen liefen dir nach. All das wollen wir morgen weiter bereden. Jetzt aber mußt du gehn, ich kann dich nicht länger hier behalten.

Über das Gesicht des Alten fiel ein schmerzlicher Schatten.

Ich soll — wieder gehn? Kannst du mir nicht

wenigſtens für dieſe Nacht eine — es iſt ſo kalt, und wo ſoll ich denn auch hin? Wenn du mir erlaubſt, in deiner Küche — ich brauche kein Bett, bloß eine Decke zum Zudecken und ein Kiſſen unterm Kopf —

Nein, Papa, ſagte ſie entſchieden und erhob ſich vom Sopha, es geht wirklich nicht. Ich kann heute nicht für dich ſorgen, ich erwarte noch Jemand — ſie ſtockte einen Augenblick — 's iſt nur der Kapellmeiſter von meinem Theater, der will noch eine neue Rolle mit mir durchnehmen — er hat den ganzen Tag ſo furchtbar zu thun, da kann er nur ſpät Abends kommen. Aber du begreifſt, es iſt ſo wichtig für mich — meine Colleginnen beneiden und haſſen mich, weil ich ſo beliebt bin beim Publikum, da muß ich mir die Freundſchaft des Kapellmeiſters erhalten.

Weißt du was, Papa? fuhr ſie fort, als ſie die traurig enttäuſchte Miene ſah, mit der er zu Boden ſtarrte, du gehſt jetzt gleich und fährſt in einer Droſchke nach dem kleinen Hôtel, wo ich die erſten Wochen gewohnt habe, als ich vor fünf Jahren herkam. — Sie nannte den Namen. — Aber wart, ich ſchreibe ihn dir auf, du könnteſt ihn ſonſt vergeſſen. Haſt du ein Notizbuch?

Er holte mit zitternder Hand eine unförmlich dicke, uralte Brieftaſche aus ſeinem Rock, ganz angefüllt mit allerlei Papieren, und reichte ſie ihr hin. Ein Bleiſtift ſtak darin, den ergriff ſie raſch und ſagte, indem ſie den Namen des Hôtels hineinſchrieb: So, Papa! Da wirſt du gut aufgehoben ſein; es iſt ein reinliches und billiges Haus, nicht allzu weit von meiner Wohnung. Morgen nach der Probe komm' ich, und wir beſprechen dann alles Weitere, und bis du das andere Quartier gefunden haſt, kannſt du im Hôtel eſſen. Haſt du noch Geld?

Er griff in die Taſche und holte ein ſehr abgenutztes

Portemonnaie hervor. Es waren nur ein paar kleine Silbermünzen und einige Nickel darin.

O, sagte sie lachend, damit könntest du kaum weit reichen, wenn du noch auf der Walze wärst. Komm! halte mir's her!

Sie zog ein reizendes kleines Geldtäschchen heraus und schüttete den ganzen Inhalt, ein paar Goldstücke und mehrere Mark, in sein schmutziges Portemonnaie. So! Das wirst du bis morgen nicht durchbringen, denk' ich, wenn du auch eine Flasche Sekt hinter die Binde gießen möchtest. Und jetzt — sie horchte auf die Straße hinaus, wo eben ein Wagen anfuhr und vor dem Hause stillhielt — geschwinde fort! Da kommt mein Kapellmeister. Dem kann ich dich heute nicht mehr vorstellen.

Sie drückte ihm rasch den Hut in die Hand, half ihm draußen den Mantel umhängen und den Reisesack und Schirm wieder erfassen und drängte ihn nach der Thür, die Francine schon offen hielt. Gute Nacht, Papa! flüsterte sie. Er hätte sie gern noch umarmt, voll Dankbarkeit, daß sie so töchterlich für ihn sorgte, aber sie war schon ins Zimmer zurückgeschlüpft. Er schob sich auf der Schwelle an einem großen, stattlichen Herrn in einem prachtvollen Pelz vorbei, der ihn erstaunt zu betrachten schien. Dann war er im Flur, stand wie entgeistert und machte keine Miene, zu gehen, bis er die Zofe sagen hörte: Ich muß bitten, Herr, ich kann hier nicht länger im Zuge stehn — da schritt er aus dem Hause und hörte die Thür hinter sich verschließen, und die eisige Nachtluft fuhr ihm unsanft gegen das erhitzte Gesicht, so daß er den Kragen seines groben Mantels aufschlug und dann unten an der Haustreppe tief aufathmend stehen blieb.

Wo kam er denn her? War's wirklich von seiner Tochter, die's drinnen warm hatte, während ihr alter

Vater hier draußen in der schauerlichen Winternacht obdachlos — verloren in der großen Stadt — hungernd und frierend — —

Nein, er mußte es nur geträumt haben. Er hatte oft von seinem Röschen geträumt — manchmal, daß er sie nur von weitem sah und nicht zu ihr hin konnte, so heftig es ihn zu ihr trieb — aber dann auch wieder, daß sie als ein kleines, mageres Kind ihm auf dem Schooße saß, ihm die Backen streichelte und ihre kleinen Liedchen trillerte — Und nun dieser Traum — —!

Und doch mußte er's wieder nur geträumt haben. Das sollte seine Tochter gewesen sein, diese große, prachtvolle Dame mit Perlen im Haar und in einem so eleganten Zimmer, wo ein einziger Stuhl mehr werth war, als alle Kleider, die er auf dem Leibe trug? Er entsann sich, daß sie einmal den seidenen Schlafrock mit den Spitzen vorn an der Brust aufgeknöpft hatte, als ob ihr zu heiß würde. Sie hatte ihn freilich gleich wieder zugeknöpft, da sie den erschrockenen Blick sah, mit dem er ihren nackten Hals und den tiefen Ausschnitt ihres rosafarbenen Florkleides anstarrte. Er hatte aber genug gesehn. Konnte das wirklich seine Rose sein, die er in Zucht und Ehren auferzogen hatte, und die jetzt — nein, das war nicht zu glauben!

Und doch — hatte sie ihn nicht umarmt und geküßt und lieber alter Papa! gerufen? Sie kam ja eben vom Theater, da gingen, wie er aus seiner Lehrzeit in Berlin wußte, die Schauspielerinnen und Sängerinnen in Balltoiletten, wie sich Keine in einem ehrbaren bürgerlichen Hause gezeigt hätte, und Niemand fand etwas dabei. Auch der Kapellmeister, den sie erwartete, hatte sie ja gewiß oft so gesehen. Wenn er, der Alte, nicht da gewesen *wäre,* hätte sie sich gewiß gleich umgezogen.

Und daß sie ihn nicht bei sich behalten konnte, war ja begreiflich. Wenn sie sich geschämt hätte, ihn dem Herrn vorzustellen, war's ja um seinetwillen gewesen. Sie hatte ihm die Verlegenheit ersparen wollen. Er sah auch wirklich gar zu altmodisch und abgetragen aus. Wenn's nicht Nacht gewesen wäre, hätten die Straßenjungen ihn verhöhnt. Und wollte sie ihm nicht morgen andere Kleider machen lassen? Überhaupt — wie zärtlich hatte sie für ihn gesorgt, ihm ein gutes Hôtel genannt und das viele Geld in sein Portemonnaie geschüttet. Nein, sie war d o ch seine „gute Tochter", er that ihr sehr Unrecht, morgen wollte er ihr's abbitten!

Das bittere Gefühl, das ihn überfallen, als er aus dem Hause getreten war, wich in seiner bescheidenen, arglosen Seele einer dankbaren Befriedigung, daß er's auf seine alten Tage noch so gut hatte. Nun würde es ein schönes Leben werden, zwar nicht Thür an Thür mit seinem vornehm gewordenen Kinde, aber doch voll stolzer Vaterfreude. Wenn er sie auch nur flüchtig am Tage sähe, Abends dagegen würde er Zeuge sein, wie das Publikum sie vergötterte. Wenn seine Alte das noch erlebt hätte!

Ein scharfer Windstoß riß ihn aus diesen Gedanken auf, er mußte nun Ernst damit machen, sein Nachtquartier aufzusuchen. Indem er jetzt aufblickte, ob nicht eine Nachtdroschke gefahren käme, sah er einen Mann auf sich zu kommen, der ihn schon eine ganze Weile aus einiger Entfernung beobachtet hatte. Der Mann trug einen dunklen Überzieher, der ihm zu eng zu sein schien. Wenigstens waren ein paar Knöpfe vorn ausgerissen, und der Rock reichte ihm nur bis an die Knie. Auf dem Kopf saß eine etwas schäbige Pelzmütze, die Hände aber hatte er in einen eleganten kleinen Damenmuff gesteckt,

der an einem schwarzen ledernen Bande ihm vom Hals herabhing. Wie er jetzt langsam sich näherte, konnte Meister Langheinrich auch sein Gesicht deutlich erkennen, das von der Kälte oder vielleicht vom Trinken geröthet und aufgeschwemmt war. Vor den Augen aber hatte er eine blaue Brille mit großen runden Gläsern.

Auch der unerfahrene Kleinstädter hatte eine dunkle Empfindung, daß der Herankommende keine sehr vertrauenswürdige Persönlichkeit sei.

Der blieb aber ruhig vor ihm stehen, griff leicht an die Mütze und sagte mit etwas heiserer Stimme: Entschuldigen Sie die Frage, mein Herr: warten Sie hier auf Jemand?

Nur auf eine Droschke, antwortete der Alte. Ich möchte in mein Hôtel fahren. Ich bin eben von der Reise gekommen.

Eine Droschke? sagte der andere. Die verirren sich selten in diese Straße. Vielleicht aber, wenn Sie fremd sind, kann ich Ihnen behülflich sein, auch zu Fuße in Ihr Hôtel zu gelangen, wenn Sie mir sagen wollten, welches Sie meinen.

Die zuvorkommende Art des Fremden und seine gebildete Sprache machten den Alten zutraulich. Er hielt was auf gutes Deutsch, da er auf seiner langjährigen Wanderschaft den Dialekt seines kleinen Geburtsortes fast gänzlich abgeschliffen hatte.

Ja, sagte er, mit einem verlegenen Lächeln, den Namen des Hôtels — den hab' ich weiß Gott wieder vergessen, obwohl meine Tochter ihn mir erst vor einer Viertelstunde genannt hat. Aber da sie meinem alten confusen Kopf nicht traute, hat sie ihn mir auch aufgeschrieben. Warten Sie! — und er zog die dicke Brieftasche hervor — da muß er stehen.

Er trat, seinen Reisesack auf den Boden stellend, unter die Laterne, die am Nebenhause stand, und versuchte, den Namen zu entziffern. Es geht nicht! murmelte er. Die Gasflamme ist zu trübe und flackert zu stark, wenn Sie mir vielleicht behülflich sein wollten —

Mit Vergnügen.

Der Fremde nahm ihm die Brieftasche aus der Hand und sah auf das Blatt.

Nehmen Sie sich aber in Acht, lieber Herr! warnte der Alte. Der Wind ist so stark und könnte ein oder das andere Blatt fortwehen. Mein Paß ist darin und der Todtenschein meiner Frau und der Gepäckschein über den Koffer, den ich im Bahnhof gelassen habe.

Keine Angst! Da hab' ich's schon! versetzte der andere. Ja, das ist ein ganz gutes, solides Haus, wenn auch ein bischen theuer. Ich wüßte Ihnen ein ebenso gutes, das bedeutend billiger wäre.

Nee, nee, lieber Herr, ich danke Ihnen. Aber meine Tochter wird morgen kommen, mich zu besuchen, die wüßte ja nicht, wo ich geblieben wäre.

Auch gut! Da nehmen Sie Ihr Portefeuille zurück. Ich hatte Ihnen nur einen Gefallen thun wollen.

Sie sind sehr gütig. Mit wem habe ich die Ehre, wenn ich fragen darf?

Mein Name ist Müller, eigentlich kein Name, sozusagen, da müssen's die Vornamen thun: Kaspar, Helmuth, Hieronymus. Und Sie, mein Herr?

Fritz Langheinrich aus — er nannte den Namen seines Städtchens. Ich habe mich aber entschlossen, nach Berlin zu ziehen, wo ich eine Tochter habe, die Sängerin Rosalinde del Longo, wie sie sich auf dem Zettel nennt. Sie ist sehr berühmt, Sie werden von ihr gehört haben.

Ich entsinne mich doch nicht. Ich komme selten ins Theater. Bei welchem ist sie denn?

Bei dem großen Operettentheater. Aber sie will ins Opernhaus. Es sind ihr auch schon vortheilhafte Anerbietungen gemacht worden, wie sie uns geschrieben hat. Sie hat ein großes Talent, aber ein noch besseres Herz. Es wird in Berlin wenige Väter geben, die eine so gute Tochter haben.

Freut mich für Sie. Aber was haben Sie in Berlin vor, außer Vaterfreuden zu genießen?

Ich? O, ich habe mich zur Ruhe gesetzt — mein Geschäft aufgegeben — dreiundsechzig Jahre sind kein Spaß, wenn man redlich gearbeitet hat. Aber wenn ich fragen darf: was ist Ihr Beruf?

Der Mann lachte heiser in sich hinein. Ich bin Rentier, aber ich habe mein altes Geschäft doch nicht ganz aufgegeben — bei den schlechten Zeiten. Es fällt hie und da noch immer was für unsereinen ab, und 's läppert sich zusammen. Aber wollen wir wirklich hier Posto fassen wie ein paar Laternenpfähle? Kommen Sie mit, lieber Herr, ich bringe Sie nach Ihrem Hôtel oder bis wir eine Droschke finden. Und geben Sie mir Ihren Reisesack zu tragen. Nein, machen Sie keine Sperenzchen. Sie sind älter als ich, und das Ding ist schwer.

Wenn Sie wirklich die große Güte haben wollen — ich bin allerdings — meine sämmtlichen Hemden sind drin, mein Nachtzeug und ein Paar neue Stiefel — alles andere ist im Koffer. Den Reisesack habe ich schon vor vierzig Jahren mit mir geführt — damals war er nicht so schwer — ich hatte nur ein Hemde zum Wechseln — es waren nicht sehr gute Zeiten. Aber geht's denn hier nach der Mauerstraße? Ich dachte doch —

Verlassen Sie sich nur auf mich, ich weiß Bescheid.

Er nahm den Reiſeſack in die Linke, faßte mit dem anderen Arm den Alten unter und zog ihn mit ſanfter Gewalt vorwärts. Sein Muff baumelte leer vor ſeiner hageren Figur.

Sie werden ſich die Hände erfrieren, Herr Müller, ſagte der Alte. Iſt das übrigens jetzt Mode in Berlin, daß die Herren einen Muff tragen?

Wenn ſie einen haben! lachte der Andere. Warum auch nicht? Aber ſo'n Ding iſt ſehr nützlich. Handſchuh ſind hinderlich, wenn man in eine Taſche greifen will, um ein Schnupftuch 'rauszuholen oder ein Portemonnaie, und in ſo 'nem Muff werden die Finger nicht ſteif und bleiben gelenkig. Übrigens auf dem kurzen Weg ſpüre ich die Kälte nicht, und wenn ich Ihnen einen Dienſt leiſten kann —

Sie ſind wirklich ſehr gütig! Ja überhaupt, die Berliner —!

* * *

So gingen ſie ein paar Straßen weit.

Es war für die große Stadt noch nicht ſpät, erſt halb elf Uhr. Aber die grimmige Kälte ſcheuchte die ſonſt hier herumſtreifenden Nachtvögel in ihre Neſter.

Der alte Mann dagegen ſchien mit jedem Schritte munterer zu werden. Er ging ſo ſicher und bequem am Arm ſeines gefälligen neuen Bekannten und Beſchützers, der ihm ja auch den Reiſeſack abgenommen hatte. Alles, was er heute Abend erlebt, erſchien ihm jetzt in roſigem Licht, und ſeine ſteifen Gliedmaßen thauten auf wie ſeine vorher ſo beklommene Kinderſeele. Er fing an, ſeinem Begleiter allerlei Bekenntniſſe zu machen, ſprach jetzt auch offen von ſeinem früheren Geſchäft, ſeiner verſtorbenen Frau, vor allem von ſeiner Tochter, was ſie

für ein allerliebstes Kind gewesen wäre, aber freilich, daß sie eine so glänzende Carrière machen würde, hätte Niemand gedacht. Zwar wenn sie in seiner Werkstatt mit ihrer Puppe auf einem Schemelchen saß und sang, blieben die Leute, die draußen an dem offenen Fenster vorbeigingen, horchend stehen und sagten: Das ist Fritz Langheinrichs kleine Nachtigall. Ja, der liebe Gott hatte ihr diese reizende Stimme geschenkt und dazu das gute Herzchen. Denn niemals hatte sie ihren Eltern Kummer gemacht, bis auf den Tag, wo sie erklärte, sie wolle nach Berlin aufs Theater. Nu, auch das sei ja zum Segen ausgeschlagen, und diesmal baue der Segen der K i n d e r den E l t e r n Häuser, denn ohne seine Rose würde er auf seine alten Tage obdachlos sein.

Um die Rührung, die sich seiner bemächtigte, niederzuhalten, fing er jetzt an, zu singen, eines der Kinderliedchen seiner guten Tochter, mit einer hohen, dünnen Stimme, die kaum zehn Schritt weit zu hören war. Sein Begleiter aber stand still und sagte: Sein Sie stille! Das Auge und Ohr des Gesetzes wacht, und eh' Sie sich's versehen, hat Sie ein Schutzmann beim Kragen und schreibt Sie auf wegen groben Unfugs. Übrigens da sind wir auch.

Sie standen vor einem unansehnlichen Hause in der Mauerstraße. Über der Eingangsthür hing ein Schild mit der Inschrift: Destillation.

Ist das mein Hôtel? fragte der Alte.

Nee. Das liegt noch einen Hundeblaff weiter nach da unten. Dies ist man eine Speisewirthschaft, ein sehr anständiges, bürgerliches Lokal, das ich zuweilen mit meinem Zuspruch beehre. Ich dächte, eh' wir ins Hôtel gehen, kehren wir mal hier ein und nehmen einen *warmen* Tropfen zu uns. Im Hôtel sind schon Alle zu

Bette. Wenn wir da so spät 'reinfallen, machen wir ihnen kein Vergnügen mit unserm Wolfshunger, und ich für meinen Theil, da ich mich in keiner pickfeinen Toilette präsentiren kann wie Sie, auch nicht da logiren will, werde am Ende gar nicht 'reingelassen. Hier aber ist's gemütlich. Sie werden schon sehn.

Damit klinkte er die Thür auf und schob den Alten hinein.

Ein dicker Qualm von schlechtem Tabak und der üble Dunst grober Speisen schlug ihnen entgegen. Herr Langheinrich, der eben aus der duftenden Wohnung seiner Tochter gekommen war, fuhr unwillkürlich zurück. Der Andere aber hielt ihn fest.

Kommen Sie man, Gutester! In der Hölle stinkt's noch mehr, und man gewöhnt sich auch daran. Übrigens wenn ich mir meine Upmann Regalia ins Gesicht stecke, verbessere ich die Luft. Sie rauchen doch auch?

Der Alte schüttelte den Kopf.

Na, wir bleiben auch nicht lange.

Währenddessen waren sie eingetreten, und Herr Müller hatte in dem langen, schmalen Raum einen noch leeren Tisch entdeckt und drückte seinen Begleiter auf die Bank dahinter. Es waren nur wenige Gäste dort, einige spielten Karten, einer saß vor einer Schnapsflasche in Schlaf versunken und schnarchte laut, im dunkelsten Winkel hockten drei junge Bursche von verdächtigem Aussehen bei einander, hatten Biergläser vor sich und dampften Cigaretten.

Zwei Gläser steifen Grog! befahl der neu Angekommene dem unsäuberlichen Schenkkellner, der ihn respectvoll, aber doch wie einen Wohlbekannten begrüßte. So, nun wollen wir's uns commod machen.

Er nahm die Pelzmütze ab, legte die blaue Brille

vor sich auf den Tisch und zog aus der Tasche seines Paletots eine lange, schwärzliche Cigarre, die er sofort in Brand steckte.

Verzeihen Sie, sagte der Alte, könnte ich nicht eine Suppe bekommen? An was Festeres bin ich Abends nicht mehr gewöhnt.

Auch das, mein verehrter Gönner! Hier können Sie alles haben. Jean!

Der Kellner kam hurtig wieder heran. Nach einer Weile wurde auch die Suppe gebracht, ein trübes, nach schlechtem Fett duftendes Gericht, in dem ein paar Fleischstückchen schwammen. Der alte Mann, obwohl er nicht verwöhnt war, konnte nur ein paar Löffel hinunterbringen. Dagegen that er aus dem Glase mit dem starken, dampfenden Getränk einen tiefen Zug, obwohl es ihn husten machte.

Sein Begleiter ließ ihm Zeit, sich umzusehen. Alles, was er erblickte, erregte seinen Widerwillen, und zum erstenmal wurde ihm auch sein Begleiter unheimlich. Der hatte, trotz seines „Wolfshungers", nichts zu essen bestellt, das Glas aber auf einen Zug ausgetrunken und ihre beiden Gläser dann neu zu füllen befohlen. Der Alte wollte für seine Person danken, aber es wurde nicht darauf gehört. Inzwischen war ein Mann, der ein Bekannter des Herrn Müller sein mußte, zu diesem getreten und hatte eine halblaute Unterhaltung mit ihm begonnen. Einzelne Worte davon drangen dem Alten ins Ohr, doch schienen sie aus einer fremden Sprache zu sein, er konnte nichts verstehen.

Immer unseliger fühlte er sich in dieser bedenklichen Gesellschaft. Endlich, da ihm schwül zu Sinne wurde, auch die Spieler einen heftigen Zank anhoben, stand er auf und erklärte, er wolle fort, er sei müde und

müsse zu Bett, da er früh zu seiner Reise aufgestanden sei.

Wie Sie befehlen, mein hochverehrter Freund, erwiderte der Andere. Sie sollen bald zu Bett. Aber erst zahlen!

Er griff in die Tasche, holte die Hand aber leer heraus. Hol's der Teufel, rief er, ich habe mein Portemonnaie vergessen. Na, ich habe ja hier Credit.

Erlauben Sie mir, die kleine Zeche für uns Beide zu berichtigen, fiel ihm Meister Langheinrich ins Wort. Ich schulde Ihnen so viel für all Ihre Gefälligkeiten —

Meinetwegen, hochgeschätzter Wohlthäter. Jean!

Der Alte zog sein Geldtäschchen hervor, und aus seiner zitternden Hand rollten die Goldstücke auf den Tisch. Herr Müller fing sie ein und legte sie dem Alten wieder in die Hand. Mit Gold, sagte er, muß man fein umgehen, auch wenn man ein Rothschild ist. Zu unserem Grog reichen auch ein paar Nickel aus. Und das ist noch für Jean. Jetzt aber trinken Sie erst mal aus — nee, das müssen Sie partu. Ich werde sonst böse und glaube, daß Sie ein falscher Freund sind.

Der Alte war willenlos geworden, leerte das Glas mit Widerstreben und stand mühsam auf. Sein „Freund" gab ihm den Schirm in die Hand, belud sich wieder mit dem Reisesack und führte den unsicher auf seinen Beinen Schwankenden aus der dumpfen Höhle in die starre, von Schnee und tausend Sternen glitzernde Nacht hinaus.

Ich mache Ihnen so viel Mühe, sagte der alte Mann, als er sich wieder im Freien fand. Die Kälte beißt mir in die Augen, ich sehe meinen Weg nicht und muß mich auf Sie verlassen.

Machen Sie die Augen man feste zu, ich sehe für

Zwei. Auch sind wir gleich an Ort und Stelle. Wenigstens werden Sie jetzt warm sein.

Nur zu warm! seufzte der Alte, dem der Kopf brannte. Er hätte den Hut gern abgenommen, der ihn unerträglich drückte, aber er hatte keine Hand frei. So schloß er die Augen und taumelte am Arm des Anderen in halber Bewußtlosigkeit die Straße entlang.

Der Weg schien ihm kein Ende nehmen zu wollen. Ein paarmal fragte er: Sind wir noch nicht da? Sie sagten ja: bloß einen Hundeblaff —

Gleich sind wir angelangt, nur Geduld! war die Antwort.

Auf einmal blieben sie stehen. Ich habe, wahrhaftig Gott! mich ein bischen verirrt — habe vergessen, meine Schneebrille wieder aufzusetzen — wir sind hier auf dem Wilhelmsplatz, und nu sind' ich mich wieder zurecht. Aber wenn Sie vielleicht fünf Minuten ausruhen wollen — da ist eine Bank.

Ohne zu antworten, sank der Alte darauf nieder. Er stöhnte laut, dann saß er ganz still.

Der Andere war vor ihm stehen geblieben. Ist Ihnen nun besser? fragte er nach einer Weile.

Oh — sehr wohl! klang die heisere Stimme zwischen dem Mantelkragen hervor. Heute will ich schlafen — morgen — wenn meine gute Tochter kommt — mein — Röschen —

Der Kopf sank ihm auf die Brust. Nach ein paar Athemzügen hatte er das Bewußtsein verloren.

Der Andere betrachtete ihn eine Weile mit einem fast liebevollen Ausdruck, wie ein Vater, der das Einschlafen eines kranken Kindes bewacht. Dann warf er einen spähenden Blick nach allen Seiten und sagte befriedigt vor sich hin: Na, das Auge des Gesetzes scheint ja a u ch

bei die Kälte eingenickt zu sein. Wir wollen beide schlafen lassen, diesen Biedermann aber davor bewahren, daß sich nicht irgend ein Gauner seinen Schlummer zu Nutze macht. Bei mir sind seine Sachen doch besser aufgehoben.

Er schlug behutsam den Mantel zurück, fuhr in die Taschen des Schlafenden und zog sacht Brieftasche und Portemonnaie heraus. Dann wickelte er die magere Gestalt des Alten wieder dicht ein und drückte ihm auch den Hut fester in die Stirn. So, mein Gönner, sagte er, nu gute Nacht! Es war mir sehr angenehm —

Und mit langsamen, aber weit ausgreifenden Schritten entfernte er sich von der Bank und verschwand im Schatten der Häuser.

* * *

Als die Sängerin am nächsten Tage nach ihrer Probe bei dem Hôtel vorfuhr und nach dem alten Herrn fragte, der gestern Abend ein Zimmer hier bezogen habe, wurde ihr zu ihrem Erstaunen geantwortet, ein Herr Langheinrich habe sich nicht blicken lassen.

Sie nahm die Sache nicht schwer. Wahrscheinlich hatte der alte Papa den Namen des Hôtels vergessen — er hatte ja einen etwas schwachen Kopf — und die aufgeschriebene Adresse mit seinen trüben Augen nicht entziffern können. So war er anderswo untergekommen und würde sich im Laufe des Nachmittags wohl bei ihr einfinden.

Schade nur, daß er dann zu spät kam, um mit ihr zu Mittag zu essen. Auch den Schneider, den sie schon bestellt hatte, um ihm neue Kleider machen zu lassen, mußte sie nun wieder wegschicken.

Der Nachmittag verging aber, ohne daß der Vermißte

sich blicken ließ. Ehe sie Abends ins Theater fuhr, band sie Francinen auf die Seele, ihn ja nicht fortzulassen, wenn er sich doch endlich wieder melden sollte. Dem Grafen hatte sie ja auch abgeschrieben..

Als sie aber nach der Vorstellung in ihre Wohnung zurückkam, fiel es ihr doch aufs Herz, den Papa auch jetzt nicht vorzufinden. Sie konnte freilich im Augenblick ihm nicht weiter nachforschen. Am andern Morgen mit dem Frühesten mußte sie fort, um ein Gastspiel in einem kleinen Stadttheater ein paar Stunden weit von Berlin zu absolvieren. Auf zwei Abende war das berechnet. Sie schärfte es aber ihrer Zofe aufs Nachdrücklichste ein, ihr sofort zu telegraphieren, wenn sie irgend etwas von ihrem Vater zu sehen oder zu hören bekommen hätte. So fuhr sie ruhigen Herzens am dunklen Morgen davon.

Aus den zwei Abenden ihres Auftretens waren drei geworden; man hatte sie durchaus nicht fortlassen und die Strafe für die Übertretung des Urlaubs an ihren Director gern bezahlen wollen. Als sie nun am Mittag des vierten Tages wieder heim kam, war ihre erste heftige Frage: Nun? Und der Papa?

Francine machte eine stumme Gebärde, daß sie umsonst auf ihn gewartet habe.

Da erschrak die gute Tochter ernstlich. Sie ließ die Droschke zurückrufen, die eben wieder abfahren wollte, und rief dem Kutscher zu: Nach der Polizei!

Eine Viertelstunde später trat sie bei dem Polizeidirector ein, der die reizende Operettendiva nicht hatte antichambrieren lassen.

Mit hastigen Worten, das schöne Gesicht blaß vor Aufregung, berichtete sie ihm den Grund ihres Kommens und bat dringend, dem Verschwundenen, dessen Äußeres sie genau beschrieb, nachforschen zu lassen.

Der Polizeidirector hörte sie theilnahmsvoll an. Er hatte sie genöthigt, auf seinem Sopha Platz zu nehmen, und behandelte sie mit ausgesuchter Höflichkeit. Dann drückte er auf den Knopf einer elektrischen Klingel und erklärte dem rasch eintretenden Beamten, um was sich's handle.

Als dieser sich wieder entfernt hatte, sagte er: Beruhigen Sie sich, mein schönes, verehrtes Fräulein! Ihr Herr Vater wird sich bei der sibirischen Temperatur erkältet haben und mit einem starken Katarrh oder gar einer Grippe das Bett hüten, so daß er nicht im Stande war, Ihnen Nachricht zu geben. Das werden wir gleich erfahren. Sie sind aber erst von einem Ihrer Triumphzüge wieder zu uns zurückgekehrt? Ich bin um so erfreuter darüber, als ich selbst mir vorgenommen hatte, da heute die „Schöne Helena" auf dem Zettel steht — nun, Hartmann, was bringen Sie?

Der Beamte war mit einem sehr ernsten Gesicht wieder eingetreten, hielt ein Blatt Papier, das ein amtliches Format hatte, und ein photographisches Kärtchen in der Hand und näherte sich seinem Vorgesetzten, dem er mit leiser Stimme Bericht erstattete. Der Polizeidirector warf einen Blick auf die Photographie und sagte dann mit einem Seufzer zu seiner schönen Besucherin, die mit angstvollen Augen zu ihm aufsah: Mein verehrtes Fräulein, das Ergebniß der Nachforschung ist leider ein sehr trauriges. Ihr werther Herr Vater — er muß in der verhängnißvollen Nacht allerdings den Weg in das Hôtel nicht gefunden haben und in seiner Hülflosigkeit in schlechte Hände gerathen sein, die seine Lage mißbrauchten. Eine Stunde nach Mitternacht hat ihn ein Schutzmann auf einer Bank auf dem Wilhelmsplatz schlafend gefunden, ihn mit Hülfe eines Collegen in einer

Droſchke nach dem nächſten Polizeiamt gebracht, dort aber — der wachehabende Arzt iſt ſogleich bei der Hand geweſen, aber alle Verſuche, den Erſtarrten ins Leben zurückzurufen — um Gottes willen, theuerſtes Fräulein, faſſen Sie ſich. Es iſt ihm ja nun wohl. Geſtern, nachdem ſein ehrwürdiges Geſicht noch photographiſch aufgenommen worden, iſt er auf dem Kirchhof —

Sie hörte nicht mehr. Ohne einen Laut von ſich zu geben, war ſie ohnmächtig vom Sopha herabgeglitten.

* * *

Man hatte ihr alle Fürſorge angedeihen laſſen, und ſobald ſie wieder ein wenig zum Bewußtſein gekommen war, in einem bequemen Wagen nach ihrer Wohnung gebracht.

Dort lag ſie nun ſeit vier Stunden ſtumm und ſtarr auf ihrer Chaiſelongue. Francine hatte umſonſt alles aufgeboten, ſie aus ihrer tiefen Schmerzverſunkenheit herauszureißen. An der Taſſe Bouillon, die die getreue Zofe ihr aufnöthigte, hatte ſie nur genippt und ſie dann mit Widerwillen weggeſtoßen.

Auf ihrem Schooß lag die kleine Photographie des alten Manns, der ſie ſo ſehr geliebt und den ſie von ihrer Thüre weg in die menſchenfeindliche Nacht geſchickt hatte. Wie ſollte ſie das je verwinden!

Etwa um fünf Uhr wurde heftig an ihrer Thür geklingelt. Sie machte Francine ein Zeichen, daß ſie für Niemanden zu Hauſe ſei. Gleichwohl trat nach zwei Minuten ein Herr in ihr Zimmer, der Kapellmeiſter ihres Theaters, diesmal der wirkliche Kapellmeiſter. Sie hatte ins Theater geſchickt, ihr Auftreten heute *Abend* abzuſagen, auch den wahren Grund angegeben.

Darum näherte sich ihr der Kapellmeister mit der besten Condolenzmiene, die ihm zur Verfügung stand.

Der Director begreife ja völlig ihre Seelenstimmung. Einen Vater unter so schaurigen Umständen zu verlieren, sei furchtbar, und Alle im Hause fühlten das innigste Mitleiden. Aber am Ende — man müsse doch weiterleben, das sei Pflicht, zumal der Jugend und vollends einer großen Künstlerin, die Unzähligen die herrlichsten Genüsse bereite. So möge auch sie sich tapfer zeigen und sich von ihrem gerechten Schmerz nicht niederbeugen lassen. Der Director lasse sie darum beschwören. Das Haus sei ausverkauft, ein Ersatz für den Abend nicht herauszubringen. Und wenn auch — der Herzog von Dessau habe sich ansagen lassen, weil er gerade ihrer Schönen Helena wegen nach Berlin gekommen sei. Wahrscheinlich werde ihn einer der kaiserlichen Prinzen begleiten. Wenn sie nicht spiele, würde der Director in Verzweiflung sein, und sie selbst verscherzte vielleicht eine Gelegenheit, die nicht wiederkehrte, da das Dessauer Hoftheater —

Er sprach noch eine gute Weile fort und zog alle Register, um seine Rede eindringlich zu machen. Ihr Ohr blieb verschlossen. Sie blickte, ohne ein Wort zu erwidern, unverwandt auf das kleine Bild, das sie in der Hand hielt, und schüttelte nur mit dem Kopfe.

Endlich mußte er sich entschließen, sie zu verlassen.

Kaum aber hatte er die Thür hinter sich geschlossen, als sie von ihrem Ruhebett sich erhob und nach Francine klingelte.

Die Zofe trat hastig ein. Geh ihm nach, sagte die Trauernde. Ich habe mich anders besonnen. Ich darf das meinem guten Director nicht anthun. Vor der Pflicht müssen alle anderen Gefühle und Rücksichten zurücktreten.

— — — — — — — — — — — — —

Am Abend trat ſie auf in dem loſen roſa Coſtüm, mit dem tief entblößten Hals und den wundervollen nackten Armen. Alle fanden, daß ſie nie beſſer geſungen und geſpielt habe. Die Zeitungen meldeten am anderen Tage, der Herzog von Deſſau habe ſie im Zwiſchenakt in die Loge rufen laſſen, ihr ſeine Bewunderung ausgeſprochen, und ihr ein Armband geſchenkt.

In derſelben Nummer war unter den Anzeigen zu leſen, daß Herr Fritz Langheinrich aus ** plötzlich geſtorben ſei, von ſeiner einzigen Tochter und Allen, die dieſen unvergeßlichen Ehrenmann gekannt, aufs Tiefſte betrauert.

Ein Luftschiffer

(1906)

Ich war eben als junger Hauptmann in den Generalstab eingetreten, erzählte der Major, als ich die Bekanntschaft eines Mannes machte, der mich durch den sinnenden, etwas träumerischen Ausdruck seines nicht eben schönen, aber charaktervollen Gesichts gleich beim ersten Begegnen lebhaft anzog.

Er mochte ein paar Jahre älter sein als ich, war Privatdocent am Polytechnikum für Physik und Mechanik, und man sagte von ihm, er sei besonders für die letztere Wissenschaft begabt und habe schon einige sehr sinnreiche Erfindungen gemacht, so daß seine näheren Bekannten ihn scherzend den kleinen Edison nannten.

Als Artillerist hatte auch ich Interesse für alles, was ins Gebiet der Technik fiel, doch das war es nicht, wodurch wir einander näher kamen. Seine Bekanntschaft hatte ich in einem Café gemacht, wo ich mich fast jeden Nachmittag einfand, um ein paar Partieen Schach zu spielen, ehe ich wieder an meine Dienstgeschäfte ging.

Sie wissen, Schachspieler stehen zu einander in einem ähnlichen Verhältniß wie Freimaurer. Welchem Stande oder Berufe sie angehören mögen, am Schachbrett fühlen sie sich durch ein gemeinsames brüderliches Band verbunden. So kam es, daß ich diesem neuen Bekannten, nachdem Jeder dem Anderen eine Partie abgewonnen

hatte, beim Abschied die Hand drückte, als wären wir die ältesten Freunde.

Diese Freundschaft befestigte sich auch im Laufe des Winters, obwohl kaum andere Interessen zwischen uns zur Sprache kamen, als was sich auf das Spiel bezog. Nur zuweilen, wenn wir uns gegenseitig nach Hause begleiteten, fielen einige persönliche Worte, die mich aber meinerseits in der Überzeugung bestärkten, daß dieser ernste Träumer ein warmes, tiefes Gemüth und zartes Mitgefühl für alles Menschliche unter der kühlen, gleichmüthigen Außenseite verbarg, wenn auch eine leidenschaftlichere Regung in ihm nur geweckt wurde, wo sich's um ein Problem seiner Wissenschaft handelte.

So war es mir betrüblich, als im Frühjahr ein Ruf als Professor an eine technische Hochschule in Norddeutschland ihn mir entführte. Wir hatten uns dermaßen ineinander eingelebt, daß wir's als einen Verlust empfanden, wenn einer einmal beim Schachtisch ausblieb. Der kleine Club, der ihn ebenfalls sehr schätzte, veranstaltete eine Abschiedsfeier, bei der wir in eine so ungebundene Stimmung kamen, daß wir miteinander Brüderschaft machten und uns versprachen, den traulichen Faden auch nach der Trennung wenigstens brieflich fortzuspinnen.

Dazu kam es nun freilich nicht. Unsere Wege gingen zu weit auseinander. Nur seine Vermählung, die nach vier Jahren erfolgte, zeigte er mir durch ein gedrucktes Blatt an, und in der Zeitung las ich, daß er sich um die Erfindung des lenkbaren Luftschiffes bemüht habe, aber bei zwei ziemlich hoffnungsvollen Versuchen jedesmal gescheitert sei.

Da überraschte mich — inzwischen waren etwa zehn *Jahre vergangen* — ein Brief von ihm, der an die alte

Freundschaft anknüpfte, sein Schweigen mit übermäßiger Arbeit entschuldigte, nun aber herzlich — mit dem alten Du, das noch gar nicht recht in Gebrauch gekommen war — mich einlud, ihn zu besuchen, um der öffentlichen Probe auf seine endlich geglückte aëronautische Erfindung beizuwohnen.

Ich erhielt den Brief gerade nach Schluß der Herbstmanöver, die mich so stark mitgenommen hatten, daß ich einer gründlichen Erholung bedurfte. Der Urlaub, um den ich einkam, wurde mir auch bewilligt, und obwohl bis zu dem großen Tage noch eine Woche vergehen sollte, säumte ich doch nicht, meinen Koffer zu packen und mich sofort auf die Fahrt zu machen.

* * *

Als ich Abends in H. ankam, fand ich den Freund auf dem Bahnhof meiner wartend, hatte aber Mühe, den Eindruck zu verbergen, den seine Erscheinung auf mich machte. Er sah um weit mehr als zehn Jahre gealtert aus, das Gesicht grau und hager, die Haare an den Schläfen fast weiß, in den Augen, die unstät in ihren Höhlen lagen, ein seltsam geistesabwesender Blick, der manchmal, wenn er eine Weile geschwiegen hatte, sogar einen Ausdruck von Irrsinn hatte.

Doch bei der ersten Begrüßung zeigte er die alte herzliche Freundesmiene und das Bemühen, sich mir dienstbar zu erweisen. Er trug mein Köfferchen selbst zu der Droschke, die uns in die Stadt bringen sollte, nöthigte mich einzusteigen und sagte, daß er mich leider in seiner eigenen Wohnung nicht beherbergen könne, da das frühere Fremdenzimmer jetzt seinen beiden Kindern eingeräumt sei. Er habe mir aber in einem ganz nahe

gelegenen Hôtel Quartier bestellt und dort ausgemacht, daß ich bis auf die getrennte Wohnung nur ihm und seiner Familie angehören werde und gleich den ersten Abend zu ihm herüberkommen müsse. Es würde auch seine Frau kränken, wenn ich mich nicht, solange ich in H. verweilte, durchaus als ihren Gast betrachtete.

Ich fragte während der Fahrt nach ihr und den Kindern. Du wirst sie ja sehen, erwiderte er kurz und fing dann sogleich an, von seinem Luftschiff zu sprechen, und wie glücklich es ihn mache, endlich das Problem der Lenkbarkeit gelöst zu haben. In den nächsten Tagen werde er sich mir nicht so ganz, wie er selbst wünsche, widmen können, da noch die letzte Hand an die große Maschine zu legen sei, nur an die äußere Ausgestaltung, da die innere Construction bis in die letzten Theile vollendet sei und das Werk bei einer geheimen nächtlichen Generalprobe sich auch durchaus als leistungsfähig bewährt habe. Mittags und Abends aber rechne er darauf, mich regelmäßig zu sehen und unsere alte Kampfgenossenschaft hin und wieder zu erneuern.

In seiner Art, zu sprechen, verrieth sich, wie im Ausdruck seines Gesichts, eine beständige unruhige Erregung, eine Zerstreutheit, die ihn zuweilen einen angefangenen Satz nicht vollenden ließ. Doch hatte ich eigentlich kein Arg dabei, da ich wohl begriff, daß eine so große, folgenschwere Entscheidung, wie sie ihm bevorstand, eine feinbesaitete Natur aus ihrem Gleichgewicht bringen konnte.

Wir waren in das Hôtel gekommen, wo er mir ein freundliches Zimmer und ein Schlafcabinett bestellt hatte, und er verließ mich mit der wiederholten Ermahnung, unverzüglich mich bei ihm einzufinden, sobald ich den *Reisestaub abgeschüttelt* hätte. Das Haus liege nur

dreißig Schritte entfernt in der nächsten Straße um die Ecke, Nummer so und so.

Ich machte denn auch rasch ein wenig Toilette und eilte mich, seiner Weisung zu folgen. Er wohnte im ersten Stock eines ansehnlichen Hauses und öffnete auf mein Klingeln mir selbst, als ob er mich ungeduldig erwartet hätte. Auch hierin verrieth sich die fieberhafte Unruhe, in der er sich befand.

Im Wohnzimmer, in das er mich führte, fand ich seine junge Frau. Sie stand bei meinem Eintritt von dem Schaukelstuhl auf, in dem sie, ein Buch in der Hand, neben einer hohen Lampe gelegen hatte, die einen warmen Schein über ihr weißes Gesicht warf. Sie war eher klein von Wuchs, aber von so ebenmäßig schlanken, schmiegsamen Gliedern, daß sie größer erschien, dabei in allen Bewegungen leicht und anmuthig. Wer nicht wußte, daß sie sechsundzwanzig Jahre alt war und zwei Kinder geboren hatte, mußte sie für ein eben herangewachsenes Mädchen halten.

Ungemein reizend war das Gesicht, alle Züge fast kindlich weich und unschuldig. Und doch war im Blick dieser großen grauen Augen, die seltsam fest und gespannt, wie forschend, sich auf den, den sie begrüßten, richteten, etwas, das eine Vertraulichkeit mit diesem jungen Wesen, ein harmloses Sichfreuen an ihrer Nähe nicht aufkommen ließ. Ich fühlte das in der ersten Minute, und die höflich kühle Art, mit der sie mir ihre kleine Hand reichte, verrieth mir, daß die Abneigung gegenseitig war, und daß von einem freundschaftlichen Verhältniß zwischen mir und der Frau meines Freundes nie die Rede sein würde.

Er aber merkte davon nichts. Er führte mich vor seine Frau wie ein Mensch, der einen, den er lieb hat, seinen

größten Schatz sehen lassen möchte, in der Hoffnung, beneidet zu werden. Es kam aber nicht zu einer unbefangenen Stimmung. Alles, was die Frau sagte, war klug und gewandt, aber ihre Versicherung, daß sie sich freue, den alten Freund ihres Mannes kennen zu lernen, klang so seelenlos wie eine Phrase, bei der sie an ganz etwas anderes dachte.

Auch die Kinder, die dann hereinsprangen, um Gutenacht zu sagen, konnten das Eis nicht zum Schmelzen bringen. Es waren zwei allerliebste Geschöpfe, ein kleines Mädel von etwa fünf Jahren, der Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten, nur mit einem lieblicheren Ausdruck, und ein Bübchen zwischen drei und vier Jahren, ein drollig treuherziges Kerlchen, das sogleich mein ganzes Herz gewann. Der Vater aber war in seine Zerstreutheit zurückgesunken und gab sich nicht viel mit ihnen ab, während die Mama beide nur auf die Stirn küßte und, nachdem sie mir eine Hand hatten geben müssen, sie dem Mädchen übergab, sie zu Bett zu bringen.

Gleich darauf wurde die Thür zum Eßzimmer geöffnet, ich mußte der Hausfrau den Arm bieten, sie hineinzuführen, und wir setzten uns an den zierlich gedeckten Tisch, auf dem ein reichliches, doch nicht üppiges Nachtessen aufgetragen war. Wein in geschliffenen Karaffen stand dazwischen, doch vor Jedem von uns Männern ein gefüllter Bierkrug, womit mein Freund an die guten alten Münchner Zeiten, die wir gemeinsam verlebt, erinnern wollte.

Die junge Hausfrau trank nur Milch.

Wir saßen noch nicht lange, und das Gespräch wollte noch immer nicht recht in Gang kommen, als zu der offen gebliebenen Thür noch ein Gast hereintrat, seine Verspätung mit Amtsgeschäften entschuldigend.

Es war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, mit einem hübschen, etwas selbstgefälligen Gesicht und einem munteren Lächeln, das sehr blanke Zähne sehen ließ. Er verneigte sich ehrerbietig vor der Hausfrau, grüßte ihren Gatten mit einem vertraulichen Kopfnicken und trat dann mit einer Verbeugung vor mich hin. Ich habe die Ehre, mich Ihnen vorzustellen, Herr Major; mein Name ist ***, Neffe und College Ihres Gastfreundes, da ich seit zwei Jahren ebenfalls an der Technischen Hochschule docciere; leider nur Geschichte und Litteraturgeschichte, zwei Fächer, die bekanntlich den Herren Polytechnikern meist sehr überflüssig dünken. Ich tröste mich über das Loos, unter den Collegen nur geduldet und nicht ganz für voll angesehen zu werden, mit dem Vorzug, im Hause des theuren Onkels und der verehrten Frau Tante eine Art Sohnesrecht zu genießen und den jungen Herrschaften als väterlicher Freund und Spielgefährte unentbehrlich zu sein.

Wir hatten uns die Hände geschüttelt, worauf er sich der Hausfrau gegenübersetzte und mit gutem Appetit die versäumte Zeit wieder einbrachte. Frau Ellen hatte ihn nur mit einem leichten Neigen des schönen Köpfchens begrüßt, ihr Mann mit einem Blick, der mich erkennen ließ, daß er diesen Neffen mit warmer Zärtlichkeit wie einen jüngeren Bruder im Herzen hegte. Doch machte ihn seine Gegenwart nicht gesprächiger, er überließ ihm fast ganz die Unterhaltung, und erst als der junge Herr auf München zu sprechen kam, wo er ein Jahr an der Universität studiert hatte, gab auch er aus seinen eigenen Erlebnissen dann und wann ein Wort dazu, so daß allerlei Lustiges und Denkwürdiges zur Sprache kam.

Die junge Frau hörte schweigend zu. Ich wußte nicht, ob sie ermüdet oder von irgend einer Sorge befangen

war. Nur einmal fing ich einen raschen, bedeutungsvollen Blick auf, den sie ihrem gesprächigen Gegenüber zuwarf, und der ihn mitten in seinem Plaudern und Lachen betroffen zu machen schien. Gleich darauf war er wieder im alten Zuge.

Als das Mahl zu Ende war, stand mein Freund auf und sagte: Ihr müßt verzeihen, Kinder, wenn ich auf unseren Freund jetzt Beschlag lege. Ich habe das Gefühl, als müßten wir das Wiedersehen nach so langer Zeit auf dieselbe Art feiern, wie es bei unserm ersten Begegnen geschehen ist. Drinnen ist das Schachbrett bereits aufgestellt. Ich überlasse es dir, lieber Kurt, Ellen zu unterhalten. Allzulange wird diese Ritterpflicht nicht dauern. Unser Freund hat gewiß in den zehn Jahren sich zu einem Matador vervollkommnet, während ich die edle Kunst schändlich vernachlässigt habe.

Wir erhoben uns nun auch und gingen in das Wohnzimmer zurück. Während wir spielten, hatte ich Zeit, das andere Paar hin und wieder zu beobachten. Die beiden saßen in einer halbdunklen Ecke des Zimmers, die Frau sich leise wiegend in ihrem Schaukelstuhl, der Herr Neffe auf einem Taburett neben ihr. Sie sprachen so leise, daß ich nicht ein Wort belauschen konnte. Ich weiß aber nicht, wie es kam, daß ich dem Gedanken nicht wehren konnte, es sei nicht alles in diesem scheinbar glücklichen Familienleben ganz geheuer, und die beiden Menschen der Liebe, die mein Freund für sie hegte, nicht so recht würdig.

Er schien das Bedürfniß zu fühlen, mich hierüber völlig zu beruhigen. Nachdem unser Spiel beendet war und ich mich verabschiedet hatte — der Neffe blieb noch einen Augenblick —, ließ er sich's nicht nehmen, mich in mein Hôtel zurückzubringen.

Du glaubst nicht, sagte er, was für ein vortrefflicher Mensch dieser Sohn meiner älteren Schwester ist, an Geist und Wissen so begabt und tüchtig wie an Charakter. An mir hängt er wie an einem zweiten Vater und kann für das, was ich während seiner schwierigen Studienjahre für ihn gethan, seine Dankbarkeit mir nicht genug beweisen. Er arbeitet an einem größeren litterarhistorischen Werk über das geistliche Lied seit der Reformationszeit, und seine Vorträge sind so anziehend, daß selbst die eingefleischtesten Techniker und Naturwissenschaftler ihm zuströmen. Daneben lebt er trotz seiner Jugend höchst solide, geht nur einmal in der Woche in unsere Gesellschaft im „Stern" und bringt seine Abende wie ein rechter Haushammel lieber bei uns zu. Ellen war er anfangs eher unsympathisch, es hat eine Weile gebraucht, bis sie seinen guten Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren ließ; jetzt würde er auch ihr fehlen, wenn er Abends nicht käme. Denn leider, ich selbst — ich werfe mir's ja ernstlich genug vor — ich bin immer weniger dazu geschickt und aufgelegt, einer so viel jüngeren Frau ein amüsanter Lebensgefährte zu sein. Das verwünschte Grübeln und Speculiren, die schweren Probleme, an deren Lösung ich mein Leben gesetzt habe — ich hab' es ihr übrigens nicht verschwiegen, als ich um sie warb, so ist sie nicht mit verbundenen Augen in ihre Ehe hineingetappt. Aber zum Glück ist ihr Naturell ziemlich kühl und leidenschaftlichen Strebens nach etwas Versagtem nicht fähig. Welch ein edler, warmer Kern in dieser scheinbar passiven Frauenseele verborgen ist, weiß nur ich, und das macht mich so glücklich, daß ich mir kein höheres Loos wünschen könnte. Und übrigens, wenn die große Probe erst bestanden ist und ich nach der furchtbaren Spannung aufathmen kann, werde ich auch

wieder mehr Mensch, das heißt Gatte und Vater werden. Dann soll meine Frau sich nicht mehr über mich zu beklagen haben.

* * *

Am anderen Morgen, als ich beim Frühstück saß, trat er hastig bei mir ein, fragte, wie ich geschlafen habe, und entschuldigte sich, daß er sich den Vormittag mir nicht widmen könne. Er habe noch mit den Vorbereitungen zu dem ersten Aufstieg zu thun, wobei er mit seinem einzigen Gehülfen, dessen er sicher sein könne, allein sein müsse. Nun erzählte er mir auch, daß ein sehr reicher Mann, der sich für Luftschifferei interessiere, ihm die Mittel zu seinen Versuchen gewährt habe, mit dem Abkommen, die späteren Vortheile und Gewinnste mit ihm zu theilen. Seine echte, reine Forscher- und Entdeckerseele, der es nur um die Lösung der Probleme, nicht um materiellen Gewinn zu thun war, enthüllte sich mir dabei. Den ungenannten Gönner schilderte er mit großer Begeisterung, er würde ihm bereitwillig alle Vortheile einer so ungeheuren Erfindung überlassen und nur mit der Ehre und der inneren Genugthuung vorlieb nehmen, wenn er es ihm angesonnen hätte. Seine Augen glänzten, während er davon sprach, seine fahlen Wangen rötheten sich, er sah wirklich schön aus und förmlich jünglinghaft trotz der ergrauten Haare.

Dann nahm er Abschied. Zu Mittag sehen wir uns, wir essen um eins — wenn ich dann schon loskomme, setzte er achselzuckend hinzu, denn manchmal brennt mir irgendwas so sehr auf den Nägeln, daß ich Hunger und Durst vergesse. Ellen ist das schon gewohnt, ihr sollt darum nicht auf mich warten.

Ich bat ihn, mich für den Mittag zu entschuldigen.

Ich wollte den Tag zu einer Fahrt benutzen nach einem in der Geschichte des Siebenjährigen Krieges berühmten Schlachtfeld, das eine Stunde von H. gelegen und in strategischer Hinsicht interessant war. Abends dagegen würde ich mich wieder einfinden.

Er nickte nur zerstreut. Thu dir keinen Zwang an. Jeder thue, was er nicht lassen kann.

Ich merkte, daß er nur mit halbem Ohr auf mich gehört hatte, da er in Gedanken schon wieder bei seinem Werk war, und so verließ er mich.

Es war halb und halb ein Vorwand, das mit dem Schlachtfeld. Die Aussicht, mit der mir so wenig sympathischen jungen Frau unter vier Augen zu sein, fröstelte mich seltsam an. So nahm ich denn gegen Mittag ein Wägelchen und ließ mich nach der historischen Gegend fahren, wo ich freilich in zehn Minuten mit meinen Studien fertig war. Aber das einsame frugale Mittagessen in der Dorfschenke war mir angenehmer, als wenn ich die ausgesuchteste Mahlzeit am Tische der Frau Professorin eingenommen hätte.

Abends freilich konnte ich ihr nicht fern bleiben. Ich fand es wieder wie gestern, nur daß ich mich mit den herzigen Kindern etwas länger abgeben konnte, die auf meine Bitte und zu ihrem großen Jubel eine halbe Stunde später zu Bett gebracht wurden. Auch der Neffe war wieder da. Er hatte es offenbar darauf angelegt, meine Eroberung zu machen. Wenigstens richtete er das Wort vorzugsweise an mich, fragte nach allerlei neuen Strömungen in dem litterarischen Leben Münchens, von dem ich nur sehr ungenügend Rechenschaft geben konnte, erklärte sich als einen Gegner gewisser radikaler Tendenzen in der dramatischen Litteratur und Anhänger der classischen Poesie und bemühte sich offenbar,

sich als einen äußerst gesitteten, idealistisch angelegten jungen Mann darzustellen, dem trotz seiner Jugend der „grobe Unfug“ der Modernen in den Tod verhaßt sei.

Auch wie er mit seiner jungen Tante von den Büchern sprach, die er ihr zum Lesen gebracht, zeigte ihn von derselben günstigen Seite, dabei ohne pedantisches Moralisieren. Ich begriff, daß sein treuherziger Onkel an einem solchen Neffen Wohlgefallen haben mußte. Mir selbst konnte er einen geheimen Verdacht, daß er ein wenig Komödie spiele, nicht aus der Seele reißen.

Der Abend wurde dann wieder mit der obligaten Schachpartie beschlossen. Es war mir aber auf die Länge so wenig wohl in diesem Hause, daß ich den folgenden Abend ins Theater ging und für den Mittag die Einladung eines militärischen Bekannten annahm, dem ich einen Besuch hatte machen müssen. Mein Freund schien mir das auch nicht übelzunehmen. Je näher der Tag der Entscheidung rückte, desto weltfremder wurde der Blick seiner Augen. Seine Frau vollends machte nicht einmal aus Höflichkeit einen Versuch, mein Fernbleiben zu bedauern.

* * *

Nun trennten uns nur noch zwei Nächte von dem großen Tage.

Am vorletzten Abend konnte ich nicht umhin, meinen Freund in die Gesellschaft seiner Collegen zu begleiten, die sich wöchentlich einmal in einem Zimmer des vornehmsten Hôtels versammelten.

Er schien ungewöhnlich erregt und durch irgend etwas verstört zu sein. Auf meine Frage, ob es sein Werk betreffe, verneinte er entschieden und suchte sich offenbar Gewalt anzuthun, Gedanken, die ihn bedrückten, abzu-

ſchütteln. Doch wollt' es ihm nicht gelingen, obwohl der befreundete Kreis, in den er mich einführte, ihn mit beſonderer Herzlichkeit empfing und das größte Intereſſe für das, was übermorgen bevorſtand, ihm zu erkennen gab. Gleich beim Eintritt hatte er die Anweſenden überflogen und gefragt, ob ſein Neffe etwa ſchon dageweſen und wieder weggegangen ſei. Er hatte ſich nicht blicken laſſen, kam auch nicht, obwohl man ſchon eine Stunde beiſammen war. Auf einmal ſtand mein Freund, der ſtumm dageſeſſen und ſein Glas nicht berührt hatte, mit einer haſtigen Bewegung auf, erklärte, ein wahnſinniges Kopfweh nehme beſtändig zu, ſo daß er nicht länger bleiben könne, und ſtürmte aus dem Zimmer.

Man bedauerte ihn aufrichtig, fand es aber nur natürlich, daß die aufregende Spannung der letzten Wochen ſeine feſte Geſundheit endlich erſchüttert habe. Wenn ſie nur nicht ganz zuſammenbräche, bevor er das Ziel erreicht.

Ich ſah, wie ſehr er von allen Collegen geſchätzt wurde, wie man den genialen Zug in ſeinem Weſen, zugleich ſeinen reinen Charakter erkannt hatte und ihm alles Gute gönnte. Auch waren die meiſten vom Gelingen ſeines Werkes überzeugt, ein paar Skeptiker mußten doch zugeſtehen, daß es auch bei den zwei mißglückten Verſuchen nur eine beſondere Ungunſt äußerer Umſtände geweſen war, die den Erfolg vereitelt hatte. Ich verbrachte alſo den Abend in angeregtem Geſpräch, und es wurde Mitternacht, ehe ich mein Hôtel wieder erreichte.

So kam's, daß ich am anderen Morgen ſpäter als gewöhnlich erwachte und noch ſehr ſchlaftrunken in mein Wohnzimmer trat.

Zu meinem Erſtaunen ſah ich den Freund mitten im Zimmer ſitzen, den Hut auf dem Kopf, das Kinn auf

die Bruſt geſunken, in ſo tiefen Gedanken, daß er meinen Eintritt erſt bemerkte, als ich ihn anrief.

Er ſtand aber nicht auf, nahm auch nicht den Hut ab, ſondern hob das Geſicht nur ein wenig und ſah mich mit einem Blick des tiefſten Grams wie geiſtesabweſend an.

Ich erſchrak heftig und trat zu ihm hin, legte ihm die Hand auf die Schulter und ſagte: Was iſt denn geſchehen? Biſt du ernſtlich krank? Was kann ich thun?

Er antwortete nicht ſogleich. Erſt nach einer langen Pauſe, wo ein Fieber ihn zu ſchütteln ſchien, brachte er mühſam die Worte hervor: Verzeih! Ich gehe gleich wieder. Ich wollte nur — ich habe ja Niemand — ich weiß noch immer nicht —

Dann ſchwieg er wieder, nahm den Hut ab und trocknete ſich mit der Hand die Stirn, auf der große Tropfen ſtanden. Er ſah ſo todtenbleich aus, die Lippen völlig weiß, und athmete ſo ſchwer, daß ich einſah, er ſei völlig entkräftet und bedürfe vor allem einer leiblichen Stärkung.

Ich goß von meiner Reiſeflaſche ein Becherlein mit Cognac voll und nöthigte ihn, es auszutrinken, was er mechaniſch that. Ich danke dir, ſagte er. Du biſt der Einzige. Ich habe gleich an dich gedacht, habe dich ſchon Nachts hier aufſuchen wollen, aber dann gedacht, es hat Zeit bis morgen; was geſchehen iſt, kann doch nicht ungeſchehen gemacht werden — und eigentlich — mich — mich allein geht's an, kein Menſch kann mir helfen. Bloß — es ſo auf dem Herzen zu tragen, es geht ans Leben, und leben — leben muß ich ja noch, bis morgen wenigſtens — mein Lebenswerk kann ich ja nicht im Stich laſſen — ich muß Jemand ſuchen, der mir ſagt, ob's denn wirklich kein Traum iſt — kein Geſpenſt, was ich geſehen *habe* — *o! o!* es iſt zu furchtbar!

Er drückte das Gesicht in die beiden Hände und saß, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, wohl zehn Minuten wieder in tiefem Schweigen. Nur am Zucken seiner Glieder erkannte ich, daß ein Krampf von Schluchzen ihn rüttelte. Doch als er das Gesicht wieder hob, sah ich, daß keine Thräne aus den heißen, gerötheten Augen geflossen war.

Dann stand er mit großer Mühe auf, reckte sich, so daß ihm der Hut vom Kopfe fiel, doch ohne es zu beachten, und versuchte, ein paar Schritte zu machen. Er brachte es aber nur bis zum Sopha; auf das sank er schwerfällig nieder und starrte vor sich hin.

Ich klingelte und ließ Kaffee bringen. Erst als er von dem eine Tasse heiß hinuntergegossen hatte, kehrte etwas von seiner früheren Fassung zurück. Er strich sich mit der Hand über das wirre Haar und sagte mit einem rührend hülflosen Ton: Ich schäme mich, dir so beschwerlich zu fallen. Aber, wie gesagt, du bist der Einzige, und ich weiß, du nimmst Antheil an mir und hast einen klaren Kopf, während meiner — ob ich ihn noch auf den Schultern habe oder eine hohle Nuß, ist mir zweifelhaft.

Und dann fing er an, mir zu erzählen, was vorgefallen war — anfangs mühsam und unzusammenhängend, wie ein Betrunkener lallt, bald aber in vollem Flusse, wie Schmerz und Erbitterung ihn fortrissen.

Er war am Nachmittag nicht wie sonst gleich nach dem Essen wieder in seine Werkstatt gegangen, die er in einer großen Umzäunung auf einer offenen Wiese vor der Stadt sich errichtet hatte. Eine letzte Hand wollte er erst heute anlegen, da alles so gut wie fertig war. Nun gönnte er sich einmal eine behagliche Cigarre im Wohnzimmer bei seiner Frau, blätterte in der Zeitung und plauderte mit den Kindern.

Die Post wurde hereingebracht, die sonst um diese Stunde von der Frau in Empfang genommen wurde. Er ließ Briefe und Zeitungen gleichgültig durch die Hände gleiten. Im Grunde interessierte ihn nichts, was von außen kam und nicht auf seine große Sache Bezug hatte. Schau, Ellen, sagte er, da ist auch ein Briefchen an dich — von Kurt. Was mag er dir zu sagen haben?

Sie stand rasch von ihrem Nähtisch auf und nahm ihm das Billet aus der Hand.

Es fiel ihm auf, daß sie es hastig aufriß und unruhig die Zeilen überflog. Nun? sagte er.

O, es ist nichts, er kann heut' Abend nicht kommen.

Natürlich. Heut' ist ja unser Donnerstag. Hat er sonst nichts zu melden?

Nur wegen eines Buches, das er mir bringen wollte, aber auf der Bibliothek noch nicht erhalten konnte. Willst du es lesen?

Sie sah mir dabei fest ins Gesicht.

Ich pflegte nie ihre Briefe zu lesen. Auch diesmal, obwohl mir die Sache und ihre Haltung dabei und auch, daß sie mich fragte, seltsam erschien. Nein, Kind, sagte ich, du weißt, ich lese nicht gern Briefe, die nicht an mich gerichtet sind, zumal so nichtssagende.

Sie ging wieder an den Nähtisch zurück, nahm das Blättchen und zerpflückte es langsam in kleinste Stücke. Dann öffnete sie das Fenster — es war etwas heiß im Zimmer —, lehnte sich hinaus und streute dabei die Blättchen auf die Straße hinunter.

Ich weiß nicht, warum mir das alles auffiel. Nie, solange ich mit Ellen lebte, war mir irgend etwas, das sie that, verdächtig gewesen, als ob sie Grund gehabt *hätte, mir etwas* Unrechtes zu verbergen. Auch diesmal

— am Ende handelt sich's um eine Überraschung für mich, dachte ich. In zehn Tagen ist ja mein Geburtstag — mein zweiundvierzigster. Schon beim vorigen hatte Kurt den Kindern kleine Verschen einstudirt — er ist ja auch Dichter in seinen Mußestunden —, und diesmal, wo Lilli schon so hübsch die kleinen Gedichte aus dem Bilderbuch hersagt —

Nein, es wird nichts anderes sein. Du darfst ihnen den Spaß nicht verderben, wenn du weiter nachforschest.

Und doch, ein heimlicher Stachel blieb in mir sitzen. Zum ersten Mal fiel mir ein anonymes Billet wieder ein, das mir vor Jahr und Tag zugekommen war mit einer heimtückischen Insinuation, mich in Acht zu nehmen, daß in meinem Hause nicht das alte Stück „Der Neffe als Onkel" aufgeführt würde. Ich hatte die nichtswürdige Verleumdung verachtet, das Billet verbrannt und Ellen kein Wort davon gesagt. Ich war ihrer ja sicher — und Kurt, den ich wie einen Sohn liebte, dem ich so unendlich viel Liebes und Gutes angethan hatte —

So stand ich auf, küßte meine Kinder und gab Ellen die Hand. Ich wollte nun doch noch hinaus, so dumme Gedanken vertreibt man am besten durch eine nützliche Beschäftigung.

Wie's dann weiterging, hast du ja miterlebt. Als ich Kurt in unserer Gesellschaft nicht traf, überfiel mich sofort wieder der Gedanke, den ich mir selbst zum Vorwurf machte: ich sei bisher mit Blindheit geschlagen gewesen. Dann suchte ich mich wieder zu beruhigen: am Ende ist er jetzt bei ihr, nur um mit ihr zu berathen, ob das, was er etwa gedichtet hat, für die kleinen Köpfe passend sei. Aber immer schweifte mein hin und her geworfener Geist zu meinem Hause zurück, bis ich's

endlich nicht aushielt und unter dem Vorwand von Kopfschmerzen das Lokal verließ.

Draußen stand ich noch eine Weile. Ich schämte mich doch zu sehr, die Rolle eines eifersüchtigen Gatten zu spielen, der darauf ausgeht, seine ungetreue Frau mit ihrem Liebhaber zu ertappen. Daß ich von der meinen nicht so leidenschaftlich geliebt wurde wie sie von mir, hatte ich mir nie verleugnet. Aber von da bis zum Verrath, zur Verleugnung ihrer heiligsten Pflicht — nein — dessen war diese kühle, stolze Frau nicht fähig.

Gerade um hierfür einen vollen Beweis zu erhalten, auch wenn er mich aufs tiefste beschämte, ging ich endlich nach Hause.

Die Fenster ihres Zimmers waren dunkel. Also wird sie vor der gewöhnlichen Zeit zu Bett gegangen sein, da sie sich in ihrer Einsamkeit gelangweilt hatte. Die Mädchen aber waren noch auf.

Ist die Frau schon zu Bett?

Nein. Gnäd'ge Frau ist fortgegangen, die Frau Räthin zu besuchen, schon vor einer Stunde.

Das konnte mir nicht besonders auffallen. Sie hatte schon manchmal ihren einsamen Abend, während ich in unserer Gesellschaft war, zu dieser älteren Freundin hingetragen, einer sehr würdigen Dame, mit deren Mann auch ich in einem freundschaftlichen Verhältniß stand. Und doch — der häßliche Wurm hatte sich nun einmal in mir eingenistet und ließ mir keine Ruhe.

Statt sie zu Hause zu erwarten, beschloß ich, sie von ihrer Freundin abzuholen, und machte mich sofort wieder auf den Weg.

Es war kalt und windig gestern Nacht, mich fror in *dem leichten Überrock*, ich rannte mehr, als ich ging, um

mich zu erwärmen. Vor dem Hause der Räthin aber fand ich ihr Mädchen in eifrigem Gespräch mit einem jungen Menschen, der den Arm um ihre Hüfte gelegt hatte.

Sie fuhr erschrocken zurück, als sie mich erkannte.

Ich will nicht stören, sagte ich. Ist meine Frau oben bei Ihrer Herrschaft?

Nein, Herr Professor. Die gnäd'ge Frau hab' ich seit acht Tagen nicht gesehen.

Es ist gut. Eine Empfehlung an die Frau Räthin. Gute Nacht!

Damit ging ich hastig davon. Doch an der nächsten Ecke mußte ich stehen bleiben, Athem zu schöpfen. Die Kniee zitterten mir, ich war mit kaltem Schweiß bedeckt und drückte mich an die Mauer, um nicht umzusinken.

Also doch — also doch!

* * *

Er schwieg eine Weile. Ich sah, wie seine Brust heftig arbeitete, wie um eine schwere Last abzuwälzen, die sich darauf gelegt hatte. Er dauerte mich unsäglich, aber ich fand nichts zu thun oder zu sagen, um ihm zu Hülfe zu kommen.

Nun, brach es endlich von seinen Lippen, es war eine Schwäche. Die Gewalt, mit der es mich traf, kam daher, daß ich so völlig dumm und blind gewesen war. Im übrigen — du bist der Erste nicht! hätt' ich mir sagen sollen. Wenn du's recht bedenkst, ist's ja mit ganz natürlichen Dingen zugegangen. Gleich und gleich, Stroh beim Feuer — solange die Welt steht, ist's immer so gekommen. Warum es also tragisch nehmen?

Aber in dem ersten Entsetzen räsonnirt man nicht so vernünftig. Ich rüttelte mich gewaltsam auf und setzte meinen Weg fort, ganz langsam. Als wollt' ich ihnen Zeit lassen, den flagranten Beweis zu beseitigen. Als würde ich's ihnen danken müssen, wenn ich zu spät käme und ihnen eine Frist gewährte, sich auf eine plausible Ausflucht zu besinnen. Auch hätten mich mit dem besten Willen meine Füße nicht rascher von der Stelle gebracht.

Endlich aber kam ich doch an.

Er wohnt draußen in der Vorstadt, ich selbst hatte ihm das Logis gemiethet und wohnlich eingerichtet. Ein paar hübsche Zimmer im Parterre in einer stillen Straße ohne Trambahn und Fabriklärm, für einen jungen Gelehrten passend. Nur eine Laterne seinem Hause gegenüber.

Ich blieb vor dem niederen Fenster stehen, das mit einem Laden verschlossen war. Durch einen Spalt darin drang Lichtschein heraus, wenn ich mich auf den Zehen streckte, konnte ich hineinspähen; niemand ging vorüber, mich dabei zu stören. Es war sein Arbeitszimmer; es war aber leer, auf dem Schreibtisch stand eine Lampe mit grünem Schirm. Die Thür zum Schlafzimmer nebenan stand offen.

Ich weiß nicht, wie lange ich so stand, an Leib und Seele in der jämmerlichsten Verfassung, wie ein Jäger auf dem Anstand, aber das Wild, worauf ich lauerte, war meine eigene Schande. Was ich je im Leben gesündigt — in dieser furchtbaren Stunde hab' ich's gebüßt. Doch wurde ich seltsamerweise ruhiger, je länger ich hineinspähte. Der Würfel war gefallen, nun konnte mich nichts mehr erschüttern.

Und doch, wie ich die Beiden endlich durch die Thür

eintreten sah, sie in seinen Arm geschmiegt, mit einem Ausdruck strahlender Glückseligkeit, den ich in unserem innigsten Verkehr nie an ihr wahrgenommen — ich meinte, das Herz würde mir mitten durchgespalten. Ich mußte von dem Fenster zurücktreten, im nächsten Augenblick lag ich auf dem Pflaster, als hätte eine eiserne Faust mich zusammengeknickt.

Es weiß eben kein Mensch, wie ich diese Frau geliebt habe.

Aber so sollte man mich nicht finden. Ich kam wieder auf die Füße zu stehen und besann mich, was ich thun sollte. Hineinstürmen und eine Scene machen oder damit warten, bis sie herauskämen — ja, wenn ich sie Beide mit einer blanken Waffe hätte niederstrecken können! Aber nichts, als ihnen ihre Schuld ins Gesicht schleudern — und was dann? Eine armselige rhetorische Komödie? Und so sehr ich sie beide in diesem Augenblick haßte, sie vor mir so tief zu demüthigen, brachte ich nicht übers Herz — du magst davon denken, wie du willst. Ich kann stets einer peinlichen Empfindung mich nicht erwehren, wenn ich im Examen eine Frage an einen Schüler thun muß, auf die er nicht zu antworten weiß.

Ich hörte, daß drinnen eine Thür aufgeschlossen wurde, und flüchtete in den dunkelsten Schatten der nächsten Hausthür. Gleich darauf erschien er auf der Schwelle, sah sich nach allen Seiten um, und als er fand, daß die Luft rein war, winkte er in den Flur zurück. Sofort glitt sie neben ihm hinaus, in einem langen schwarzen Regenmantel, dessen Kapuze sie über den Kopf gezogen hatte. Noch einmal drückte er sie an sich und küßte sie, dann machte sie sich von ihm los und huschte davon.

Eine Stunde später kam ich nach Hause.

Im Schlafzimmer brannte noch die Lampe. Sie schien schon geschlafen zu haben, richtete sich aber auf, als ich eintrat, und sah mich mit einem unsicheren Blick an.

Woher kommst du so spät? sagte sie. Die Mädchen haben mir erzählt, du seist aus der Gesellschaft zurückgekommen und habest nach mir gefragt. Ich war bei der Räthin. Wohin bist du dann gegangen und warum wolltest du mich sprechen?

Ich erwiderte, Kopfweh habe mich aus der Gesellschaft fortgetrieben Ich hätte dann, als ich sie nicht zu Hause fand, noch einmal versucht, durch einen weiten Spaziergang meinen Schmerz zu vertreiben. Es sei auch ziemlich geglückt, aber an Schlaf könne ich noch nicht denken, vielleicht sei ein Fieber im Anzug, ich wolle in meinem Arbeitszimmer noch ein wenig aufbleiben und wünsche ihr eine gute Nacht.

So unbefangen ich das vorzubringen suchte, schien es ihr doch nicht ganz einzuleuchten. Aber sie erwiderte nichts, legte sich wieder zurück und schloß die Augen.

Ich schlich in mein Zimmer, nachdem ich die Lampe gelöscht hatte, und saß dort auf dem Sopha im Dunkeln, das furchtbare Schicksal immer vor Augen. Erst gegen Morgen fiel ich in Schlaf. Aber mit dem ersten Tagesschein fuhr ich wieder in die Höhe. Im Hause schlief noch Alles. Ich sagte mir: Wie sollst du ihr in's Gesicht sehen? Was soll nun werden? Da nahm ich meinen Hut und stahl mich aus dem Hause und lief wie ein Narr die Straßen ab, bis ich endlich dachte, es sei nicht zu früh, zu dir zu gehen. Hier aber habe ich noch ein paar Stunden gesessen und gewartet. Und nun frag' ich dich, theurer Freund, wie ich weiterleben soll. Mit meinem bischen Witz bin ich zu Ende.

* * *

Er ſank wieder in ſich zuſammen, drückte die Augen ein und lag unbeweglich.

Ich kann nicht ſagen, wie ſehr er mich dauerte, da ich ihn wie einen völlig Vernichteten vor mir ſah. In meiner Rathloſigkeit, um ihn nur wieder zu beleben, goß ich wieder Kaffee in ſeine Taſſe und reichte ſie ihm ſchweigend hin. Er wehrte nur mit einer mechaniſchen Bewegung des Kopfes ab. So vergingen peinliche Minuten.

Lieber Freund, ſagte ich endlich, das alles iſt furchtbar. Was gäb' ich darum, wenn ich etwas zu rathen wüßte, was dir ins Leben zurückhelfen könnte! Aber in ſolchen Fällen entſcheidet ja nur das eigene Herz und Gewiſſen. Wenn ein Anderer nach ſolchem Erlebniß zu mir käme mit der Bitte, in ſeinem Ehrenhandel ihm zur Seite zu ſtehen, könnte er natürlich auf mich rechnen. Aber wie ich dich kenne —

Ehrenhandel! fuhr er auf. Als wär's meine Ehre, um die mir's hier zu thun wäre! Meinen Frieden, mein Glück, meinen Glauben an die Menſchheit, an Liebe und Treue und alles Heilige — die haben zwei Menſchen, die mir die theuerſten waren, aufs Unerhörteſte zerſtört und geſchändet, die Luft, die ich noch athme, vergiftet, mich um alle Zukunftshoffnungen betrogen, einen Bettler aus mir gemacht! Meine Ehre? Die kann mir niemand rauben, wenn ich ſelbſt ſie nicht beflecke. Daß ein Schurke das vermöchte, der bei mir einbricht, während ich ihm ſelbſt den Schlüſſel zu meinem theuerſten Schatz ausgeliefert habe — dies alberne Vorurtheil, das die thörichten Menſchen einer dem anderen nachſchwatzen, hat keinen Sinn für mich. Und wenn ich ſchwach und klein genug wäre, dieſe Kränkung auf dem hergebrachten Wege ſühnen zu wollen, wenn ich den Buben vor die Piſtole

forderte — was wäre damit gewonnen? Was die Welt meine Schande nennte, käme dadurch vollends ans Licht. Doch nicht meine allein — die arme Sünderin, die mich verrathen, stünde nackt und bloß vor den Augen der unbarmherzigen Welt, und auf meine unschuldigen Kinder wiese man mit Fingern, als die Kinder einer solchen Mutter. Eine herrliche Ehrenrettung! Ein weiser Richterspruch! Das Beste wäre noch, wenn das famose Gottesurtheil gegen mich entschiede und den Unschuldigen träfe. Da hätt' ich freilich Ruhe — aber um welchen Preis!

Er hatte sich mühsam erhoben und war mit wankenden Schritten nach dem Fenster gegangen, das er aufriß. Ich hörte, wie er die herbe Morgenluft tief einathmete. Dann wandte er sich nach mir um.

Nein, sagte er, auf sie werfe ich keinen Stein, so tödtlich sie mich verwundet hat. Was kann sie dafür, daß ich sie nicht glücklich zu machen im Stande war? Sie war so jung, als ich um sie warb, von der Pflicht, die sie übernahm, hatte sie keinen klaren Begriff, sie kannte weder sich noch mich. Ihre Sinne schliefen noch, ich war der Mann nicht, sie zu wecken. Der kam später, da ging das Blut mit ihr durch. Und ich Verblendeter, statt zu sehen, zu fühlen, was sich vorbereitete, meine zärtliche Sorge für sie, meine Bemühung, sie an mich zu ketten und ihr ein Leben zu schaffen, das ihr Ersatz für die versagte Leidenschaft geboten hätte, soweit es in meiner Macht gestanden, vergrub ich mich in meine vermeintliche Lebensaufgabe und speiste sie mit dem Pflichttheil meiner Anhänglichkeit ab, während der größere Theil meines Herzens an anderem hing, an dem eigensinnigen Streben, das große Problem zu lösen, das ihr gleichgültiger war als die Erfindung einer neuen Kaffee-

maſchine. Ich Narr! Die Herrſchaft über die Luft hätt' ich nun endlich gewonnen, aber auf der Erde bin ich heimathlos geworden und kann mir nun in den Wolken ein Luftſchloß bauen.

Er lachte bitter auf, der gräßliche Ton erſchütterte mich im Innerſten.

Ich weiß nicht, ſagte er dann, ob du mich verſtehen wirſt: ich denke in dieſem Augenblick an ſie ganz ohne Groll und Haß, wie an Jemand, der mir geſtorben iſt, dem ich alles verziehen habe, was ich durch ihn gelitten. Aber er — er — ihr Mitſchuldiger — der lebt noch für mich, und ich kann nicht ruhig athmen, ſolange ich ihn noch auf Erden weiß. Ein Menſch, den ich im Herzen getragen habe wie einen eigenen Sohn, der alles, was er beſitzt, mir verdankt, und geht hin und trifft mich im Heiligthum meines Lebens — o! dafür gibt's keine Sühne, nicht einmal Rache! Das ſteht außerhalb alles Menſchlichen, das iſt wie ein Thier, das man nicht haſſen kann, dem man nur aus dem Wege geht, weil der Ekel einen übermannt, wenn man es vor Augen hat, das einem aber den heißen Wunſch einflößt, irgend ein Fuß möchte es zertreten und den todten Balg in den Abgrund ſchleudern.

Er ſchüttelte ſich mit einer heftigen Gebärde des Abſcheus und ſah mich, wie wenn er die Laſt, die ihn niederzwingen wollte, hinter ſich geworfen hätte, zum erſten Mal wieder mit einem entſchloſſenen Blick an.

Ich danke dir, ſagte er. Du haſt Recht: rathen kann mir Niemand. Aber es hat mir wohlgethan, daß ich mich vor einem Freunde ausſprechen konnte. Nun iſt mir leichter. Ich will, da wir ja doch nicht Herren unſeres Schickſals ſind, einſtweilen meinen dunklen Weg ſo fort-

tappen und nur an das Nächste denken. Die große Probe steht ja noch bevor. Wenn die vorüber ist, mag Gott oder der Teufel weiter sehen, was mit mir anzufangen ist. Zunächst will ich in meine Werkstatt hinaus. Nein, begleite mich nicht! Und sei ganz unbesorgt, es wird alles programmmäßig verlaufen. Mein Körper ist sturmfest, den kann so was nicht unterkriegen. Nein, nöthige mich nicht, zu essen. Es liegt Galle auf meiner Zunge, ich brächte keinen Bissen hinunter. Aber gib mir eine Cigarre. So! Ich danke dir! Morgen um neun. Sei recht pünktlich. Es sind sehr Viele eingeladen zu dem großen Schauspiel, aber du wirst schon einen guten Platz finden unter meinen Collegen, die dich ja kennen gelernt haben. Von morgen datiert eine neue Epoche in der Culturgeschichte, und du kannst sagen, daß du dabei gewesen bist.

Er zündete die Cigarre an, nickte mir freundlich, wieder mit seinem guten Lächeln, zu und ließ mich allein.

* * *

Ich blieb in einer unbeschreiblichen Gemütsverfassung zurück, voll banger Ahnungen, die mir auch seine scheinbar wiedergewonnene Ruhe, bevor er ging, nicht verscheuchen konnte. Wie es auch kommen mochte, das Leben dieses mir so werthen, trefflichen Menschen war unheilbar zerstört.

Bis über den Mittag verließ ich mein Zimmer nicht. Ich fuhr bei jedem Schritt, der im Corridor vorüberging, zusammen, als sollte mir irgend eine verhängnißvolle Nachricht kommen. Dann beruhigte ich mich damit, daß er jedenfalls, bevor die Probe überstanden, nichts unternehmen würde.

Nach Tisch aber entschloß ich mich doch, in seinem Hause nach ihm zu fragen. Der Frau wollte ich nicht begegnen, von der Dienerin erfuhr ich, der Herr Professor habe Botschaft gesandt, man solle ihn weder zum Essen noch für den Abend erwarten, er werde in der Werkstatt übernachten.

So mußt' ich mich gedulden.

Am anderen Morgen war ich lange vor Thau und Tage wach, und schon um acht Uhr trat ich den Weg nach dem Schauplatz des großen Ereignisses an. Als ich die Wiese vor der Stadt erreichte, fand ich dort schon ein schwarzes Gewühl neugieriger Menschen, die das Gerücht von dem seltenen Abenteuer herausgelockt hatte. Ein weiter Bretterzaun, der mannshoch die Arbeitsstätte einfriedigte, war noch verschlossen. Darüber hinaus sah man ein Leinwanddach über der Mitte des Raumes ausgespannt, von einem leichten Winde hin und her bewegt. Die Umrisse der darunter befindlichen großen Masse waren nur undeutlich zu erkennen, wenn die Decke sich dann und wann darauf niedersenkte. Unter den ungeduldig harrenden Zuschauern wurde darüber gestritten, ob es ein Ballon sei oder eine Flugmaschine, was das Wahrscheinlichere sein möchte. Ich sah viele von den Herren, die ich am Donnerstagabend im Hôtel kennen gelernt hatte, hielt mich aber von ihnen fern. Ich war so aufgeregt, daß ich mit Niemand zu sprechen vermocht hätte. Auch mehrere Herren in Uniform befanden sich unter der Menge, und ich hörte, daß auch vom Hof einige Prinzen sich eingefunden hätten.

Ganz in der Nähe der Thür aber erkannte ich diejenigen, die die Nächsten dazu waren — die Frau mit den beiden Kindern und dem Neffen. So sorgfältig ich mich hinter der Menge zu verstecken suchte — einmal

traf mich ein Blick aus den scharfen Augen der unseligen Frau, doch so kalt und fast feindlich, daß ich sofort wußte, sie hatte aus meinem Fernbleiben den Schluß gezogen, daß ich um ihr Geheimniß wisse.

Endlich klangen neun Schläge von einem Kirchthurm herüber, und die Thür der Umzäunung that sich auf. Doch ein junger Mensch an der Schwelle ließ nur Diejenigen ein, die sich durch ein Billet als geladen ausweisen konnten. Der innere Raum hätte nicht die Hälfte aller Anwesenden fassen können.

In demselben Augenblick war das Leinwanddach weggezogen worden und zu Boden gesunken. Zwischen den Stangen, die es getragen hatten, sah man nun frei schwebend und leise hin und her wankend das Luftschiff, dessen Form in blanker Aluminiumhülle alle Blicke überraschte. Es war nicht die früher oft gesehene Riesencigarre, sondern ein ungeheurer Fisch mit scharfer Spitze, nach hinten sich ausbreitend, an den Seiten mit dünnen fächerförmigen Flossen versehen, der Schwanz gleichfalls in einen Fächer auslaufend, dessen Stäbe durch ein bewegliches Netz von Segeltuch verbunden waren. Es schien ein ziemlich complicirter Mechanismus zu sein. Doch einem Laienauge mußte es scheinen, als ob dies Gebilde in hohem Grade dazu geschickt sei, das Luftmeer zu durchschwimmen und selbst widrige Winde mit dem spitzen Kopf wie mit einem Bugspriet zu durchschneiden. Auch hörte man ein unwillkürliches Ah! der Bewunderung von den Lippen der Hunderte, denen dieser glänzende Leviathan plötzlich zu Gesicht kam.

In dem tiefen Korbe aber, der mit stählernen Banden unter dem Bauch des Fisches befestigt war, saß bereits der Luftschiffer und grüßte mit dem Hut zu den Zuschauern *hinaus*. Eine Anzahl fester Drähte verband von einer

Scheibe auslaufend seine Hand mit dem Flossenwerk, und wie um zu zeigen, daß er sie spielend nach seinem Willen lenken könne, setzte er eine um die andere in Bewegung.

Über die Kraft im Inneren der Maschine, die den Fisch in die Luft steigen ließ, war außen nichts zu erfahren.

Alsbald aber gab der Lenker das Zeichen, daß die starken Seile, die das Ungethüm festgehalten hatten, durchschnitten würden, und langsam stieg es nun in die Höhe, fast senkrecht, obwohl die Luftströmung sich seiner bemächtigen wollte. Doch die Hand am Steuer hielt mit festem Druck den Aufstieg in seiner Richtung.

Es war ein herrliches Schauspiel, das die Menge mit unverwandten Blicken und gespannten Operngläsern verfolgte. In der Höhe von einigen hundert Metern aber begann nun erst die ganze Kunst des kühnen Schiffers sich zu zeigen.

Denn wie ein geschickter Reiter ein feuriges Pferd im Circus nach seinem Willen regiert, mitten im Traben es zurückhält und in eine andere Richtung zwingt, so daß es durchaus seiner zügelnden Hand gehorchen muß, so sah man den großen Fisch in hohen Lüften bald nach rechts, bald nach links seine Flossen bewegen, jetzt steigen, jetzt wieder sinken, spielend den Widerstand der Strömung überwinden, die nach und nach stärker geworden war, da auch der Himmel sich umwölkte. Zugleich mit der athemlosen Aufregung, die sich der Zuschauer bemächtigte, da sie jede neue Bewegung droben wie gebannt mitmachten, wuchs in den Gemüthern der Gedanke immer mächtiger heran, daß sie Zeugen waren, wie nun endlich das, wonach Jahrhunderte lang gestrebt und geforscht worden war, als vollendete Thatsache vor

ihren Augen ſtand, ein Ereigniß von unabſehbaren Folgen für die Entwicklung der Menſchheit.

Eine halbe Stunde mochte unter dieſer feſſelnden Probe auf die genialſte Erfindung eines Menſchengeiſtes vergangen ſein, da ſenkte ſich endlich das wunderſame Gebilde in ſicherer Stetigkeit gerade über dem Mittelpunkt des umzäunten Kreiſes. Ein toſendes Beifallklatſchen brach los, mit jubelnden Zurufen gemiſcht.

Der Luftſchiffer aber ſchien davon nicht ſonderlich gerührt zu ſein. Wenigſtens gab er kein Zeichen eines dankbaren Entgegennehmens dieſer großen Huldigung. Etwa fünfzig Meter über dem Erdboden hielt er den Segler an und beugte den Kopf über den Rand des Korbes, ſcharf in die Tiefe ſpähend. Gerade unter ihm ſah er eine Frau neben einem jungen Mann ſtehen, zwei Kinder in hellen Kleidern neben der Mutter. Nur eine Secunde lang. Dann ſauſte etwas Schweres aus dem Korb in die Tiefe, ein großer Sandſack, der die rechte Schulter des jungen Mannes traf und ihn mit Gewalt niederſchmetterte.

Ich hatte mein Opernglas unverwandt in die Höhe gerichtet. In dem wohlbekannten Geſicht droben glaubte ich ein höhniſches Grinſen zu entdecken und zugleich ein heiſeres Lachen zu hören, das wie von einem Irrſinnigen klang. Im nächſten Augenblick aber hob ſich das Luftſchiff ſtolz und ruhig wieder in die Höhe und war, da in einiger Entfernung wiederum Ballaſt ausgeworfen wurde, in wenigen Minuten den nachblickenden Augen entſchwunden.

Die Menge ſtand wie verſteinert von dem jähen Schreck, nur die Nächſten um die mittelſte Gruppe ſprangen hinzu, den zu Boden Geſunkenen aufzuheben. Er lebte, aber ſein rechter Arm war an der Schulter gebrochen, ſeine

Hand hing ſchlaff am Gelenk. Das Schauſpiel, das ſo glorreich begonnen hatte, endete mit einem ſchrillen Mißklang, deſſen Urſache nur drei Menſchen nicht verborgen war. — —

Drei Tage ſpäter traf ein Telegramm ein: das Luftſchiff ſei in Trümmern an die Küſte von Helgoland geſpült worden, die Leiche ſeines Lenkers habe das Meer nicht herausgegeben.

Mei Bübche

(1907)

Vor Jahren war ich einmal aus irgend einem Anlaß in eine der rasch anwachsenden Vorstädte Münchens gerathen, wo in schmucklosen großen Häusern nur kleine Leute wohnen, Handwerker und Arbeiter aller Art und dürftige Familien, die von der Hand in den Mund leben. In den Schaufenstern der vielen kleinen Läden liegen nur Eßbarkeiten oder geringe Waaren aus, und die Kuchen in den Conditoreien haben ein verdächtiges Aussehen, als seien sie von vornehmeren Ladentischen in diese entlegene Gegend verschlagen, wo sie trotz ihrer mangelnden Frische noch immer geschätzt werden.

Es ging gegen Mittag, doch war die Straße noch leer, da Werkstätten und Schulen ihre Insassen noch nicht entlassen hatten. Nur vor den Schaufenstern eines unansehnlichen Uhrmacherlädchens stand dichtgedrängt ein Häuflein noch nicht schulpflichtiger Kinder, meist barfuß und barhaupt, und starrten durch die blanke Scheibe in die Auslage hinein. Da hing eine Anzahl silberner Taschenuhren an ausgespannten Drähten aufgereiht, etliche billige Stand- und Wanduhren waren auf kleinen Consolen ausgestellt, dazwischen auf einem schwarzsammtenen Brett verschiedene Schmucksachen, Uhrketten, Broschen und Ringe von zweifelhaftem Gold, bescheidene Trödelware, die unmöglich die Schauluſt der kleinen *Gassenkinder* fesseln konnte.

Erst als ich näher hinzutrat, erblickte ich den eigentlichen Gegenstand ihrer Bewunderung.

Es war ein mechanisches Kunstwerkchen, das ganz vorn auf einem mit grünem Tuch verkleideten Sockel stand, eine Windmühle, deren vier Flügel sich ruckmäßig drehten wie vier große Secundenzeiger. Oben unterm Dach des braunen Mühlenhäuschens war die Uhr mit weißem Zifferblatt angebracht, rechts davon stand eine kleine Hütte mit tief herabhängendem Strohdach, und zwischen beiden floß aus einem grauen Felsen ein blanker Quell in Gestalt eines gewundenen Glasstäbchens, das sich beständig drehte und für Kinderaugen den Eindruck fließenden Wassers täuschend hervorbrachte.

Die kleine Mühluhr aber ging nach. Vom nahen Kirchthurm waren schon zwölf Schläge erschollen, die Straße hatte sich belebt, das barfüßige Publikum vor dem Schaufenster war ansehnlich vermehrt worden durch entlassene Schulkinder, da erst ertönte aus dem Uhrmacherladen ein mittäglicher Kuckucksruf, und in demselben Augenblick öffnete sich das Pförtchen der Hütte neben dem Wasserfall, und heraus kam mit etwas stockendem, ruckweisem Gang ein kleiner Esel, der einen weißen Sack auf dem Rücken trug. Hinter ihm hinkte ein mehlbestäubter Knecht, während sich ein Fensterchen unter dem Strohdach öffnete, aus dem das rothe Gesicht des Müllers unter einer weißen Zipfelmütze hervorsah.

Das Eselchen trabte, am Wasserfall vorbei, auf dem schmalen Weg nach der Mühle bis zu der Thür unter der Uhr, die sich alsbald öffnete und Esel und Müllerknecht einließ. Worauf sich das Pförtchen wieder schloß und auch der Müller hinter dem zugeklappten Fenster verschwand.

So kurz das Schauspiel gedauert hatte, so sehr zeigten sich die jungen Zuschauer von der wunderbaren

Vorstellung befriedigt. Allerlei Ausrufe und lebhafte Geberden bekundeten ihren Beifall, und sie schienen sich auch jetzt, da die Mühle ohne weitere Künste ihre Flügelchen umschwang, von der Stätte, wo der Zauber gespielt hatte, nur schwer trennen zu können.

* * *

Ich war selbst von dem zierlichen Anblick so angethan, daß ich erst jetzt den Herrn des Ladens bemerkte, der auf die Schwelle getreten war und, wie ein Schauspieler, der nach seiner großen Scene herausgerufen wird, sich an dem Enthusiasmus seines kleinen Publikums weidete.

Ein hübscher junger Mann, der die Dreißig noch nicht erreicht haben konnte, schlank und wohlgewachsen, mit einem offenen, lustigen Gesicht, über das ein blonder Haarschopf hereinfiel. Er war sauber, aber werktagsmäßig gekleidet, der Hitze wegen ohne Halstuch, die Füße in gestickten Pantoffeln. Für die Kundschaft, auf die er in diesem Armeleutviertel rechnen konnte, nahm er sich noch elegant genug aus.

Als ich ihn begrüßte und fragte, ob er das künstliche Uhrwerk selbst verfertigt habe, bat er mich höflich, bei ihm einzutreten. Er könne mir noch mehr solcher automatischer „Späßcher" zeigen, die ein Onkel von ihm gemacht habe, von dem er zwar den Laden, doch nicht die Kunst geerbt habe. Nun freu' es ihn aber, daß sich die Kinder daran freuten. Er lasse die Uhr absichtlich zehn Minuten nachgehen, damit die Schulkinder rechtzeitig dazukämen, wenn der Esel heraustrabe.

Aus seiner Sprache erkannte ich, daß er ein Pfälzer *war, was* er bestätigte. Er sei aus Neustadt an der Hardt

und vor fünf Jahren nach München übergesiedelt, um die Erbschaft des Oheims anzutreten. Viel sei's nicht gewesen, außer dem Vorrath an Uhren und Spielwerken, habe ihm auch nicht erlaubt, in einer besseren Gegend einen Laden zu miethen, aber es reiche doch gerade, dreimal am Tag satt zu werden, und auch schlechtere Zeiten könnten seinem Humor nichts anhaben; ich wisse ja: Fröhlich Palz, Gott erhalt's!

Im Laden, wo ein magerer, halbwüchsiger Bursch am Arbeitstisch saß und, die Lupe in die Augenhöhle geklemmt, trübsinnig an einem Rädchen feilte, zeigte mir der junge Meister noch ein paar andere kunstreiche Arbeiten des Oheims, kleine Standuhren mit Spielwerken, das ansehnlichste darunter eine Bergschlucht, in der vor einer Felshöhle ein Einsiedler hockte, der beim Stundenschlag sich erhob und ein Glöckchen läutete, wozu eine Eule die schwarzen Flügelchen schüttelte.

Was mich am meisten an „dene Sächelcher" freut, sagte der Neffe, ist, daß die Kinder Spaß dran haben. Sie müssen wissen, über Kindsköpf' geht mir nichts. Mein größt Plästr ist, zu sehen, wie die kleine Leut sich an mein Schaufenster drängen, wie die Fliegen an den Honigtopf, wie da die Gesichtcher lachen, die Augelcher glänzen und die Bäckelcher roth werden vor Vergnügen. Das kommt, ich hab' ein Brüderchen gehabt, ein goldig Bübche, vier Jahr jünger als ich. Dem seine Kindsfrau, Spielkamerad, Hottegäulche und was sonst noch alles bin ich gewesen, seit es auf der Welt war, und wie's dann, siebenjährig, an den Masern gestorben ist, hab' ich gemeint, ich müss' ihm nachsterben, damit's drüben nicht verlassen und allein wär'. Ich hab' wohl auch noch ein Schwesterchen gehabt, aus dem aber, obwohl's auch ein braves und schönes Kind war, hab' ich mir nicht

viel gemacht. Die Mädcher, wisse Se — nu, sie sind ja wohl auch zu allerlei nutz auf der Welt, aber sie interessiere mich nit, Sie haben als nur zwei Sachen im Kopf, ihren Putz und ihre Liebschaften. Aber so e Bübche — was steckt da alles in dem kleine Kopp! Da sieht's aus wie in einem künstlichen Uhrgehäus, kein Mensch sieht ihm an, was an feinen Federn und Rädern drin verborgen ist. Ich hab' nur immer so geschaut, was mei Mäxche für Einfäll' gehabt hat mit seine sieben Jahr. Und wenn ich so die Bübcher an meinem Schaufenster seh' und hör' sie lachen, wenn die Komödie angeht, muß ich als denken, was mein Mäxche für Augen gemacht haben würd', und dann wird mir blümerant zu Muth.

Sein helles Gesicht überflog ein Schatten. Ja, ja, so geht's! sagte er mit einem Seufzer.

Haben Sie noch keine eigenen Kinder? fragte ich.

Er lachte plötzlich wieder.

Noch nicht einmal eine eigene Frau. Wie sollt' ich auch dazu kommen? Ich kann mich selber nur zur Noth durchbringen, und eine Familie zu ernähren, reicht's noch lange nicht. Freilich, zu einer Frau, auch mit Geld, hätte mir schon manche gute Bekannte verhelfen wollen, meine Wirthin zum Beispiel. Aber die sie mir angetragen hat — die mocht' ich nicht. Ein garstig Schätzche könnt' man mir mit Gold aufwiegen, ich thät' mich bedanken, und was junge und saubere sind, die nix haben, die verziehn die Mäulcher, wenn Einer kommt, bei dem Schmalhans Küchenmeister ist.

Ein Arbeiter trat herein, der eine Uhr zu reparieren gab. Ich verabschiedete mich freundlich von dem jungen Meister und verließ den Laden.

* * *

Etwa vier Wochen später, an einem Sonntagnachmittag in einer ganz anderen Gegend der Stadt, war ich nicht wenig verwundert, meinem „fröhlichen Pälzer“ wieder zu begegnen, doch so verwandelt, daß ich ihn erst erkannte, als er den Hut vor mir abzog, einen glänzenden neuen Cylinder, und mich mit einem geheimnißvoll vertraulichen Lächeln grüßte.

Er trug einen eleganten Sonntagsanzug, der ihm sehr gut stand, und führte eine behäbige ältere Dame mit ritterlicher Würde am Arm, sich zuweilen zu dem Fräulein wendend, das an seiner linken Seite ging. Die Toilette und das ganze Wesen der Mama ließ auf den ersten Blick erkennen, daß sie dem wohlhabenden Bürgerstande angehörte. Auf ihrem breiten, stark gerötheten Gesicht, das ehemals recht hübsch gewesen sein mußte, thronte der Ausdruck einer unerschütterlichen Zufriedenheit mit sich und dem Herrgott — „sie sah gesund und satt und gütig aus“, wie es in einer schalkhaften alten Dichtung heißt — und man sah ihr die Genugthuung an, von einem schmucken jungen Cavalier geführt zu werden. Das Töchterchen war ein richtiges Mutterkind ins Feine und Zierliche übersetzt, sah geschmeichelt zu ihrem Begleiter auf, wenn er das Wort an sie wandte, und hielt ein rothes Sonnenschirmchen über ihren Federhut, so daß ihr rundes Gesicht rosig überhaucht erschien.

Ich war den Dreien langsam nachgegangen und überholte sie, als sie vor einem ansehnlichen Hause still hielten. Mein junger Freund wurde in seinem langwierigen Abschied von den Damen einen Augenblick unterbrochen, da er mich erblickte, blieb dann aber, nachdem wir einen Gruß getauscht, noch vor der Hausthür mit ihnen stehen. Sie schienen noch etwas Wichtiges mit ihm zu verhandeln.

Ich hatte aber kaum fünfzig Schritte weit meinen Weg fortgesetzt, als ich ihn hastig mir nachkommen hörte.

Er entschuldigte sich, daß er mich vielleicht aufhalte, aber da ich ihm ein so freundliches Interesse gezeigt, möchte er mir doch mittheilen, daß sich seine Verhältnisse inzwischen geändert hätten. Die Damen, die er begleitet, seien seine künftige Schwiegermama und seine Braut, und wenn er meinen Namen gewußt hätte, würde er sich erlaubt haben, mich ihnen vorzustellen.

Sehen Sie, sagt' ich, da haben Sie nun doch früher, als Sie geglaubt haben, Aussicht zu einem eigenen Kinde, und ein „garstig Schätzche" ist die zukünftige Mutter desselben wahrlich nicht. Ich kann Ihnen nur aufrichtig zu Ihrer Wahl gratulieren.

Er schmunzelte und rückte seine seidene Cravatte zurecht.

Ich danke verbindlich, geehrter Herr, aber Sie haben Recht, es ist wirklich ein ganz apartes Glück, je suis né coiffé (er liebte es, französische Ausdrücke einfließen zu lassen). Die Mama ist die Wittwe eines reichen Handschuhfabrikanten, der sich schon vor fünf Jahren vom Geschäft zurückgezogen hat, um zu privatisieren. Mein Rösche ist im theuersten Pensionat erzogen worden, hat alles gelernt, was die jungen Baronessen lernten, Klavier, Französisch, Literatur. Dabei ist sie ein einfach gutherzig Ding geblieben, nur e bische zu fromm, das wird sich aber schon geben. Die Hauptsach ist, sie ist bis über die Ohren in mich verschossen, und wisse Se, wem ich das verdanke?

Wem anders, als Ihrem jungen Gesicht und Ihren munteren Manieren?

Gefehlt, lieber Herr! — meinem Eselche. Vor vier*zehn Tagen* ist sie an meinem Laden vorbeigekommen,

und da das Werk gerade functioniert hat, ist sie stehen geblieben und hat's der Mama gezeigt. Ich bin grad in der Thür gestanden, zum Glück ganz ordentlich beisammen, und da sind wir ins Gespräch gekommen, und die Mama hat gefragt, ob ich selbst das Kunstwerkche gemacht hätt', und natürlich hab' ich ja gesagt und ihnen auch den Einsiedler gezeigt und die anderen. Der Onkel wird sich deßwegen nicht im Grab herumgedreht haben. Na, und wie's weiter gegangen ist, können Sie sich denken.

Und wann soll Hochzeit sein?

Ein paar Monate werden wohl noch drüber hingehn. Es fehlt noch allerlei an der Aussteuer, und Rösche wird auch erst zu Johanni Achtzehn. Daß ich keine großen Brautgeschenke machen kann, wissen sie. Das Mädchen thät' mich aber nehmen, auch wenn ich nur ein Müllerknecht wär', und gegen ihre Freundinnen thut sie groß damit, sie krieg' einen „Künstler" zum Mann. Wenn sie erst meine Frau ist, wird ihr auch der bloße Uhrmacher recht sein.

Wir schüttelten uns die Hände und trennten uns.

* * *

Vier Jahre waren vergangen, ohne daß ich den glücklichen Bräutigam, der nun längst glücklicher Vater „eigener" Kinder sein mußte, wiedergesehen oder auch nur an ihn gedacht hätte. Da führte mich wieder einmal ein Geschäft in jene Vorstadt, und sein hübsches, fröhliches Gesicht tauchte plötzlich in meiner Erinnerung auf.

Ich konnte nicht denken, daß ich ihn noch in dem engen alten Lädchen finden würde. Mit dem Gelde des seligen Handschuhfabrikanten würde er gewiß ein Geschäft in

einer beſuchteren Gegend der Stadt aufgethan haben. Der frühere Laden war freilich noch geöffnet und über der Thür hing die große Uhr mit dem blinden Zifferblatt. Auch die Mühlencouliſſen ſtanden im Schaufenſter wie ſonſt, nur etwas verſtaubt, und die Flügel rührten ſich nicht. Gewiß hatte der Nachfolger das Werk nicht in Gang halten können. Jedenfalls wollte ich mich erkundigen, wo ſein Vorgänger geblieben ſei.

Doch wie ich die Glasthür öffnete und über die Schwelle trat, erſtaunte ich, in der ſchlanken Geſtalt, die ſich vom Stuhl erhob, meinen alten Bekannten zu erblicken. Er hatte über eine Zeitung gebückt geſeſſen, ganz einſam, da auch der Lehrling fehlte, und erſt, als er mich wieder erkannte, überflog ſein Geſicht, das leicht erröthet war, ein verlegenes Lächeln.

Sie ſind's? ſagte er, und verneigte ſich. Was verſchafft mir die Ehr'? Wollen Sie nicht Platz nehmen?

Ich erwiderte, daß ich zufällig in dieſe Straße gekommen ſei und gedacht hätte, mich nach ihm umzuſehen, obwohl ich kaum glauben konnte, ihn in dem alten Neſt anzutreffen. Wie ſeine junge Frau ſich befinde, und wie viel Kinder ſie ihm ſchon geſchenkt habe?

O, ſagte er, und die Röthe auf ſeinem Geſicht wurde noch dunkler, Sie wiſſen noch nicht, geehrter Herr — ja freilich, ſeit wir uns zuletzt geſehen haben — der Menſch denkt, und Gott oder der Teufel lenkt — zu einem Kinde bin ich inzwiſchen gekommen, doch nicht zu einer Frau.

Ich ſah ihn rathlos an.

Ja, wie geſagt, fuhr er fort, es kommt manches anders, als man ſich's geträumt hat. Stelle Sie ſich vor, grad am andern Tag, nachdem ich Ihnen vorgeſchwätzt, was für ein großes Loos ich gezogen hätt' — ich ſteh' allein in meinem Laden, denn der Aloys hatt' einmal wieder

blau gemacht — wer tritt bei mir ein und fällt mir, noch eh' ich sagen kann: Was wünschen Sie? um den Hals? Das Lische, meine Schwester, die ich zu der Stund' in Neustadt bei ihrer Arbeit glaubte. Sie hatte ein Putzgeschäft, das sie ganz schön ernährte, weil sie geschickt und fleißig war und ein hübsch Mädche, das jeder gern anschaute. Lische, sag' ich, während sie mich fast erdrosselte, quel bon vent vous amène? Da sind ihre Arme von mir abgefallen, und sie ist auf dem Schemel meines Lehrlings zusammengebrochen.

Ich will Ihnen nicht beschreiben, wie mir zu Muthe gewesen ist, als ich nun alles erfahren hab'. Die alte Geschichte: Verliebt, verloren und verlassen. Das arm dumm Ding, wie sie merkt, daß sie Glück und Ehr' verspielt hat — erst hat sie ins Wasser gehn wollen, dann aber sich besonnen, daß sie noch einen Bruder hat, der sie nicht im Stich lassen wird, ob auch alle Anderen es thun. Und so hat sie den Leuten zu Haus gesagt, ich hätt' ihr geschrieben, daß sie kommen möcht' und mir die Wirthschaft führen, und dann ihre Siebensächelcher zusammengepackt und mit dem Schnellzug nach München.

Denn es war hohe Zeit, wenn sie ihr Unglück noch hat geheim halten wollen.

Ja der Tausend, Lische, sagt' ich, was hast dann du dir vorgestellt, daß ich dich hier brauchen könnt'? Ich bin ja verlobt, und wenn mein Bräutche Wind davon bekäm', daß meine eigne Schwester — und in eine Pension dich zu geben, hab' ich die Mittel nit! —

Da hat sie mich himmelhoch gebeten, sie nur um der Gotts wille bei mir zu behalten, sie woll' mit dem dunkelsten Winkel in meiner Wohnung zufrieden sein und sich still verhalten, wie ein Vögelche im Käfich, daß

Niemand was von ihr ahnen sollt'. Nur ihre Zeit woll' sie abwarten und dann wieder verschwinden, am liebsten gleich ganz aus der Welt.

Wie hätt' ich hart bleiben können!

Ich hab' eine kleine Wohnung, nicht weit von meinem Laden, zwei Stübcher, eine Kammer und eine kleine Küche. Da hatten bisher gerade nur drei Menschen Platz gehabt, ich selbst, der Lehrling und eine alte Magd, die alles in Ordnung gehalten und gekocht hat, weil ich nicht ins Wirthshaus hab' gehen und mein bische Geld vertrinken wolle. In die Kammer hab' ich nun das Lische gebracht, die Köchin hat sich in der Küche gebettet. So ist alles ganz charmant gegangen.

Meine Wirthsleut' sind gute Menschen, die haben sich vielleicht ihr Theil gedacht, aber nichts gesagt, als ich mein „Cousinche" ihnen vorgestellt hab'. Auch von den anderen Hausnachbarn hat mir keins ein schief Gesicht gemacht, und sie haben auch nicht viel Gelegenheit gehabt, übers Lische die Nase zu rümpfen, denn die hat sich immer in ihrem Stübche gehalten, und nur wenn's dunkel geworden, hab' ich sie e bische an die Luft geführt, daß sie mir nicht krank werden sollt'.

So hab' ich schon gedacht, es würd' alles gut gehen und kein Hahn danach krähen, daß in meiner Junggesellenwohnung eines Tags ein Kind die Wänd' angeschrien hat. Aber ich hatt' die Rechnung ohne den Wirth, will sagen ohne mei Bräutche gemacht.

Die hatt' ich während der ganzen Zeit pünktlich jeden dritten Tag besucht, und Sonntags waren wir spazieren gegangen, die Mama natürlich als Elephant immer mit. Wie nun für das Lische ihre schwere Stund' gekommen war, hatt' ich zu viel mit ihrer Abwartung zu thun, obwohl die alte Frau das meiste gethan hat, so daß ich

einmal einen Besuch überschlagen mußte und zur Entschuldigung schrieb, mir sei nicht ganz wohl.

Nun hab' ich Ihnen gesagt, wie verliebt das gute Ding in mich gewesen ist. Sie setzt sich augenblicklich eine Todkrankheit in den Kopf, muß selber nach mir schauen und trifft mich am Bett der armen Wöchnerin, wie ich ihr eben ein Süppche einlöffle.

Wer von uns Dreien erschrockner war, ist nicht zu constatiren. Aber wer sich zuerst faßt, war das Rösche. Ohne die Red' abzuwarten, die ich Unglücksmensch zu meiner Entschuldigung zusammenzulügen gedacht hab', wirft sie mir nur einen vernichtenden Blick zu, schaut nicht einmal auf das rosig Kindche, das im Wiegenkörbche geschlafen hat, und saust wie's Wetter aus der Thür.

Denselbigen Abend hab' ich einen Brief von der Frau Mama bekommen, worin mich die gute Handschuhmacherswittwe nicht mit Handschuhen angefaßt hat. Ich hatt's nicht anders erwartet. Und vertheidigen hab' ich mich ja nicht können. Hätt' ja mein arm Schwesterche verrathen müssen. Aber ich hab' auch nicht daran gedacht, gleich den Verlobungsring zurückzuschicken, obwohl das Ringelche von meinem Bräutche fein eingewickelt in Seidenpapier im Couvert gesteckt hat. Ich hab' gedacht: Kommt Zeit, kommt Rath, la nuit porte conseil.

Und zunächst hab' ich auch an anderes zu denken gehabt, was mich sehr lustig gemacht hat, nämlich an das Kind, das mir gleich das Herz gestohlen hatte. Sowie es aus dem Gröbsten herausgewesen, ist mir's aufgefallen, wie's meinem todten Brüderchen glich, wie aus dem Spiegel gestohlen. So hab' ich's denn auch Max taufen lassen, wie sein Onkelche geheißen hat, und mir nichts Besseres verlangt, als in meinen Mußestunden seine Kindsfrau zu machen.

Seine Mutter hat lange nicht so viel mit ihm gethan, was ich ihr sehr übel genommen hab'. Ja, als sie sich erst erholt hatte, in der fünften Woch' — sie war noch e bische schmalbackig und blaß, aber schon wieder sehr hübsch — da ist sie damit herausgekommen, sie möcht' wieder nach Neustadt zurück, ihr Geschäft wieder aufnehmen, wenn ich einstweilen für das Mäxche sorgen wollt'.

Das ist mir grad zu Paß gekommen, obwohl ich's nicht begriffen hab', wie sie sich von dem Kind hat trennen können. Hab ihr also das Geld zur Heimreise gegeben und mein goldig Jüngelche behalten.

Indessen hat mir's doch geschienen, als könnt' das mit meiner Brautschaft nicht mit dem Brief der Schwiegermama sein Bewenden haben und ich dastehn ohne Rechtfertigung, wie ein ertappter armer Sünder. Bin also eines Sonntag Nachmittags hin, um die gewohnte Stunde unserer Promenaden, und hab' mich nicht erst anmelden lassen, sondern bin plötzlich vor die Beiden hingetreten und hab' gesagt, ich sei gekommen, ihnen die Aufklärung zu geben, die sie fordern könnten. Daß die junge Frau, die bei mir getroffen worden, meine Schwester gewesen, hätte freilich auf einen Schlag meine Unschuld bezeugt. Aber ich durft' Lische nicht der Verachtung dieser beiden frommen Seelen preisgeben, die auch vielleicht nicht reinen Mund gehalten hätten, und so wär's um ihren Ruf für immer geschehen gewesen. Mit Ihnen ist's was Anderes, Sie werden's nicht herumbringen, aber Frauenzimmer sind immer Plaudertaschen. Nun, ich sag' also, ich wolle ihnen einen feierlichen Eid schwören — und daß ich einen Meineid thun könne, würden sie mir doch nicht zutrauen — die junge Frau sei nie meine *Geliebte* gewesen, nur eine Jugendgespielin, die in ihrer

großen Noth zu Niemand ihre Zuflucht hätte nehmen können, als zu mir, und jetzt auch wieder abgereist sei, um mir nicht weitere Ungelegenheiten zu machen. Ich hoffte, dies ehrliche Geständniß werde genügen, daß die gestrenge Frau Mama mich wieder zu Gnaden annehmen möcht'.

Die Mutter ist noch eine Weile starr und steinern geblieben und hat ungläubige Augen gemacht. Röschen aber hat mir heimlich zugenickt und durch die Thränen gelächelt, die ihr aus den Augen getreten sind. Sie hat dann heimlich der Mutter ins Ohr gewispelt und sie gestreichelt und ihr die Hand geküßt, bis die Alte sich hat erweichen lassen und gesagt, wenn sich's wirklich so verhalte, so hätt' ich nur aus Unverstand und gutem Herzen gehandelt, aber sie woll' ein Aug' zudrücken und alles vergeben und vergessen sein lassen.

Das Rösche hat mir gleich an den Hals fliegen wollen, ich hab' aber die Hand erhoben und gesagt, ganz ernsthaft, ich bedankte mich für den guten Willen der Frau Mama, eh' aber alles in die Reih' käm', müss' ich noch die Erlaubniß bekommen, das Kind des armen jungen Weibes zu behalten, das sie nicht hab' mitnehmen können, ohne bei den Ihrigen zu Haus alles aufkommen zu lassen.

Das hat aber auch bei meiner Braut dem Faß den Boden ausgeschlagen. Als ich nach langem und hitzigem Hin- und Herschwätzen das Haus verlassen hab', hatt' ich zwar mei Bübche gewonnen, aber meine Braut verloren!

* * *

Er hatte sich warm gesprochen, trocknete sich mit dem Tuch die Stirn und trat einen Augenblick auf die Straße hinaus.

Dann kam er wieder herein und sagte: Sehe Se, lieber Herr, ich hab's nie bereut, daß ich so gehandelt hab'. Was das Kind mir gewesen, hätt' das Rösche und die blanken Thaler ihrer Mama mir nie sein können. Freilich ist's manchmal hart gewesen, durchzukommen und es dem Kleinen an nichts fehlen zu lassen. Aber auch die alte Frau und selbst der Lehrling haben an dem Märxche einen Narren gefressen und hätten lieber selbst gehungert, als dem Kind was abgehn lassen. Nu, die schlimmste Zeit ist ja, Gottlob, vorüber. Ein alter College im Badischen, der eine sehr gute Nahrung mit seinem Uhrmachergeschäft in dem reichen, kleinen Städtchen hat, will sich zur Ruh' setzen und mir sein Sach' um einen civilen Preis übergeben. Da kann ich mich e bische bequemer strecke, und das Kind . . . . .

Er war wieder hinausgetreten und spähte die Straße hinunter. Da können Sie ihn sehen, lieber Herr, rief er, und seine Augen leuchteten vor Vaterstolz, eben kommt er! Um die Zeit muß der Aloys ihn abholen, da die Köchin jetzt am Herd zu thun hat, und da gehn sie spazieren, daß er doch in die Luft kommt. Ist er nicht goldig? Alle Leut' schau'n ihm nach, wenn er vorbeigeht.

Ich sah nun auch den Lehrling herankommen, der das etwa vierjährige Knäbchen an der Hand führte. Der Kleine, der munter neben dem langen Burschen hertrippelte, trug einen sommerlichen Matrosenanzug mit übergeschlagenem breiten Kragen und eine seemännische Mütze, auf der in Goldbuchstaben zu lesen war: S. M. S. Meteor.

Als er näher kam, mußte ich dem Pflegevater beistimmen: er war wirklich ein „goldig Bübche", mit hellen, klugen Augen und Bäckchen wie Milch und Blut. Er mußte mir eine Patschhand geben und auf dem Ziffer-

blatt einer Uhr die Zahlen ablesen, die mit deutschen Ziffern daraufstanden. Brav, Mäxche, sagte der Onkel. Nun sag, wie viel Uhr es ist! Auch das brachte der Kleine mit einiger Mühe heraus. Der Onkel strahlte. Er hob den Kleinen auf, küßte ihn auf das rothe Mäulchen und sagte dann: Allons, marche, citoyen! Als dann die Beiden sich entfernt hatten, wandte er sich wieder zu mir. Sie glauben nicht, wie gescheidt er schon ist, ganz wie mei Brüderche. Es wird 'mal was Großes aus ihm, denken Sie an mich!

Eh' ich mich verabschiedete, konnte ich die Frage nicht zurückhalten: Haben Sie nicht doch im Sinn, eine Frau zu nehmen? Sie finden zehn für eine, die ganz damit zufrieden ist, wenn Sie ihr solch einen kleinen Schatz mit in die Ehe bringen.

Er sah sehr ernst vor sich hin. Eine Frau? Daß ich ein Narr wär', dem Kind eine Stiefmutter zu geben, die's vielleicht schlecht behandelt! Einmal hab' ich, da ich gemeint, ein großes Loos zu ziehen, eine Niete gezogen. Ich verlang' mir nicht, noch einmal in die Lotterie zu setzen. Hab' ich doch auch das größte Loos schon gewonnen: ich hab' ja mei Bübche!

Fromme Lüge

(1906.)

Wieder einmal war in dem befreundeten Kreise älterer Herren das Gespräch bei den Frauen angelangt und u. A. halb humoristisch, halb ernsthaft die Frage erörtert worden, ob seit Erschaffung der Welt dem Männergeschlecht mehr Heil oder Unheil vom Weibe gekommen sei. Zuletzt, als eine Pause eintrat, blickten Alle wie in stillem Einverständniß auf den Senior der Gesellschaft, einen fünfundsechzigjährigen Arzt, der sich an der Debatte nicht betheiligt, sondern stumm seine Cigarre rauchend nur hin und wieder durch ein sarkastisches Lächeln seinen Antheil an dem Gespräch kundgethan hatte.

Meine verehrten Herren, sagte er jetzt, verzeihen Sie mir, wenn ich mir erlaube, diese ganze Unterhaltung für einen Streit um des Kaisers Bart zu halten, so wenig zu entscheiden, wie das Problem, ob es die beste oder die schlechteste Welt sei, in der wir leben, oder ob das Christenthum mehr Heil oder Unheil in die Welt gebracht habe. Denn keine Statistik giebt hierüber Aufschluß. Jeder beantwortet die Frage nach seinem Temperament und seinen persönlichen Erfahrungen. Was mich betrifft, so werden Sie mir zutrauen, daß ich in Betreff der Frauen in meiner langen Praxis ein ziemlich reiches Material gesammelt habe, theils durch Beobachtung, theils sozusagen im ärztlichen

Beichtstuhl. Ein Arzt ist ja eine Art Beichtvater, und die lieben Frauen, auch wenn sie noch so gute Protestantinnen sind, fühlen doch alle hin und wieder das Bedürfniß, ihr vieles Weh und Ach nicht bloß in sanitärer Hinsicht einem verstehenden Leibes- und Seelsorger zu enthüllen, oft rückhaltloser, als der intimsten Freundin. Nun, wenn ich an die Hunderte schöner und häßlicher Seelen denke, die sich einer solchen Gewissensentladung gegen mich nicht gescheut haben, und der anderen, deren Seelenzustand ich nur nach den Symptomen diagnosticieren konnte, muß ich gestehen, daß ich immer noch zu keinem anderen Ergebniß gekommen bin, als zu dem Sprüchlein:

Man kann nicht schlimm genug von den Schlimmen,
Nicht gut genug von den Guten denken, da

der Charakter des Weibes eben das Reich unbegrenzter Möglichkeiten ist. Vielleicht ist mein Vorrath an documents humains oder féminins nicht maßgebend, da ich mit den ganz Schlimmen nicht oft zu thun gehabt habe, vielmehr in der Regel mit den Mittleren zwischen Gut und Böse, die leicht Compromisse mit ihrem Gewissen schließen und es übrigens ernst meinen mit der Bitte „Führe uns nicht in Versuchung!“ Im Allgemeinen aber scheint mir, daß wir geneigt sind, es mit den Sünden der Weiber schwerer zu nehmen, als mit unseren eigenen; und zwar aus dem schmeichelhaften Grunde, weil wir eine übertriebene Vorstellung von dem sogenannten Ewigweiblichen haben. Wir legen den Maaßstab der Engelhaftigkeit an das schwächere Geschlecht und sind sofort sittlich entrüstet, wenn wir auch sie bei gewissen Menschlichkeiten betreffen, die wir uns selbst nicht als Teufeleien anrechnen. Dagegen, wenn wir einer der ganz Guten begegnen, die ihr Pflichtgefühl bis zum Herois-

mus steigert, sind wir geneigt, dies für selbstverständlich zu halten, statt in der Bilanz des allgemeinen Urtheils einen solchen Fall zu Gunsten unserer Frauenverehrung doppelt in Rechnung zu stellen.

Ich will Ihnen, wenn Sie erlauben, einen solchen Fall erzählen, nachdem wir heute so viel von Frauen gehört haben, die ihrem Geschlecht Schande machten. Die Geschichte liegt über zwanzig Jahre zurück. Die Betheiligten sind alle schon aus dem Leben geschieden, so daß ich das Beichtgeheimniß nicht verletze, zumal wenn Sie mir gestatten, die Namen nicht zu nennen.

Ich lebte damals noch in N. und hatte, obwohl ich nicht zu den älteren Ärzten zählte, doch schon dank einiger glücklichen Kuren eine ansehnliche Praxis. So wurde ich auch in eines der reichsten Häuser gerufen, wo die Frau meiner Hülfe bedurfte, da sie, nachdem sie zum zweiten Mal ein todtes Kind geboren hatte, an allerlei schweren Nachwehen litt.

Der Mann besaß eine große Fabrik, die er zu einer hohen Blüte gebracht hatte, obwohl er von Hause aus ganz andere Neigungen und Anlagen in sich trug, wissenschaftliche und künstlerische. Der Tod seines Vaters hatte ihn genöthigt, all dem zu entsagen und sich der praktischen Thätigkeit zu widmen. In seinen Mußestunden aber kehrte er zu dem zurück, was er, der Noth gehorchend, aufgegeben hatte, las alles, was in den Bereich seiner alten Studien fiel, und wenn er als kunstwissenschaftlicher Forscher sich nicht hervorthun konnte, sammelte er doch Kunstwerke aller Art und machte sein Haus zum Mittelpunkt der gebildetsten und feinsinnigsten Gesellschaft der ganzen Stadt.

Er war auch äußerlich von der Natur aufs Mütterlichste ausgestattet, mit seinen vierzig Jahren noch von

jugendlicher Kraft und Anmuth, in allen Leibesübungen ein Meister. Dazu von einer sich immer gleichbleibenden Milde und Güte gegen seine Arbeiter und im geselligen Verkehr, zumal mit den Damen, förmlich bezaubernd, ohne daß er die Grenze freundschaftlicher Huldigung je überschritt. Kein Hauch von Eitelkeit, dafür gewöhnlich eine Art von Zerstreutheit, die man mit seiner Sorge für das große Geschäft erklärte, und zuweilen ein schwermüthiger Zug um seine schön geschnittenen Augen, zu dem ein so vom Glück Begünstigter keinen Grund zu haben schien.

In meinem langen Leben ist mir kaum ein Mann begegnet, der dem Ideal edelster Männlichkeit so voll entsprochen hätte.

Und nun war es merkwürdig, daß alles, was die bewundernden Frauen von ihm sagten, die Männer seiner Frau nachrühmten, vielmehr, daß Alle darin einstimmten, ein vollkommener einander ebenbürtiges Ehepaar sei nicht zu denken.

So schön, wie ihr Mann, war die Frau nun freilich nicht. Niemand, der ihr auf der Straße begegnete, blieb stehen, um ihr nachzusehen. Wer aber nur zehn Minuten mit ihr gesprochen hatte, war von der Anmuth ihres Lächelns, dem gütigen Blick ihrer Augen und dem Klang der Stimme so gefesselt, daß er nicht daran dachte, in den Zügen ihres Gesichts irgend eine Linie zu finden, die nicht dem strengen Canon weiblicher Schönheit entsprach.

Ihr Haar war früh ergraut, sie war zwei Jahre älter als ihr Gatte. Aber sie erschien dennoch jugendlicher durch eine stille Feuerkraft ihrer Natur, die immer bereit war, hervorzubrechen, wenn ein sittliches oder Menschheitsinteresse in Frage kam, wie sie auch die

Seele aller Veranstaltungen und Einrichtungen zum Wohle der mehreren tausend Arbeiter ihres Mannes war. Die sehr ausgebreitete geistige Bildung, die sie im Hause ihrer Eltern genossen hatte, suchte sie eher zu verbergen, als damit zu glänzen, und besaß in hohem Grade die Kunst, zuzuhören und kluge Männer beredt zu machen. Wurde aber einmal eine Saite in ihr berührt, die ihr tiefstes weibliches und humanes Empfinden aufregte, ein Mensch, den sie achtete, ungerecht beurtheilt, engherzig philisterhafte Vorurtheile vertheidigt, so konnte sie ihrer Entrüstung so flammende Worte leihen, daß jeder Widerspruch verstummte und man sie wie eine vom Geist ergriffene Priesterin oder Seherin anstarrte.

Niemals aber trat ihre tiefste Seele ihr leuchtender in die Augen, als wenn auf ihren Mann die Rede kam. Es war nicht zu viel gesagt, daß sie ihn vergötterte, und sie machte auch kein Hehl daraus, daß er ihr als die Krone der Schöpfung erschien. Als ich so vertraut mit ihr geworden war, um mir einen Scherz mit ihr erlauben zu können, und ihr einmal sagte, wenn sie ihren Mann einen Mord begehen sähe, würde sie das für eine sehr löbliche Handlung halten, lachte sie erst und versetzte dann ganz ernst: ich würde mich allerdings wundern, daß er zu einem so blutigen Mittel gegriffen hätte, dann aber mir sagen, er hat gewiß seine Gründe dafür und jedes Schwurgericht muß ihn freisprechen.

Ob er in völlig gleichem Maaße die enthusiastische Liebe seiner Frau erwiderte, war mir nicht ganz gewiß. Auch seine Augen waren von einem warmen Glanz erleuchtet, wenn sie den ihren begegneten, und daß er ihren vollen Werth erkannte, sah Jeder, der *sie in ihrer* Häuslichkeit beobachten konnte. Doch da

in jedem Liebesbunde Einer der Gebende, der Andere der Empfangende ist, konnte ich nicht im Zweifel sein, wie hier die Rollen vertheilt waren. Ja die schon erwähnte Melancholie, die an dem trefflichen Mann zuweilen zu bemerken war, ließ mich glauben, daß er doch wohl noch unerfüllte Wünsche im Herzen trug, während die Frau im Besitz dieses Mannes den Gipfel menschlicher Glückseligkeit erreicht zu haben schien.

Als ich einmal von dieser Beobachtung gegen meine Patientin etwas erwähnte, wurde sie sehr ernst. Ja, sagte sie, das ist die einzige Wolke an unserem hellen Firmament. Wir haben keine Kinder. Ich selbst, obwohl ich mir Mutterglück leidenschaftlich wünschte, als ich heirathete, habe mich in das Versagte gefunden, da ich durch den Besitz dieses Mannes so überschwänglich reich geworden bin, daß ich es vermessen fände, mich nicht vollauf damit zu begnügen und mein Herz unausgefüllt zu fühlen. Aber er — er läßt es mich nie empfinden, großherzig wie er ist, obwohl ich weiß, daß er es schmerzlich entbehrt. Sie brauchen ihn nur zu sehen, wenn er sich mit Kindern unserer Freunde und Bekannten einläßt. Er ist selbst im Grunde seines Herzens ein Kind, wie alle genialen Menschen. Er gäbe die Hälfte seines Lebens darum, wenn er ein junges Leben von seinem Fleisch und Blut auf seinem Schooße wiegen, einen Sohn zu seinem Nachfolger erziehen könnte, oder, wenn der Knabe dem Vater, der ja zum Geschäftsmann nicht geboren war, nachartete, ihm den freien Weg ins Leben öffnen dürfte. Und nun hat er eine Frau, die — —

Sagen Sie, lieber Doctor, ist es auch Ihre Ansicht, daß es mir für immer versagt sein soll, meinem geliebten Mann dies sein höchstes Glück zu gewähren?

Ich war, wie gesagt, erst nach der zweiten unglücklichen Entbindung ins Haus gekommen und hatte, wie der Fall lag, mir nur von meinem Collegen berichten lassen, der als Specialist Bescheid wußte, nachdem er zum zweiten Male der Frau in ihrer schweren Stunde beigestanden. Er war überzeugt, daß sie es nicht überleben würde, wenn sie sich der Gefahr zum dritten Mal aussetzte, und hatte dies auch dem Gatten vorgestellt. Seitdem waren vier Jahre vergangen, neun Jahre hatte ihre Ehe bestanden.

Ich wagte natürlich kein entscheidendes Urtheil abzugeben, bezog mich aber auf die Diagnose meines Collegen, dessen Einsicht und Erfahrung ich respectieren müsse. Zum ersten Mal sah ich die verehrte Frau in eine düstere Schwermuth versinken. Sie hatte offenbar noch eine Hoffnung genährt, die sie durch ein Wort von mir bestätigt zu sehen gewünscht und geglaubt hatte. Ich gab mir alle Mühe, sie zu beruhigen. Nein, sagte sie, es ist umsonst. Kein Glück auf Erden soll vollkommen sein. Aber gerade, wo so unermeßlich viel beschert ist, empfindet man das Fehlende desto schärfer. Ich darf nicht daran denken, wenn ich ihm und mir das noch erhalten soll, was wir besitzen.

Sie kam dann nicht mehr darauf zurück und schien sich nach und nach sogar mit ihrem Schidsal ausgesöhnt zu haben. Wenigstens zeigte sie ihrem Mann und der Gesellschaft, die sich in ihrem Hause einfand, das heiterste Gesicht, und nur ich bemerkte, wie in unbewachten Augenblicken zuweilen ein Schatten ihre Stirn überflog und ein verstohlener Seufzer sich ihrer Brust entrang, der darauf deutete, daß sie doch eine Aufgabe zu lösen hatte, die ihr nicht immer leicht wurde.

Es war ein gesellschaftlich sehr lebhaft und glänzen-

der Winter, und ich konnte mich nicht immer der Frohne entziehen, daran theilzunehmen. Doch kam ich gewöhnlich erst spät und stahl mich früh wieder weg. So auch eines Abends, nach einem mühevollen Tagewerk, da mir die verehrte Frau zur Pflicht gemacht hatte, bei einem häuslichen Concert nicht zu fehlen, woran sich für das junge Volk eine kleine Tanzerei anschließen sollte. Von dieser entbinden Sie mich wohl, scherzte ich, es sei denn, Sie versprächen mir den ersten Walzer.

Nein, sagte sie, zu tanzen brauchen Sie nicht, aber Sie müssen sich einer Dame vorstellen lassen, die zum ersten Mal in unserm Hause erscheint, wie sie auch erst vor kurzem zum Besuch einer Freundin in die Stadt gekommen ist.

Sie nannte mir den Namen und fügte hinzu, es sei eine junge Wittwe, die vor drei Jahren ihren Mann verloren habe nach einer kurzen unglücklichen Ehe, da der Gatte, ein Diplomat in glänzender Stellung, schon krank gewesen sei, als er das Fräulein heimführte.

Ich gehorchte natürlich und bereute es nicht. Die junge Frau, die ich kennen lernte und sogar zu Tisch führte, machte mir den angenehmsten Eindruck. Sie hatte ein reizendes Gesicht und die anmuthigste, noch fast mädchenhafte Gestalt, und daß sie im Gespräch eher zurückhaltend war und mehr ihre großen Augen als den schönen, etwas blassen Mund sprechen ließ, stand ihr sehr liebenswürdig, als einer Fremden in diesem Kreise, in dem sie sich erst orientieren mußte.

Die Hausfrau behandelte sie mit besonderer Freundlichkeit, der Hausherr, der sonst auf Bällen nur die Wand decorierte, ließ sich sogar herbei, mit ihr zu tanzen. Ich hörte aus einer Gruppe von Damen, die sich darüber wunderten, eine sagen, die Fremde sei eine Jugend-

bekannte des Hausherrn, dem beim Wiedersehen auch die Erinnerung an frühere Tanzabende wieder erwacht sein werde.

In der That sah es hübsch aus, wie die Beiden sich bei den Klängen des Flügels über das Parquet bewegten. Der sonst so ernste und zerstreute Mann schien von der ungewohnten gymnastischen Übung an Leib und Seele ermuntert und förmlich verjüngt zu sein.

Als ich am anderen Vormittag kam, mich zu erkundigen, wie die Hausfrau nach dem gelungenen „Zauberfest" geschlafen habe, fand ich sie in ihrem Boudoir auf dem kleinen Kanapee sitzend, die Hände, was man an ihr nicht gewohnt war, müßig in den Schooß gelegt. Bei meinem Eintritt fuhr sie wie aus einem Traum auf und nickte mir mit einem Lächeln zu, das etwas mühsam erschien.

Sie fragte sogleich, wie ich mich gestern Abend unterhalten und wie mir meine Tischnachbarin gefallen habe.

Ich sagte alles gute Beste von ihr, wie ich es der Wahrheit schuldig war, und sie nickte zustimmend.

Sie haben ganz Recht, sie ist ein ungewöhnlich anziehendes Wesen, und man kann begreifen, daß sie als junges Mädchen meinen Mann erobern mußte.

Ihren Mann?

Gewiß. Sie waren sogar schon im Stillen verlobt. Ihre Mutter aber trat dazwischen, es hieß, weil die Tochter als Katholikin keinen Protestanten heirathen sollte, nach einer anderen Version, weil die Mutter sich selbst in den Freier verliebt hatte und ihrem Kinde diesen Mann nicht gönnte. Genug, sie mußten einander entsagen. Damals war mein Mann erst achtundzwanzig Jahre, zehn Jahre älter als seine Braut. Er trug die Wunde lange

mit sich herum, und als er drei Jahre später sich um mich bewarb, ahnte ich nichts davon. Wer weiß, ich hätte mir damals vielleicht nicht den Muth gefaßt, das Bild dieser Jugendliebe aus seinem Herzen zu verdrängen.

Das arme Mädchen blieb ebenfalls drei Jahre unvermählt, bis sie auf Drängen ihrer Eltern sich zu der Ehe mit dem ihrer so wenig werthen Manne entschloß. Der Meine scheint erst durch die Gewißheit, daß jede Hoffnung für immer verschwunden sei, sich selbst in ein neues Band gefügt zu haben.

Nein, lieber Doctor, es war kein bloßer dépit amoureux. Er hatte mich wirklich sehr liebgewonnen, er glaubte, wenn nach jener ersten Flamme ihn eine Frau noch glücklich machen könne, würde ich es sein. Und ich denke, seine Hoffnung ist nicht getäuscht worden. Aber freilich, der Zauber einer ersten Liebe, zumal wenn er so wenig auf einer bloßen Illusion beruht, wie in diesem Falle, ist übermächtig, und Sie müssen gestehen, mit diesem entzückenden jungen Geschöpf kann eine alte Frau mit grauen Haaren den Vergleich nicht aushalten.

Sie dürfen mich nicht einer kleinlichen, gehässigen Eifersucht zeihen. Wie käme ich dazu? Seines Herzens bin ich ja sicher. Wenn seine Sinne mir untreu werden, kann ich's ihnen verdenken? Ich thue ja nichts, sie an mich zu ketten, könnte ja auch nichts thun. Und wär's nicht unnatürlich, wenn er, da das in jungen Jahren geliebte Gesicht wieder auftaucht, gewaltsam sich gegen den alten Zauber wehrte? On revient toujours — das ist ein altes Naturgesetz. Nein, Doctor, wenn ich ihn glücklich sehe durch dies unverhoffte Begegnen, wäre ich ja nicht werth, ihn zu besitzen, wollte ich's ihm durch Neid und Eifersucht verkümmern. Ich fürchte nur auf die Länge — sie beide sind zu jung, um

ohne Wunsch zu sein — und dann, wenn ich sehe, daß sie zu kämpfen haben — aber denken wir einstweilen noch nicht daran. Ein so reicher Mensch wie er — warum soll er nicht zu allem, was er besitzt, auch das noch bekommen, ohne daß er das Gleichgewicht darüber verliert? Und übrigens wird der Besuch der Jugendfreundin nur wenige Wochen dauern.

Sie wurde wieder heiter, und ich ließ mich von ihrer Zuversicht anstecken, da ich es überhaupt für etwas Undenkbares hielt, daß man neben dieser Frau noch für andere schwärmen könne.

* * *

So vergingen ein paar Wochen, in denen mir die Sache ziemlich aus dem Sinne kam. Nur einmal begegnete ich dem Ehepaar und der jungen Frau in einem anderen Hause. Diesmal beobachtete ich scharf den Mann in seinem Betragen gegen die Jugendgeliebte. Ich konnte nicht das Geringste wahrnehmen, was den Verdacht einer unter der Asche wieder aufglimmenden Leidenschaft bestätigt hätte. Er war gegen sie höflich und ritterlich, wie gegen alle Damen, suchte sich ihr aber nicht mehr als anderen zu nähern und setzte sich, als wieder ein wenig getanzt wurde, zu den Herren ins Rauchzimmer.

Ich war also nicht wenig erstaunt, als ich etwa drei Wochen später zu der Frau gerufen wurde und sie sehr leidend traf. Sie habe sechs Nächte hinter einander keinen Schlaf gefunden, ich müsse ihr dazu verhelfen, oder sie werde verrückt.

Da sie sich, nachdem sie jenes zweite Mißgeschick überstanden und sich meinen Rathschlägen gefügt hatte,

der gleichmäßigsten Gesundheit erfreute, begriff ich sofort, daß der Grund ihrer nervösen Erschütterung in der Seele zu suchen sei. Und sie dachte auch nicht daran, mich darüber zu täuschen.

Beklagen Sie mich! sagte sie. Ich bin leider nicht die tapfere Frau, als die ich mich Ihnen bei unserem letzten Gespräch dargestellt habe. Auch jetzt freilich ist's etwas Anderes als gemeine Eifersucht, was mir die Ruhe raubt: die Erkenntniß, daß ein Schicksal über mich hereinbricht, das unabwendbar ist, das Niemand verschuldet hat und das doch drei Menschen unglücklich machen wird, wenn nicht alle drei guten Willen und klaren Sinn behalten. Ich habe die Augen offen gehabt und erkannt, was die Beiden sich vielleicht selbst noch nicht eingestehen, daß sie für einander bestimmt sind und elend werden, wenn sie, wie die zwei Königskinder, getrennt bleiben sollen. Ihn kenne ich ja so genau wie mein eigenes Herz und sehe ihn kämpfen unter großen Schmerzen, da sein altes Gefühl für mich es ihm zur Pflicht macht, der neuen Gewalt nicht zu weichen. Auch sie, die eine reine und feine Natur ist, ergiebt sich nicht wehrlos in das plötzlich über sie Hereingebrochene. Aber so rechtschaffen sie sich betragen, sie leiden dabei, und ich bin die Ursache dieser Leiden.

Ich würde meinem Manne vorschlagen, meiner Gesundheit wegen, die eine Luftveränderung nöthig mache, zu reisen, seinen Bruder oder einen ihm sehr nahe stehenden Geschäftsfreund zu besuchen, was er längst vorhatte. Aber in dieser Jahreszeit — und es wäre auch feige und zugleich dumm, denn was könnte es helfen? Er nähme die Wunde mit, und wenn wir zurückkehrten, wär's das alte Lied, vielleicht nur noch gesteigert durch die Entbehrung. Und wie käme ich mir

vor, daß ich mein theures mir vor Gott und Menschen gehörendes Gut in Sicherheit bringen wollte vor Händen, die danach griffen und die ein älteres Recht darauf haben könnten!

Lieber Doctor, fuhr sie fort, helfen Sie mir zu einem zehnstündigen traumlosen Schlaf, damit ich meinen Kopf, der in Stücke zu gehen droht, wieder befestigen kann und dann einen klaren gesunden Entschluß fassen, so viel Herzblut es mich auch kosten möchte.

Ich gab ihr alle guten Worte, die mir kommen wollten, sie hörte sie wie abwesenden Geistes an und sagte nur: Wir wollen sehen, morgen. Wenn Ihr Pulver seine Schuldigkeit thut, werde ich auch die meine thun.

* * *

Als ich sie am nächsten Vormittag wieder besuchte, fand ich sie blaß und ernst, aber ihre Augen flackerten nicht mehr, und ihr Puls war normal.

Ich danke Ihnen sehr, lieber Doctor, sagte sie mit einem herzlichen Druck ihrer kalten Hand. Sie haben mich wieder zu mir selbst gebracht. Ich habe geschlafen wie ein Todter. Nun aber, wie bei einem Menschen, der wieder auferstanden ist, sind meine Augen ganz hell und können auch ins Trübe blicken, ohne überzugehen. Lassen Sie mir nur noch ein wenig Zeit, alles ganz wie es am besten ist einzurichten. Ich kann jetzt noch nicht darüber reden. Vielleicht ist morgen schon alles in Ordnung.

So entließ sie mich.

Ich hatte aber ein schweres Herz. Bei dem heroischen Charakter dieser Frau war ihr das herbste Mittel zuzutrauen, aus der tragischen Collision herauszu-

kommen. Und doch brachte ich's nicht über die Lippen, darauf hinzudeuten und ihr vorzustellen, wie sie an sich, ihrem Manne, all ihren Freunden sich versündigen würde, wenn sie das Äußerste thäte, um ihrem Mann die Freiheit wiederzugeben. Ich wußte, sie würde jedenfalls von niemand anders auf eine Warnung hören, als von ihrem eigenen Herzen.

So trieb es mich am nächsten Tage schon früh wieder zu ihr, und ein Stein fiel mir vom Herzen, als der Diener mir sagte, die gnädige Frau lasse mich bitten, einzutreten.

Sie saß auf ihrem gewohnten Platz und streckte mir mit einem schwachen Lächeln die Hand entgegen. Es ist vollbracht! sagte sie mit einer sanften, fast schüchternen Stimme, wie wenn sie fürchtete, wegen dessen, was sie gethan, gescholten zu werden. Sie wissen zuviel, lieber Doctor, um nicht alles zu wissen. Und überdies, Ihre Freundeshülfe ist uns nöthig, wenigstens vielleicht in der Zukunft.

Und nun erzählte sie mir, ohne daß die Bewegung sie übermannte, denn ihre Augen blieben trocken, was sich am gestrigen Tage ereignet hatte.

Sie hatte bald, nachdem ich sie verlassen, ihren Mann in seinem Zimmer aufgesucht. Sie fand ihn an seinem Schreibtisch, da er um diese Stunde sonst im Comptoir zu sein pflegte. Er hatte an einem Brief geschrieben, den er bei ihrem Eintritt rasch in die Mappe zurückschob.

Ich bemerkte es wohl, sagte sie; wir hatten sonst nie ein Geheimniß vor einander. Ich wußte, an wen er geschrieben hatte, that aber nicht dergleichen. Es war ja nun alles eins. Sein Gesicht war bleich, er grüßte mich aber mit seinem alten liebevollen Lächeln, nur ein wenig schmerzlich.

Ich ſetzte mich auf den Lehnſtuhl neben dem Schreibtiſch, meinem gewöhnlichen Platz, wenn ich etwas Intimes mit ihm zu beſprechen hatte. Dann fing ich gleich an, obwohl ich mühſam athmete, und ſagte ihm alles. Daß ich wohl wahrgenommen hätte, wie es um ihn ſtehe, wie er ſich redlich bemüht habe, gegen das Wiedererwachen der alten Liebe anzukämpfen, um meinetwillen, und wie er in dieſer Zeit ſeine zarten Rückſichten gegen mich, ſein Bemühen, mir jeden Wunſch an den Augen abzuleſen, verdoppelt habe. Doch ſei es ihm nicht gelungen, mir zu verbergen, daß die Andere mir den Platz in ſeinem Herzen ſtreitig mache und ältere Rechte in Anſpruch nehme. Ob ich darin irre, oder ob es wirklich ſo ſei?

Er hatte mich mit geſenktem Haupt angehört. Dann ſagte er: es iſt ſo. Wenn ich es beſtreiten wollte, würde ich die erſte Lüge ſagen, ſeitdem du meine Frau geworden biſt.

Nun, wenn es ſo iſt, verſetzte ich, ſo darf es nicht ſo bleiben. Ich kann mich nicht darein ergeben, dich mit einer Anderen zu theilen. Eine von uns muß zurücktreten, und da ich weiß, daß du nie mehr glücklich ſein würdeſt, wenn ich dich zum Verzichten auf dies wieder aufgewachte übermächtige Gefühl nöthigen wollte, ſo muß ich gehen. Oder weißt du eine andere Löſung?

Doch wohl, ſagte er ſcheinbar ruhig. Wenn du leſen willſt, was ich eben geſchrieben habe —

Er zog das Blatt wieder aus der Mappe und reichte es mir. Es war wirklich ein Brief an ſie, doch nicht, wie ich geargwöhnt hatte, ein leidenſchaftliches Bekenntniß ſeiner Liebe. Daß er ſo für ſie wieder zu fühlen *begonnen* hatte und ſicher war, ſie erwidere es, ſetzte

er nur voraus, als etwas, worüber sie Beide sich klar geworden. Doch werde sie einsehen, daß sie Beide sich nicht tiefer in dies Irrsal verstricken dürften. Er habe eine Frau, deren Glück und Frieden ihm höher stehe, als jeder eigene Wunsch. Wie sehr diese Frau jedes Opfer werth sei, habe sie selbst erkennen müssen. So bitte er sie, durch ihre rasche Entfernung ihm seine Pflicht zu erleichtern; er habe ihr das schriftlich sagen müssen, da er Aug' in Auge ihr gegenüber vielleicht nicht die nöthige Kraft dazu gehabt hätte. Und somit würden sie sich nie wiedersehen, um ohne Vorwurf ferner an einander denken zu können.

Sie können sich vorstellen, lieber Doctor, in welcher Erschütterung ich dies Bekenntniß las. Ich gab ihm das Blatt zurück, es blieb eine Weile still zwischen uns, dann sagte ich: Wenn ich dich je geliebt habe, thue ich's heute nur noch mehr. Aber da ich fühle, daß du mir theurer bist, als das, was du mein Glück und meinen Frieden nennst, so bestehe ich nun erst recht darauf, dich frei zu geben. Wir haben keine Kinder. Das erleichtert den schweren Entschluß, uns zu trennen. Du bist aber noch jung genug, ein neues Lebensglück dir gründen zu können mit einem Weibe, das deiner werth ist und dir Kinder schenken wird, die du von mir nicht zu hoffen hast.

Er schwieg wieder ein wenig, dann sah er mich innig an und sagte: Du bist die gütigste, edelste Seele von der Welt, aber auch eine große Thörin. Wir sollen uns scheiden lassen? Aber dazu gehören Zwei. Wenn ich nun mich weigere, was willst du machen? Und ich weigere mich. Was die Welt dazu sagen würde, wenn wir plötzlich auseinander gingen, ist das Letzte, woran ich denke. Aber zum Lohn für die unendliche Liebe und Treue, die ich von dir erfahren habe, dich einsam im

Leben ſtehen zu ſehen — wie brächte ich das übers Herz, von meinem Gewiſſen zu ſchweigen? Und dann, der Richter, bei dem wir unſeren Willen vorbrächten, wird nach Gründen fragen. Sollen wir gegenſeitige Abneigung vorſchützen? Er würde dazu lachen, da es allbekannt iſt, wie innig und einig wir bisher gelebt haben. Oder willſt du durch bösliche Verlaſſung den oſtenſiblen Grund dazu geben und die Schuld auf dich nehmen? Oder ſie mir zuſchieben, indem du mich einer Verletzung der ehelichen Treue anklagteſt, die kaum in Gedanken beſtand und durch dieſen Brief widerlegt wird?

Nein, liebes Herz, es iſt da kein Ausweg, als daß wir alle unſere Gefühle bezwingen und es der Zeit überlaſſen, den Aufruhr, der unſer friedliches Leben verſtört hat, zu beruhigen. Ich werde den Brief abſenden, und alles wird wieder gut werden.

Während er ſprach, überkam auch mich wieder die Hoffnung, das Alles ſei möglich. Dann aber ſtellte ſich mir das Bild unſerer Zukunft, wenn ich eingewilligt hätte, ſo lebhaft vor Augen, daß ich dieſe ſchmeichelnde Illuſion entſchloſſen von mir wies und mich in meinem Entſchluß beſtärkte.

Liebſter, ſagt' ich, gieb es auf, das Unmögliche mir als möglich darzuſtellen. Du haſt Recht in allem, was du von der Löſung der unhaltbaren Situation durch eine gerichtliche Scheidung ſagſt. Das hindert aber nicht, daß ich dennoch zurücktrete und dich frei gebe. Wir ſind Niemand über unſere ſittlichen Handlungen Rechenſchaft ſchuldig, als Gott und unſerem Gewiſſen. Wenn wir im Stillen thun, was wir vor der Welt nicht ohne Verdacht und Mißverſtändniß thun können, weil die fremden Augen nicht in unſer Inneres zu blicken vermögen, ſo iſt das unſere Sache. Von heute an werde ich aufhören,

dich als meinen Gatten zu betrachten, auch wenn ich äußerlich neben dir fortlebe. Du aber sollst mich ansehen, als ob ich gestorben wäre und dir als Wittwer das Recht zustände, ein neues Herzensbündniß zu schließen. Ich bin überzeugt, auch deine junge Freundin wird, wenn sie das erste Erschrecken vor dieser ungewöhnlichen Lösung überwunden hat, sich dir nicht versagen. Ihre Liebe zu dir ist zu alt und zu tief gewurzelt, um nicht alle Bedenken zu überwinden. Wenn aber das eintrifft, was ich hoffe und wünsche, daß eurer heimlichen Gewissensehe ein Kind entspringt — das will ich vor der Welt als m e i n Kind betrachten und ich weiß, daß Gott mir die Kraft geben wird, weil es d e i n Kind ist, es wie ein eigenes zu lieben.

* * *

Sie können denken, meine verehrten Freunde, wie diese Eröffnungen der edlen Frau auf mich wirkten.

Was sie als das Einfachste und Natürlichste hinstellte, schien mir auf den ersten Blick völlig unmöglich und abenteuerlich, und ich hielt mit dieser Meinung auch nicht zurück. Ich stellte ihr vor, daß es undenkbar sei, das Geheimniß zu bewahren, und welch allgemeine Verurtheilung ein so unerhöres Verhältniß auch von freier denkenden Menschen erfahren würde. Was ihr Mann dazu gesagt habe, fragte ich. — Er habe ähnliche Gegengründe geltend gemacht und den Gedanken weit von sich gewiesen. Sie zweifle aber nicht, ihn endlich dafür zu gewinnen. — Und wenn wirklich ein Kind ans Licht bringt, was so fein gesponnen ist? — Das lassen Sie m e i n e Sorge sein, Doctor, und auch ein wenig die Ihre. Denn ich rechne auf Ihre Hülfe.

Ich darf doch? fragte sie, mit einem so rührend flehenden Blick, daß ich in die dargebotene Hand einschlug, ohne zu wissen, was ich versprach.

Ich verließ sie und der Kopf brannte mir von allem, was ich gehört hatte und worüber ich nicht ins Reine kommen konnte. Ich bewunderte den entsagenden Heldenmuth der herrlichen Frau, konnte mich aber der Furcht nicht erwehren, daß sie etwas unternommen habe, was über ihre und jedes Weibes Kraft ging. Wir leben nicht mehr in den Zeiten des Grafen von Gleichen, und ob dessen erste Gattin ihren Mann so vergöttert hat, wie diese, und durch seine zweite Frau so viel verloren, bezweifelte ich.

Indessen — auch wenn ich noch so sicher gewesen wäre, daß die Sache unglücklich enden müsse, ich sah keine Möglichkeit, helfend und abwehrend einzugreifen, und hatte auch keine Befugniß dazu. So blieb ich für mich und wartete mit banger Spannung die weitere Entwickelung ab.

Als ich nach längerer Zeit doch wieder als Hausarzt mich nach dem Befinden meiner Patientin erkundigen wollte, hörte ich, sie habe bald nach meinem letzten Besuch die Stadt verlassen und ihre Landwohnung bezogen, obwohl es noch früh im Jahre war. Sie leide an den Nerven und bedürfe der tiefsten Ruhe.

Dasselbe wiederholte mir auch ihr Mann. Ich glaubte zu bemerken, daß er mich für eingeweiht hielt. Er sprach wenigstens, wie er mir gegenüber noch nie gethan, in tiefer Bewegung von seiner Frau und stellte sie so hoch über alle ihres Geschlechts, als wolle er der Dankbarkeit Luft machen für ein Opfer, das er ihr nie genügend vergelten könne. Ich stimmte lebhaft ein und erlaubte mir zu sagen, sie gehöre zu den heroischen

Naturen, die vor keiner Unmöglichkeit zurückschreckten, wenn es das Wohl geliebter Menschen gelte.

Da diese Beiden keine Geheimnisse vor einander hatten, mochte sie auch nicht verschwiegen haben, daß sie mich ins Vertrauen gezogen.

Von der jungen Frau hörte ich, daß sie das gastliche Haus ihrer Freundin verlassen und eine eigene Wohnung bezogen habe.

* * *

So ging alles einstweilen ohne Aufsehen seinen Gang.

Nach etwa drei Monaten aber erhielt ich ein Billet aus dem Landhaus, wohin sich die Entsagende zurückgezogen hatte. Sie bat mich um meinen Besuch, sie habe mir etwas Wichtiges mitzutheilen.

Der Mann war, wie ich wußte, jeden Sonntag zu ihr hinausgefahren. Ich selbst hatte mich draußen nicht sehen lassen.

Es war ein herrlicher Frühlingstag, als ich hinauskam, der große Garten, der das Haus umgab, stand schon im vollsten Flor. Als ich eintrat, begegnete mir die Herrin nahe beim Gitterthor, wie wenn sie mich ungeduldig erwartet hätte.

Sie trug ein einfaches dunkles Kleid, um das graue, noch immer reiche Haar ein weißes Spitzentuch. Das Gesicht, das mich darunter anblickte, schien mir um ein Jahr gealtert, obwohl sie mich mit einer heiteren Miene begrüßte. Aber ich sah, daß das Lächeln ihr nicht vom Herzen kam.

Ich danke Ihnen, daß Sie gleich gekommen sind, lieber Doctor, sagte sie. Kommen Sie, wir wollen nach meinem Lieblingsplatz am Weiher gehen, wir sind dort ungestört, und die Luft im Hause beklemmt mir den

Athem. Sie sollen nachher mein Herz untersuchen, es ist nicht recht in Ordnung, zuweilen denk' ich, es schlägt mich noch todt; es wäre nicht das Schlimmste.

Sie sprach rasch und aufgeregt und ließ mich nicht zu Worte kommen.

Es ist nun Alles, wie ich es gewünscht hatte. Ich hatte freilich noch einen schweren Kampf, erst mit ihm, denn er blieb lange all meinen Vorstellungen und Bitten taub, einen noch schwereren aber mit ihr. Sie ist wirklich ein seltenes Geschöpf, von einer Reinheit und Tiefe der Empfindung, dabei trotz aller schweren Lebenserfahrungen schüchtern und in Vorurtheilen befangen, wie ein Kind, daß ich Mühe hatte, sie zu der Erkenntniß zu bringen, Alles, wie ich es geplant, sei möglich und nöthig. Nöthig zu seinem Glück — das gab endlich den Ausschlag. Denn so bitter es mir war, selbst dazu mitzuwirken, daß sie das annehmen möchte, was ich verlor, es rührte mich doch zu sehen, wie beglückend ihr mein Geschenk erschien, und ein Trost war mir's, daß es in so gute Hände kam. Und endlich half meiner Überredungskunst der Wunsch ihres eigenen Herzens. Wir umarmten uns unter tausend Thränen. Es war wohl die seltsamste Scene, die zwischen zwei Rivalinnen sich je abgespielt hat.

Dann habe sie hier draußen in größter Weltabgeschiedenheit gelebt, um sich mit ihrem Schicksal zurecht zu finden. Zudringliche Besuche wies sie ab, unter dem Vorwand eines Nervenleidens. Nur ihre alte Albine hatte sie mitgenommen, eine so vertraute langjährige Dienerin, daß sie sich nicht scheute, sie in das Geheimniß einzuweihen, was auch für die Folge unerläßlich gewesen wäre.

Die treue Alte habe den Kopf geschüttelt und ihrer

Herrin Vorwürfe gemacht, den Herrn vollends, wenn er allwöchentlich herauskam, mit stummer, zorniger Miene empfangen und dann immer der Gärtnersfrau seine Bedienung überlassen. Am liebsten hätte sie ihrer angebeteten Frau den Dienst gekündigt, aber das Mitleid und die alte Anhänglichkeit überwogen.

Ich bin mir wie Josephine vorgekommen, sagte die Frau mit einem trüben Lächeln. Auch die wurde ja in Malmaison von Napoleon fleißig besucht, als er schon wieder vermählt war. Aber damals war's nur die Staatsraison, die einen Thronerben verlangte, und sie hatte auch nicht mit freiem Entschluß in die Scheidung gewilligt. Sie glauben nicht, Doctor, welcher Trost es ist, was man leidet, seinem eigenen Willen zu verdanken, dem Bewußtsein dessen, was man höheren Pflichten schuldig ist. Das hält mich aufrecht und schafft mir das bekannte „sanfte Ruhekissen", von dem mich nur manchmal ein kleiner Herzkrampf aufschreckt. Die Nerven, die bösen Nerven!

Und in den letzten zwei Nächten spuken sie besonders ungeberdig.

Vorgestern, am Sonntag, da ich seinen Besuch wieder erwartete — wir verkehren dann ganz traulich wie intime alte Freunde mit einander, die sich alle Erlebnisse mittheilen und sich in jedem Punkt verstehen — nun, diesmal kam statt seiner ein Brief. Was darin stand, hatte er nicht das Herz gehabt, mir mündlich zu sagen, obwohl es mich weder überraschen noch betrüben konnte: mein Wunsch und meine Hoffnung war auf dem Wege sich zu erfüllen, seine junge Frau sollte Mutter werden.

Sie verstummte ein paar Minuten lang. Ich sah, daß sie sich Gewalt anthun mußte, ihre Bewegung zu bezwingen.

Sie werden das begreifen, Doctor, fuhr sie fort, ich bin noch immer so viel Weib geblieben trotz aller tapferen Vernunft, so viel *sein* Weib, daß mich bei der Nachricht ein häßlicher neidischer Schmerz durchzuckte. Aber Gott gab mir Kraft, das zu überwinden. Ich konnte schon eine Stunde nach Empfang des Briefes die Antwort schreiben, daß ich ihm herzlich Glück wünsche und nun erst sähe, wie richtig ich gehandelt zu unser aller Besten. Das Weitere, um es glücklich hinauszuführen, solle nun *meine* Sorge sein.

Und dabei hab' ich auf Sie gerechnet, Doctor.

Ich sah sie rathlos an.

Sie haben mir versprochen und die Hand darauf gegeben, mir zu helfen, wenn es so weit wäre. Nun ist die Zeit gekommen.

Sie begreifen, daß unseres Bleibens hier nicht lange mehr ist. Das Geheimniß ist hier nicht zu bewahren, man mag es anstellen so klug und sorgsam man will. Da hab' ich an Sie gedacht.

Und nun erinnerte sie mich daran, daß ich ihr von einem in Paris lebenden Freunde und Collegen erzählt hatte, der an der Küste der Betragne ein reizendes Landhaus besaß, wohin er mich einmal eingeladen. Wenn ich es von ihm erlangen könnte, daß er ihr und der jungen Frau das Haus für den Sommer überließ, so daß sie dort, unbekannt und unbeobachtet, das Weitere abwarten könnten, wären sie vor jeder Entdeckung sicher. Nur die alte Albine würde sie mitnehmen und ärztliche Hülfe aus Paris kommen lassen, vor allem aber den Namen tauschen, so daß sie dort den ihrer Nachfolgerin annähme, diese aber unter ihrem Namen ihr Kindchen zur Welt brächte. Wäre sie dann genesen, so könnten *sie ruhig zurückkehren*, das Kind, das sie als ihres ihrem

Manne ins Haus brächte, bei ihr gewartet und gepflegt werden, und die rechte Mutter, die ja schon dadurch vor der Welt ein Anrecht auf diesen Vorzug erworben, daß sie der Frau in die Ferne gefolgt, um ihr Beistand zu leisten, werde ohne Verdacht zu erregen nach Herzenslust täglich kommen und ihr Mutterherz am Anblick des kleinen Wesens erquicken können.

Ich gestehe, daß mir die Sache erst nicht in den Kopf wollte.

Es war nicht das erste Mal, daß mein Beistand angerufen wurde, um die Folgen eines Fehltrittes vor der Welt zu verbergen. Hier aber war's doch viel complicierter. Eine doppelte Lüge war nothwendig, die dann lebenslang fortgesetzt werden mußte. Wenn man sich über die sittliche Seite der Sache beruhigte — wie man alle praktischen Folgen in der Gewalt haben sollte, ließ sich nicht vorhersehen. Vor Allem aber schien mir die Rolle, die die verehrte Frau dabei zu spielen hatte, so schwer, daß sie mein tiefstes Mitgefühl erregte.

Sie schien mir das am Gesicht zu lesen.

Seien Sie meinetwegen unbesorgt, theurer Freund, sagte sie. Ich werde bis zu Ende meine Schuldigkeit thun und für jede Schwierigkeit Rath zu finden wissen. Was mir allein Kummer macht, ist die Lüge, die meiner innersten Natur widerstrebt. Damals, als ich das erste Opfer brachte, hatte ich mir nicht klar vorgestellt, wozu ich mich dadurch verpflichtete, daß eine lange, häßliche Komödie nöthig sein würde, um das, was ich angefangen, durchzuführen. Nun aber kann ich nicht mehr zurück. Der fromme Betrug, wie man es ja zu nennen pflegt, wenn Jemand zu einem guten Zweck gegen die Wahrheit sündigt, wird mir freilich stets das Gewissen bedrücken. Aber nichts, was ein Glück ist, erhält man umsonst, und

so theuer der Preis ist, ich werde ihn ohne Murren bezahlen.

Die Augen leuchteten ihr bei diesen Worten, und eine warme Röthe stieg ihr in das blasse Gesicht.

Ich ergriff ihre Hand und küßte sie. Nie war mir eine Frau so verehrungswürdig erschienen, die doch vom geraden Wege so weit abgeirrt war und es nicht beschönigte.

Ich danke Ihnen, sagte sie, daß Sie mich nicht verdammen. Und was ich weiter von Ihnen erwarte, soll Sie möglichst wenig belasten. Das Gerücht, das ich selbst verbreiten werde, eine längst aufgegebene Hoffnung scheine doch noch einmal sich erfüllen zu sollen, wird auch zu Ihnen dringen. Sie brauchen dann nur mit einem bedeutsamen Achselzucken zu antworten und zu sagen, jedenfalls hätten Sie darauf gedrungen, daß ich diesmal fern von jedem anstrengenden Menschenverkehr stärkende Seeluft athme, und das Haus in der Bretagne in Vorschlag gebracht. Das wird Allen einleuchten, und an dem, was weiter geschieht, bleiben Sie völlig unbetheiligt. Wollen Sie darauf eingehen?

Wie hätt' ich es abschlagen können!

* * *

Ich kann meine lange Erzählung mit wenigen Worten zu Ende bringen.

Der ganze romanhaft künstliche Plan wurde ohne jede Störung durchgeführt, dank der Klugheit und nie versagenden Geistesgegenwart der Frau, die ihn ersonnen. Im Herbst kam die Nachricht, daß sie einem Knaben das Leben gegeben. Der Mann schrieb es mir und bat mich, die Anzeige bei den Bekannten zu besorgen. Er

war hingereist, um den Frauen beizustehen, von denen die eben Entbundene dort für seine Gattin galt. Ein paar Monate später, erst gegen Weihnachten, kam das Paar mit dem Kinde zurück. Dessen wahre Mutter hatte noch einen Besuch bei Freunden in einer anderen Stadt gemacht.

Sie blieb auch der Taufe fern, und ich selbst konnte mich trotz der dringenden Einladung, eine Pathenstelle zu übernehmen, nicht dazu entschließen und nahm auch an der Feier nicht theil. Ich brachte es denn doch nicht über mich, in der Komödie mitzuspielen. Die Frau dankte mir's hernach mit einem stummen Händedruck.

Sie litt offenbar schwer unter dem trugvollen Zustand, den sie selbst gewünscht und geschaffen hatte. Wie bitter mußte ihr der Zwang sein, den sie vor der Welt auf sich nahm, die Glückwünsche der Freundinnen, die das ihr so spät zu Theil gewordene Mutterglück nicht genug preisen konnten und in dem Gesicht des kleinen Menschenkindes ihre Züge erkennen wollten. Ich fand darin eine andere Ähnlichkeit. Aber da der liebe kleine Kerl die braunen Augen des Vaters hatte, blieb seine wahre Herkunft — vorläufig wenigstens — verborgen.

Die junge Frau kam denn auch nach einiger Zeit zurück. Jedermann fand es natürlich, daß diese Freundin, die der vermeintlichen Mutter des Kindes den großen Dienst erwiesen, sie in die Bretagne zu begleiten, sich häufig in ihrem Hause sehen ließ und ihre Zärtlichkeit für den lieblichen Kleinen nicht verbarg. Der Mann war noch stiller und ernster als früher, doch nur beflissener, seiner Frau zu zeigen, wie sehr er sie verehrte.

Sie nahm es mit einem müden Lächeln hin.

Lachen hörte man sie nicht mehr.

Als es Frühling wurde, bestand sie darauf, in das

Landhaus hinauszuziehen, und verbat sich dort freundlich aber entschieden allzu häufige Besuche. Man fand das natürlich. Seit der Entbindung hatte man bemerkt, daß sie die frühere Kraft und Frische nicht wiedergewonnen, und hoffte, Ruhe und Stille werde sie im Sommer wieder herstellen.

Es traf aber nicht ein. Nur das Kind gedieh prächtig in der reinen Luft des Gartens und war bald so schwer geworden, daß es der j u n g e n Frau überlassen werden mußte, es spazieren zu tragen. Beide Frauen aber lebten scheinbar in schwesterlicher Liebe und Vertraulichkeit neben einander, und Niemand hätte den Schmerz geahnt, der die Ältere durchzuckte, wenn sie das Knäbchen die rechte Mutter anlachen sah.

Dann verschlimmerte sich plötzlich der Zustand. Eine Influenza kam hinzu, die damals epidemisch auftrat. Was ich thun konnte, dagegen anzukämpfen und die zarte Lebenskraft zu stärken, erwies sich völlig ohnmächtig, ohne daß irgend ein Organ schuld daran war. Die alte Albine freilich hat mir später den Schlüssel des Räthsels gegeben. Die Frau habe immer weniger Nahrung genommen und all meine belebenden Mittel stillschweigend bei Seite gelegt.

Wenige Tage vor ihrem Ende rief sie mich nahe an ihr Bett und sagte mit halb erloschener Stimme: Ich muß Ihnen noch einmal danken, theurer Freund. Sie haben einen großen Antheil daran, daß ich ruhig sterben kann und um die Zukunft meines geliebten Mannes mir keine Sorge zu machen brauche. Es wäre freilich besser gewesen, Gott hätte mich früher aus dem Leben abgerufen. Es hätte dann keinen Zwiespalt in mir gegeben zwischen dem, was ich für meine Pflicht hielt, und meinem Widerwillen gegen Lug und Trug. Aber

wenn ich dieſen bisher beſiegt habe, für die Zukunft reichte meine Kraft dazu nicht aus. Das erſte Mal, als ich von dem unſchuldigen Mündchen des lieben Kindes mich Mama nennen hörte, fühlte ich, das ſei zu viel für mein Herz. Lüge aus Kindermund — ſo ahnungslos ſie ſein mag — es war, als dringe mir ein Gift ins Blut, und ich bin glücklich, daß man an Gift zu ſterben pflegt.

Sie ſchlief dann ſanft und heiter ein, nachdem ſie ihren Mann und ihre Nachfolgerin umarmt hatte. Die Beiden blieben zwei Jahre getrennt. Dann vermählten ſie ſich. Man fand es nur natürlich, daß der Wittwer ſeinem kleinen Sohn die Frau zur Mutter gab, die der Verſtorbenen eine ſo treue Freundin geweſen war.

Florian

(1907)

Im Winter 1849 auf 50, dem zweiten Semester, das ich an der Bonner Universität zubrachte, nachdem ich vorher zwei Jahre in Berlin studiert hatte, lernte ich einen jungen Studiosus der Medizin kennen, der mir um ein Semester voraus war.

Er hieß Florian S**, aus Düsseldorf gebürtig, der Sohn wohlhabender Eltern, und war aus Heidelberg, wo er seine Studien begonnen hatte, nach Bonn gekommen, sich hier zum Doctorexamen vorzubereiten. Doch seinem Äußern nach erschien er durchaus nicht als ein bemooftes Haupt, vielmehr als ein bescheidener Fuchs, der noch nicht lange das Gymnasium absolviert hätte. Eine zarte, schlanke Jünglingsgestalt, ein kleiner Kopf mit fast mädchenhaft weichen Zügen, nicht von regelmäßiger Schönheit, doch höchst anziehend durch den Ausdruck von jungfräulicher Reinheit und ernster Heiterkeit, bezaubernd, wenn er lächelte, so daß es kein Wunder war, wenn alle Mädchen sich in ihn vergafften. Auch bei den Frauen hätte er, wenn ihm daran gelegen gewesen wäre, die leichtesten Siege gewonnen. Aber die höflich-kühle Art, mit der er allen weiblichen Verlockungen begegnete, überzeugte seine Verehrerinnen bald, daß alle Liebesmüh' an dem sonderbaren Schwärmer verloren war. Dabei erkannten seine näheren Freunde bald, daß in diesem *Apollino mit* dem glänzenden blonden Haarschopf eine

Feuerseele steckte, die überall hervorloderte, wo sich's um ein ideales Interesse, den Kampf mit dem Gemeinen, die Verachtung philisterhafter Vorurtheile handelte. Die schönen schwarzen Augen, sonst gewöhnlich sanft und fast schüchtern, konnten dann in drohenden Flammen auflodern, und der zarte Mund, von einem schwachen Bärtchen verschattet, Worte hervorströmen lassen, die frivole Spötter zum Schweigen brachten und den Gegner erkennen ließen, daß sie es in dem liebenswürdigen Jüngling mit einem ganzen Mann zu thun hatten.

Er hatte mich eines Tages angesprochen, als wir nebeneinander aus einem Colleg meines verehrten Lehrers und Freundes Jacob Bernays gingen, in dem er nur einmal aus Neugier hospitiert hatte. Denn seine Zeit war ausschließlich dem strengen Dienst seiner eigenen Wissenschaft gewidmet. Von da an entspann sich ein freundschaftliches Verhältniß, das mir sehr erfreulich war, obwohl es zu einer vollen Verbrüderung zwischen uns nicht eigentlich kommen wollte. Wir besuchten uns wohl dann und wann, er vertraute mir sogar eines stillen Abends auf meiner „Bude" an, daß er Verse mache, die wohl nichts werth seien, ihm aber nach harter Tagesarbeit mit ihrem Wohlklang das Blut beruhigten und die Seele erquickten, da er leider kein Instrument gelernt habe und doch der Musik bedürftig sei. Mir einmal etwas von seinen Gedichten zu zeigen, war er nicht zu bewegen.

Als ich ihn fragte, wie er bei seinen ästhetischen Neigungen dazu gekommen sei, sich gerade für das Studium der Medizin zu entscheiden, erwiderte er leicht erröthend, er habe eine Mutter, die er über alles liebe, die die herrlichste aller Frauen sei, doch seit Jahren an einer schweren inneren Krankheit leide. Der Gedanke, ihr vielleicht

helfen zu können, habe ihn gegen alles Grauen gestählt, das ihn anfangs im Operationssaal angewandelt habe, und überhaupt — das Loos der leidenden Menschheit zu lindern, scheine ihm der edelste und dankbarste Beruf.

Er zeigte mir bei dieser Gelegenheit die Photographieen seiner Eltern, die er immer bei sich trug. Den Vater hatte er vor zehn Jahren verloren. Er war Bankier gewesen, hatte sich aus kleinen Anfängen zu ansehnlichem Reichthum heraufgearbeitet; wie das unbedeutende, aber gütige Gesicht zeigte, einer der redlichen Arbeiter, die sich ihres Lohnes dankbar erfreuen und ihre Nächsten davon mitgenießen lassen. Florian, sein einziger Sohn, hatte keinen Zug von ihm, er war der schönen Mutter nachgeartet, nur die Bildung des Gesichtes weniger regelmäßig, doch ganz derselbe stille Ausdruck von Schwärmerei, der bei der Mutter an einen Madonnenkopf von Luini erinnerte.

Sie ist auch in der That eine Heilige, sagte der Sohn, dessen Augen an dem wohlbekannten Bilde mit einer Innigkeit hingen, wie ein Liebender an dem seiner Geliebten. Wenn ich Ihnen erzählen wollte, wie sie lebt, ganz zurückgezogen von der Gesellschaft, ihr Tag nur mit heimlichen Werken der Barmherzigkeit und ihrer Musik ausgefüllt, ihr Umgang auf einen ganz kleinen Kreis von Freunden beschränkt, Sie würden begreifen, daß ich kein anderes Lebensziel habe, als meine Studien zu beenden und dann neben dieser Mutter ohne alle ehrgeizigen Ansprüche meinem Beruf zu leben.

Wir hatten es trotz aller Vertraulichkeit noch nicht zum Du gebracht. Es sollte erst später dazu kommen, obwohl ich ihn bei dem kleinen Häuflein meiner Kameraden sogleich eingeführt hatte, mit denen ich abseits von Corps und Verbindungen ein munteres, geselliges Leben führte.

Wir waren unſer fünf oder ſechs, unſer Senior, doch nur dem Alter nach, da wir von allem ſtudentiſchen Comment uns frei hielten und den burſchikoſen Regelzwang als philiſterhaft verabſcheuten, war mein Freund Levin Goldſchmidt, der ſich ſpäter einen angeſehenen Namen gemacht hat und als Profeſſor des Handelsrechtes geſtorben iſt. Auch er, ein ernſter, aber durchaus nicht pedantiſcher und allen Humoren offener Charakter, fand an dem neuen Mitglied unſeres Bundes Wohlgefallen und behandelte Florian bald wie einen jüngeren Bruder, über deſſen ſchwärmeriſche Weltanſchauung er lächelte, ohne ſie zu bekämpfen. Bei unſeren Spaziergängen und kleinen Ausflügen in der auch im Winter ſo reizenden Umgegend ſorgte er für ihn, daß er ſich nicht erkälte oder übermüde, und auch die Anderen behandelten ihn wie ihren Benjamin, deſſen bloße Gegenwart, obwohl er bei unſern übermüthigen Poſſen und Thorheiten meiſt nur die Rolle des dankbaren Publikums ſpielte, Allen wohlthat und faſt unentbehrlich ſchien.

Doch auch an den drei Abenden in der Woche, wo wir uns regelmäßig beim Wein zuſammenfanden, fehlte er zuweilen, und wir fragten uns, was ihn wohl abhalten mochte, da er ſich in unſerer Mitte ſichtbar wohl fühlte. Einer von uns brachte uns endlich die Löſung des Räthſels. Er war ihm eines Nachmittags auf dem Wege nach Endenich begegnet in der Geſellſchaft eines würdigen Ehepaars, das nahe bei dem kleinen Dorfe ein ſtattliches Haus und einen anſehnlichen Rebengarten beſaß, und eine Tochter, die für eines der hübſcheſten Mädchen von Bonn und der Umgegend galt, aber von den Eltern wie ihr Augapfel gehütet wurde und auf den Tanzunterhaltungen oder in Concerten und Theateraufführungen nie

erschien. Auch in ihrem Hause war von Geselligkeit keine Rede. Vater und Mutter standen im Ruf großer Frömmigkeit, und sie zeigten sich mit ihrem schönen Kinde nur Sonntags und Feiertags bei den regelmäßigen Kirchgängen, von denen sie sofort wieder in ihr verschlossenes Heim zurückkehrten.

Wie unser Florian, der im Rufe stand, sich mit Mädchen nicht einzulassen, zu dieser „Poussage" gekommen war, konnten wir uns nicht erklären. Denn daß es nicht eine zufällige Begegnung gewesen war, leuchtete ein. Unser Kundschafter hatte gesehen, wie er mit dem Katrinchen — im Bonner Dialekt leider in das häßliche „Trinkche" entstellt — in eifriger Unterhaltung vor dem Elternpaare her wandelte, gegen seine Gewohnheit sehr gesprächig und so darein vertieft, daß er den vorbeikommenden guten Freund ganz übersah. Dann war er, am Hause angelangt, nicht verabschiedet, sondern eingeladen worden, einzutreten, und natürlich dadurch verhindert, sich bei uns einzufinden.

Den Mann hat's! citierte Einer von uns. Die Anderen wollten's ihm übelnehmen, daß er sich als einen Weiberfeind aufspielte und doch heimliche Liebeswege ging. Goldschmidt aber vertheidigte ihn, es sei wohl ein ernstliches Verhältniß, und wir würden gut thun, nicht darauf anzuspielen, wenn wir ihn nicht verscheuchen wollten. Mir aber wurde es klar, welchen Gegenstand seine heimliche Lyrik habe und warum er sich nicht entschließen konnte, damit herauszurücken.

* * *

Eines Abends, da wir in unserem Kneipchen saßen und uns schon darein ergeben hatten, daß er wieder

einmal ausbleiben würde, trat er doch noch ein, in Gesellschaft eines hochgewachsenen jungen Mannes, den er uns als seinen Landsmann und Jugendfreund, Doctor Hanno L***, vorstellte. Er habe vor Kurzem in Berlin seinen Doctor gemacht und möchte von den Prüfungsstrapazen auf einer kleinen Rundreise durch die angesehensten Universitätsstädte sich erholen, daneben noch einige Erfahrungen in den Kliniken berühmter Männer der medizinischen Wissenschaft sammeln.

Der neue Gast wurde natürlich freundlich willkommen geheißen, obwohl er auf den ersten Blick nichts Einnehmendes hatte. Sein scharfes, blasses Gesicht mit den hellen Augen unter dichten schwarzen Brauen hatte einen mephistophelischen Ausdruck, und an dem feinen, bartlosen Munde erschien zuweilen ein sarkastischer Zug, der ein beständiges Gefühl von Überlegenheit verrieth. Doch was er sprach, war immer bedeutend und durchaus nicht hochmüthig, so daß wir ihn bald interessant fanden und zuletzt ganz gemüthlich mit ihm verkehrten. Nur daß gerade an diesem jungen Mann unser Florian mit so bewundernder Freundschaft hing, war uns nicht recht begreiflich.

Daß dies aber der Fall war, erkannte ich bald, als ich mit Florian das nächstemal unter vier Augen auf den Freund zu sprechen kam.

Er erging sich in so enthusiastischen Ausdrücken über ihn, stellte seinen Geist und sein Wissen ebenso hoch wie seinen Charakter und sein Gemüth, das er freilich sorgfältig zu verbergen suche, daß ich nun begriff, weßhalb er zu keinem von uns ein so recht warmes Verhältniß gewinnen konnte, da dieser Freund, neben der vergötterten Mutter, sein Herz ganz ausfüllte.

Wir sahen ihn selbst nun auch seltener und dann

meist ohne seinen Intimus, der sich dafür in den Bonner Professorenkreisen umsah und, wie mir schien, im Interesse seiner eigenen Zukunft Verbindungen anzuknüpfen suchte, da er auf einen Lehrstuhl an irgend einer Universität hinarbeitete. Wir vermißten ihn weniger, als unseren Benjamin, fanden es aber sehr natürlich, daß der Jugendfreund vorging und ihn uns abtrünnig machte.

Seltsam aber schien es uns, daß wir erfuhren, Florian habe ihn auch im Hause seines heimlichen Schätzchens eingeführt. Wie er dort hinpassen sollte, da er aus seinen bis zum Cynismus gesteigerten Irreligionsansichten bei uns kein Hehl gemacht hatte — der Sohn der frommen Mutter schien auch hieran keinen Anstoß zu nehmen —, konnten wir uns nicht erklären. Offenbar war nur, daß sein schwärmerischer Anhänger ihm auch an dem Besten und Lieblichsten, das er selbst genoß, einen Antheil gönnen wollte.

* * *

Es ging nun schon auf den Frühling.

Wir saßen eines Abends fröhlich beisammen, um so traulicher, da auch Florian wieder einmal in unserer Mitte war. Diesmal ohne seinen Hanno. Der werde aber nachkommen. Er habe noch einer Einladung folgen müssen, der er nicht habe ausweichen können.

Die Stimmung unter uns ging schon in hohen Wogen, es war gegen Mitternacht und auch unser Benjamin durch Wein und lebhafte Gespräche mehr als sonst angeregt worden, als die Thür sich öffnete und der Verspätete hereintrat.

Wir erschraken über seinen Anblick.

Sein sonst so bleiches Gesicht war dunkel geröthet,

seine Augen blutunterlaufen, das wirre Haar hing über die Stirn herein, und die Mütze war ihm schief auf den Hinterkopf zurückgerutscht. Er nahm sie auch nicht ab und begrüßte uns auch sonst nicht, sondern stierte wie geistesabwesend, doch mit einem düstergrimmigen Blick an uns vorbei in eine Ecke. Dann warf er sich schwerfällig auf einen Stuhl, zog eine Cigarre heraus und fing schweigend an zu rauchen.

Uns allen versagte das Wort. Wir hatten stets seine kühle Gelassenheit und Selbstbeherrschung auch bei den hitzigsten Debatten bewundert. Was war geschehen, das ihn so verwandelt hatte? Offenbar kam er von einem Gelage. Wir hatten aber nie gesehen, daß der Wein ihn um seine Besinnung gebracht hätte.

Endlich faßte sich Florian.

Guten Abend, Hanno! Du kommst spät. Du scheinst aber deine Zeit gut angewendet zu haben. Der Herr Geheimrath — (bei dem er eingeladen gewesen) — muß einen guten Keller haben, und du hast ihm alle Ehre angethan.

Einige von uns versuchten zu lachen, um die peinliche Stimmung abzuschütteln. Hanno ließ kein Wort hören, nur ein dumpfes Knurren, auch sah er den Freund nicht an, sondern stieß nur dickere Rauchwolken aus und spie auf den Boden.

Lassen wir ihn! sagte Goldschmidt ruhig. Er ist müde und möchte ungeschoren bleiben. Wovon sprachen wir doch eben?

Aber Keiner nahm den abgerissenen Faden wieder auf.

Die Kellnerin trat ein und setzte, ohne erst die Bestellung abzuwarten, einen Schoppen von dem Wein, den Hanno gewöhnlich trank, vor ihn auf den Tisch.

Mechanisch griff er nach der Flasche und schenkte ein Glas voll, das er auf einen Zug hinuntergoß.

Ich beobachtete Florian. Er sah unverwandt mit traurigen, bangen Augen auf den Freund, der ihm plötzlich ein Fremder geworden zu sein schien. Sein Nachbar richtete eine leise Frage an ihn, er überhörte sie. Jetzt aber, als Hanno hastig sein Glas wieder füllte, stand er auf, ging um den Tisch herum und trat dicht vor ihn hin.

Komm, Hanno! sagte er mit einer Stimme, in der eine tiefe innere Bewegung zitterte, trink nicht mehr, wir wollen nach Hause gehn. Es ist spät, und du hast genug.

Der Andere hob seinen Kopf, der auf die Brust gesunken war, maß den vor ihm Stehenden mit einem drohend feindseligen Blick und sagte, die Worte heiser hervorstoßend: Du hast Recht, ich habe genug — genug von dir und deiner falschen Freundschaft! Hebe dich weg von mir!

Wir trauten unseren Ohren nicht; der es gesprochen, war offenbar schwer betrunken und seiner Sinne nicht mächtig. Doch auch so — seinem Busenfreund gegenüber — was mochte die alte Liebe plötzlich in Haß verwandelt haben? Denn Haß wie auf einen Todfeind loderte in dem stechenden Blick, den er auf den Ahnungslosen gerichtet hielt.

Lieber Alter, sagte dieser, nachdem er sich von der ersten Bestürzung ein wenig gesammelt hatte, red jetzt nichts mehr, was du sagst, spricht ein böser Geist aus dir, Gott weiß, welchen vergifteten Wein du getrunken hast. Komm nur und laß dich zu Bett bringen. Morgen lachen wir über diese Possen.

Possen? rief der Andere mit höhnischem Gelächter. *Jawohl, eine* schöne Komödie hast du mir aufgeführt,

aber das Gift, das ich getrunken habe, hast du mir eingeschenkt, ja, du mit dem unschuldsvollen Gesicht und der sanften Heuchelmiene. Oder kannst du leugnen, daß du mich niederträchtig belogen und betrogen hast?

Er war aufgesprungen und hielt sich mühsam am Tisch. Auch wir Anderen waren von unseren Sitzen aufgefahren. Nur Florian blieb ruhig dem Wüthenden gegenüber, so sehr es in seinem Innern gären mochte, und erwiderte laut, aber mit überlegener Fassung: Ich verzeihe dir alle deine Schmähungen; du weißt nicht, was du sprichst. Wenn nicht alles, was wir lange Jahre miteinander getheilt haben, eine Lüge gewesen ist, so wirst du erkennen, daß deine Beschuldigung, ich hätte dich belogen und betrogen, Wahnsinn ist.

So? lachte Hanno. Wahnsinn? Nein, mein Sohn, ich weiß ganz genau, was ich sage. Oder hätt' ich's nur geträumt, daß ich dich gefragt habe, ob du verlobt seist, und du mir betheuert hast, es sei kein Gedanke daran?

Eine helle Röthe übergoß Florian's Gesicht. Er schwieg einen Augenblick. Dann kam es offenbar mühsam von seinen Lippen: Du hast Recht, das habe ich gesagt.

Und gelogen wie ein Schelm und Schurke. Hahaha!

Ja, fuhr Florian fort. Ich sagte dir nicht die Wahrheit, ich durfte sie nicht sagen, da ich mein Wort gegeben hatte, die Verlobung geheimzuhalten bis nach dem Doctorexamen. Wer dir's nun doch verrathen hat, ist mir unbegreiflich.

O, mein werther Herr, die Sache ist sehr einfach; ich weiß es aus der besten Quelle: keine Geringere als das schöne Fräulein Braut in eigener Person hat mich in das saubere Geheimniß eingeweiht.

Katarine? Unmöglich!

Unmöglich, aber wahr. Warum sollte sie auch eine

Mördergrube aus ihrem zarten Busen machen, mir gegenüber, dem Busenfreunde ihres edlen Verlobten? Daß d e r es übers Herz brachte — nun, es gibt eben falsche Freunde, hahaha!

Komm endlich zu dir! rief der so tödlich Gekränkte mit tiefem Nachdruck. Wenn ich den Eltern das feierlich gegebene Wort gehalten habe, so habe ich nur meine Ehrenpflicht gethan. Wäre es in solchem Falle nicht erlaubt, ja geboten, die Wahrheit zu verleugnen, so wäre jedes Versprechen der Geheimhaltung illusorisch, so müßten wir Jedem, der in unser Inneres einbrechen wollte, die Thüre selbst aufmachen. Niemand hat ein Recht, mir abzulisten, was ich verschweigen will.

Brav, mein Sohn! Vortrefflich! Ganz der vom Vater ererbten Jesuitenmoral würdig. Der Zweck, eine reiche Braut heimzuführen, muß natürlich auch das Mittel der offenbaren Lüge heiligen. Wohl bekomm's, frommes Kind! Ich aber erlaube mir, dich hinfort gründlich zu verachten. Gute Nacht! Ich bin mit dir fertig!

Halt! stieß Florian mit flammendem Blick und machtvoller Stimme hervor, da der Andere sich schwankend nach der Thür wendete, i ch bin noch n i ch t fertig mit dir. Erst mußt du das Wort zurücknehmen, das du über meinen Vater gesagt hast. Eine Jesuitenmoral hätt' ich von ihm geerbt? Welcher Handlung seines ehrenwerthen Lebens kann man einen so schnöden Vorwurf machen?

Der Andere, schon die Hand an der Klinke, blieb stehen und sah mit einem dämonischen Grinsen auf den Fragenden zurück. Es war zweifellos, daß er die Gegenwart von uns Anderen völlig vergessen hatte und nur ihn sich gegenüber sah.

Dein Vater? Welchen meinst du? Den richtigen oder den — haha! — den angeheiratheten, unter-

geschobenen? Dieser war freilich ein Biedermann, der in seinem Geschäft sich nie die kleinste Unregelmäßigkeit zu schulden kommen ließ. Dafür war der, dessen Blut in deinen Adern fließt, ein desto gewitzigterer Schüler Loyola's, schon ex officio, als Mitglied der hochheiligen Societas Jesu, und so ist's kein Wunder, daß du erblich belastet bist. Wie? Schlägst du nun die Augen nieder? Hast du kein Wort mehr, mich einer niederträchtigen Verleumdung zu zeihen? Oder solltest du wirklich diese saubere Geschichte zum erstenmal von mir hören? So gehe zu deiner frommen Mutter, der Heiligen, und frage sie, ob sie nicht, ehe sie dem Herrn Gemahl am Altar Treue gelobt, ein zartes Verhältniß mit dem hochwürdigen Pater N. N. gehabt habe, bei Gelegenheit seiner berühmten Missionspredigten, und dann froh war, daß der feine Seelenhirt das verirrte Lämmlein noch zur rechten Zeit in den legitimen Pferch einer ehrbaren Heirath in Sicherheit brachte. Vielleicht freilich wirst du auf deine Frage auch nur eine jesuitische Antwort erhalten. Dann erlaube ich dir, mich gleichfalls zu verachten. Übrigens bin ich zu jeder anderweitigen Genugthuung bereit. Für heute hätten wir uns wohl nichts mehr zu sagen.

Er drückte sich die Mütze fester auf den Kopf, nickte noch einmal zurück und riß die Thür auf. Im nächsten Augenblick hörten wir ihn mit schweren Schritten durch den Gang stapfen und aus dem Hause verschwinden.

* * *

Wir waren nach der furchtbaren Scene in starrem Entsetzen zurückgeblieben. Ein paar Minuten lang wagte Keiner sich zu rühren oder ein Wort zu sagen, das die lähmende Stille unterbrochen hätte. Unser aller Augen

waren auf den unglücklichen Freund gerichtet, der ebenfalls wie versteinert so stehen geblieben war, wie der Feind ihn verlassen hatte. Sein Gesicht, so viel ich davon sah, war todtenfahl, die Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck ins Leere gerichtet. Das ungeheure Mitleid mit dem Armsten drohte mich zu ersticken.

Ich machte endlich eine Bewegung zu ihm hin; so leise es geschah, schien er es zu fühlen, denn er wandte sich langsam halb nach uns um und sagte mit einer unaussprechlich rührenden sanften Stimme: Warum seid ihr Alle so stumm und verstört? Bedauert ihr mich, daß ich eben etwas so Unerhörtes erleben mußte, von Einem, den ich bisher für einen der vollkommensten Menschen und meinen treuesten Freund gehalten habe? Ihr solltet vielmehr i h n bedauern, denn wenn er aus seinem Rausch aufwacht, wird es ihm furchtbar sein, daß er in seiner Besessenheit so verrückte Dinge gesagt und so lächerliche Beleidigungen gegen mich geschleudert hat. Denn, da's nun doch einmal heraus ist: Ja! das mit meiner Verlobung hat seine Richtigkeit. O, ich sehe ganz klar, wie er dazu gekommen ist und das schüchterne Mädchen dazu gebracht hat, unser Geheimniß zu verrathen. Längst hatt' ich ihm angemerkt, daß sie's auch ihm angethan hatte. Doch nahm ich's nicht ernst. Ich wußte, daß ein unschuldiges Kind wie das Katrinchen nicht sein Genre ist, dachte, ihn reizt nur einmal der gerade Gegensatz zu den durchtriebenen, koketten und üppigen Weibern, mit denen er's bisher zu thun gehabt hat. Nun wird's ihm doch über den Kopf gekommen sein, er ist heimlich hinausgegangen und hat sich ihr erklärt, da er wußte, die Eltern waren heute ausgebeten. Und da hat sie, um ihm nicht so ohne Grund einen Korb geben zu müssen, ihm eingestanden, daß wir Zwei verlobt seien. Das hat

ihn furchtbar getroffen. Er ist eitel und glaubt, Keine könne ihm widerstehen. Dann hat er sich irgend wohin gesetzt und den Ingrimm und die Beschämung im Wein zu ersäufen gesucht. Wie er mich aber wieder zu Gesicht bekam — nun, ihr habt's ja miterlebt. Alles könnt' ich ihm verzeihen — er war ja nicht zurechnungsfähig — das aber, daß er den Namen meiner Mutter — auf den Knieen soll er mir's abbitten — diese schandbare Verleumdung, die er sich rein aus den Fingern gesogen, bloß um mich an dem Punkt zu verletzen, wo ich am verwundbarsten bin. Denn diese Frau — wenn ihr sie kenntet — daß irgend ein Flecken jemals an ihr Gewissen und Betragen gekommen sei — wenn es nicht eine so tückische Lüge wäre, müßte man wie über das Hirngespinst eines Tollhäuslers darüber lachen.

Er hatte sich außer Athem geredet und schwieg erschöpft. Keiner von uns sagte ein Wort. So fest wir von seiner Wahrhaftigkeit überzeugt waren — etwas Gewaltsames lag in seiner ganzen Art, zu reden und sich zu bewegen, und wie er nach seinem Platz zurückging und sein Glas hastig austrank, sah ich etwas Fieberhaftes in seinen Augen flackern, das mir nicht gefiel.

Du kannst ganz ruhig sein, Florian, sagte jetzt Levin Goldschmidt. Er soll dir vor unseren Augen Abbitte leisten und sich zu jeder Satisfaction bereit erklären. Daß wir uns sämtlich verpflichten, von dem Vorgefallenen nicht ein Wort verlauten zu lassen, versteht sich von selbst.

Er antwortete nicht sogleich. Er war in düsteres Sinnen versunken, dann ging er nach der Thür.

Ich dank' euch, liebe Freunde, sagte er, uns zunickend. Mit ihm werde ich schon fertig werden — auch mit mir. Es hat mich nur so überfallen, ich muß es erst beschlafen

— hoffentlich. Gute Nacht! Heute kommt's ja doch nicht mehr zu einer rechten Stimmung. Verzeiht mir, daß ich die Ursache war, euch den Abend zu verderben. 's ist wahrhaftig nicht gern geschehen.

Damit öffnete er die Thür und verließ uns.

Es sollt' ihm einer nachgehen, sagte Levin, er könnte irgendwie Schaden nehmen. Ich will selbst —

Laß mich es thun, sagt' ich. Ich kenn' ihn am besten von uns allen und stehe dafür, daß ihm nichts zustößt.

Ich nahm rasch meine Mütze vom Haken und eilte hinaus.

Es war eine sternklare Märznacht, vom Rhein herüber kam ein frisches Wehen und kühlte meine erhitzte Stirn. Doch so scharf ich auf die Straße hinausblickte, Florian sah ich nicht. Erst als ich seinen Namen rief, löste sich eine dunkle Gestalt von der Wand eines Hauses, an der sie regungslos gestanden hatte, offenbar in ein tiefes Brüten versunken.

Du bist's, sagte er, als ich herankam. Ich bitte dich, laß mich. Ich kann jetzt kein Gespräch vertragen.

Wir wollen auch nicht schwatzen, ich will dich nur nach Hause bringen.

Wohin? Ich habe keine Stätte, wo ich mein Haupt hinlegen könnte. Ich wohne ja Thür an Thür mit ihm, da kann ich heute doch keinen Schlaf finden.

Gewiß, mein Junge, das hab' ich auch gedacht. Ich wollte dich auch nur zu mir bringen, auf meinem Sopha kannst du ruhig übernachten, wenn du nicht lieber in meinem Bette schlafen willst.

Er zauderte, meinen Arm anzunehmen. Ich möchte erst noch etwas frische Luft — die Nacht ist so schön —

Dabei merkte ich, daß er Mühe hatte, sich auf den Beinen zu halten.

Ohne längeres Parlamentiren schob ich meinen Arm unter den seinen und zog ihn fort. Ich konnte beim Schein einer Laterne sein Gesicht deutlich erkennen. Ein schmerzlicher Zug lag um den halbgeöffneten Mund, die Augen hatte er zugedrückt und überließ sich willenlos dahintaumelnd meiner Führung. Nur von Zeit zu Zeit zuckte eine leichte Erschütterung durch seine Glieder, doch sprach er kein Wort, und da ich ihn etwas fragte, antwortete er nur mit einem unverständlichen Laut.

* * *

So kamen wir nach meiner Wohnung in der Rheingasse.

Ich hatte gesehen, daß er barhaupt ging und unterwegs, da wir noch nicht weit von unsrer Kneipe entfernt waren, vorgeschlagen, noch einmal zurückzugehen, die Mütze zu holen, die er vergessen hatte. Er hatte heftig den Kopf geschüttelt, als ob es ihm Grauen machte, wieder den Ort zu sehen, wo er so Bitteres erfahren hatte.

Als wir in meine kleine Stube eingetreten waren, fiel er wie in tödlicher Ermattung auf das Sopha, lehnte sich zurück und antwortete auf Alles, was ich ihn fragte, nur mit einsilbigen Worten. Nur ein Glas Wasser, das ich ihm anbot, ergriff er begierig und sagte, als er es mir geleert zurückgab: Danke! Das hat gelabt.

Dann streckte er sich vollends aus und schloß die Augen. Ich breitete meinen Mantel über ihn und sagte ihm gute Nacht! Bald darauf glaubte ich aus seinen ruhigen Athemzügen schließen zu dürfen, daß er eingeschlafen sei.

Ich selbst fand noch stundenlang keinen Schlaf. Ich

lag in großer Sorge um den Freund und zersann mich, wie alles enden und glimpflich geschlichtet werden könnte. Denn das, was der liebevolle Sohn zur Entkräftung der Lüge gesagt, hatte mir den Stachel des Zweifels nicht abstumpfen können. Auch hörte ich zuweilen von dem Lager drüben einen Ton wie ein schmerzliches Seufzen. Auch er schien vor wühlenden Gedanken keine Ruhe zu finden.

Gegen Morgen aber verging mir das Bewußtsein und ich fiel in einen so tiefen Schlaf, daß erst die Sonne mich weckte. Als ich von meinem Kissen auffuhr, war mein erster Blick zu dem Schläfer drüben. Das Sopha, auf dem er geruht hatte, war leer.

Erschrocken sprang ich auf und zog mich eilig an. Wo mochte er hingegangen sein, als er sich davonschlich? Ich mußte hinaus, seine Spur aufzusuchen.

Meine Wirthin theilte mir mit, der junge Herr sei ihr im Flur begegnet, habe ihr aufgetragen, mir einen Gruß von ihm zu bestellen, und ich möge unbesorgt sein, er befinde sich ganz wohl. Es sei ihr aufgefallen, daß er eine alte Mütze von mir aufgehabt habe. Dann habe er hastig das Haus verlassen.

Mein nächster Gedanke war, in seiner Wohnung nach ihm zu fragen. Möglich, daß er, als er aufwachte, die Auseinandersetzung mit Hanno nicht einen Augenblick hatte aufschieben wollen. Als ich mich aber bei seiner „Phileuse" nach ihm erkundigte, hörte ich, er sei auch am Morgen nicht nach Hause gekommen, nachdem er die Nacht ausgeblieben. Nur der Herr Doctor sei um ein Uhr zurückgekehrt und scheine noch zu schlafen.

Ich wollte warten, bis er aufwache.

Sie führte mich in Florian's Zimmer. Ein seltsamer Schauer überlief mich, als ich in das kleine, sehr sauber

gehaltene Gemach eintrat, wo mich alles an den Freund erinnerte, der jetzt vielleicht — ich mochte es nicht ausdenken. Ich setzte mich an seinen Schreibtisch, auf dem ein Bogen der Doctordissertation lag, an der er arbeitete. An der Wand darüber hing ein Aquarellporträt seiner schönen Mutter, von einem frischen Kranz umgeben. Es stammte aus ihrer Mädchenzeit. Die Augen waren mit einem fragenden Ausdruck stiller Andacht auf den Beschauer gerichtet, ein Bild süßer Unschuld. Ich verstand, daß der Sohn sie als eine Heilige verehrte.

Nebenan, nachdem ich wohl eine Stunde gewartet hatte, rührte sich's endlich. Dumpfe Laute drangen durch die Thür, dann schien der Schläfer sich schwerfällig zu erheben, aber sogleich hörte ich harte Tritte über den Fußboden hin und her gehen — er mußte in Stiefeln sich auf das Bett geworfen haben und so eingeschlafen sein.

Als ich dann klopfte und auf ein mürrisches Herein! die Thür öffnete, sah ich die lange Gestalt mitten im Zimmer stehen, in dem Anzug, wie er gestern nachts bei uns erschienen war. Nur die Halsbinde hatte er abgerissen und das Hemd über der Brust geöffnet, es war ihm heiß geworden. Das Haar hing ihm wirr um den Kopf, das Gesicht war fahl und gedunsen; er gähnte, da ich eintrat.

Was wollen Sie? Ich bin so früh nicht zu sprechen. Wie können Sie sich herausnehmen — — ah, Sie sind's! Ich erkannte Sie nicht gleich. Darf ich fragen, was Sie zu mir führt?

Er hatte rasch seine gewöhnliche kühle Haltung wieder gewonnen.

Ich komme — wegen Florian.

Wegen Florian? Der wird in seinem Zimmer sein.

Er ist nicht darin, er hat bei mir übernachtet und heut Morgen sich heimlich weggeschlichen. Ich bin in Sorge, daß ihm etwas zugestoßen sein möchte, nach der Aufregung, in die ihn gestern Abend der Auftritt mit Ihnen versetzt hat.

Der Auftritt mit mir?

Er starrte mich mit verglasten Augen rathlos an.

Ich entsinne mich wirklich nicht — Sie müssen mir schon auf die Sprünge helfen — gestern Abend —? Sie müssen wissen, ich hatte des Guten etwas zu viel gethan — also bitte, sagen Sie mir — aber wollen wir uns nicht setzen?

Seine Ruhe empörte mich. Nicht viel besser als ein Mörder kam er mir vor, der kaltblütig erklärt, er erinnere sich nicht, einem Wehrlosen den Dolch ins Herz gestoßen zu haben.

Er hatte sich auf den Stuhl am Bett gesetzt und wies auf einen Lehnstuhl ihm gegenüber. Ich blieb aber stehen, und nun brach Alles aus mir heraus, was ich gegen ihn auf dem Herzen hatte.

Er hörte mich an, ohne eine Miene zu verziehen.

Als ich zu Ende war, schwieg er noch eine Weile. Dann sagte er mit heiserer Stimme: Wenn sich das Alles so verhält, und leider kann ich nicht daran zweifeln, so habe ich eine G e m e i n h e i t begangen, die nie wieder gut zu machen ist!

Bei diesen Worten stand er mühsam auf und ging ein paarmal, die Hände in den Hosentaschen, durch das kleine Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor mir stehen.

Sie kommen von ihm als sein Kartellträger?

Nein. Er hat mir Abends kein Wort mehr über Sie gesagt, und daß ich ihn heut' morgen nicht mehr gesehen *habe, wissen* Sie bereits.

Hm, machte er, was sollt' es auch helfen? Wenn er mir mit der Pistole einen vernichtenden Vortrag darüber hält, was man einem Freunde schuldig ist — ich natürlich würde in die Luft schießen — die Sache selbst wird dadurch nicht aus der Welt geschafft. Der arme Junge — es ist niederträchtig! Wie konnt' ich Elender — aber nein, ich war's ja nicht, der verfluchte Wein, der hat's auf dem Gewissen! Und freilich — auch er selbst war schuld daran. Warum hat er mich belogen? Glauben Sie, man schluckt eine solche Blamage so gleichmüthig hinunter wie ein Glas Limonade? Und doch, es war infam!

Er fuhr sich mit den Händen durchs Haar und nahm sein Hin- und Herrennen wieder auf. Endlich trugen ihn die Kniee nicht mehr, und er ließ sich aufs Bett fallen.

Da Sie mal hier sind, sagte er, sollen Sie wenigstens erfahren, wie's zugegangen ist. Ich erwarte von Ihrer Ehrenhaftigkeit, daß Sie keinen Gebrauch davon machen werden, gegen niemand, Sie verstehen. Ich will Ihnen, damit ich Ihnen wenigstens nicht schlechter erscheine, als ich bin, Alles sagen, wie's zwischen mir und ihm gestanden hat. 's ist ein Fall für einen Psychologen. Sehen Sie, dieser mein Jugendfreund — ich hab' ihn schon in den Schuljahren, wo ich ihm um zwei Classen voraus war, zugleich geliebt und gehaßt, nein, nicht gehaßt, nur beneidet. Er hatte Alles, was mir fehlte, seine Anmuth, seine Liebenswürdigkeit, eine reiche Mutter — meine war in sehr mäßigen Verhältnissen — eine ganz reine Seele voller Menschenliebe — bloß in einem war ich ihm über: an Verstand und Kenntniß der Menschen und der Weiber. Was ihn zu mir hinzog, habe ich nie begriffen, vielleicht das heimliche unverstandene Gefühl,

daß ich im Innersten unselig war und von niemand so recht geliebt wurde. Es ärgerte mich, ihm dankbar sein zu müssen. Hundertmal wollt' ich ihm seine zudringliche Freundschaft vor die Füße werfen, dann bracht' ich's nicht übers Herz, wenn ich ihm in das gute, ahnungslose Gesicht sah.

Haben Sie je von einem so verrückten Freundschaftsverhältniß gehört?

Mit seiner Mama ging mir's ähnlich. Ich konnte mich dem Zauber ihrer sanften Schönheit nicht entziehen und fühlte mich doch heimlich unwohl in ihrer Nähe, wie ein Mensch, der mit schmutzigen Schuhen in einen Tempel tritt. Meine Mutter war von früh an mit ihr befreundet gewesen, aber auch in ihr schien ein ähnlicher Zwiespalt zu bestehen, eine Art Eifersucht, da sie selbst weder hübsch noch von den Leuten so gepriesen war wie die Andere. Als eine simple Professorswittwe konnte sie keine sonderlichen Ansprüche machen.

Und so kam's einmal zu einer Aussprache zwischen uns über die verehrte Stadtheilige. Ich war sechzehn Jahre, hatte eben wieder davon reden hören, was Florian's Mutter an einer verarmten Familie gethan. Sie hat es freilich dazu, sagt' ich, aber Andere haben's auch und thun's doch nicht. Sie ist wirklich eine himmlische Frau!

Nun, sagte meine Mutter, so ganz ohne einen irdischen Zusatz ist sie Gottlob auch nicht. Es wäre ja sonst mit ihr nicht auszuhalten.

Ich wurde hitzig, und es fuhr mir so heraus, daß ich nicht begriff, wie sie so sprechen könne, da ja von einem Vergleich mit solch einer einzigen Erscheinung überhaupt keine Rede sei. Das regte sie auf, und nun gab ein Wort *das andere*, und sie vertraute mir unter dem Siegel der

tiefſten Verſchwiegenheit, was dem makelloſen Engel für eine Teufelsgeſchichte begegnet ſei.

Ich war außer mir und verteidigte ſie leidenſchaftlich. Daß ein ſo junges Weſen einem abgefeimten Verführer zum Opfer gefallen ſei, einem Seelenfänger von Profeſſion, der keine großen Künſte brauchte, auch zarte Leiber in ſein Netz zu ziehen, könne der armen betrogenen Unſchuld nicht zur Laſt gelegt werden. Was daran auch ihr zur Sünde gerechnet werden möchte, ſei durch ihr ferneres tugendhaftes Leben überreich geſühnt worden.

O, ſagte die Mutter, das wäre alles gut und ſchön, aber wirſt du auch das entſchuldigen, daß ſie dem guten einfältigen Manne, der ſie ſchon früher hoffnungslos geliebt hatte und den der Verführer leicht dazu brachte, ſeine eigene Sünde zu bemänteln, daß ſie dem nie geſtanden hat, was ſie ihm in die Ehe mitgebracht hatte?

Ich wollte erwidern, ſie habe das aus Schonung gethan. Der Gatte habe ſich's nun einmal ſelbſt zuzuſchreiben, daß er die Katze im Sack gekauft habe. Ich hatte aber doch nicht den Muth dazu, denn allerdings war das ein Makel auf dem Heiligenbilde, den ich mit keiner Sophiſtik wegzuwaſchen wußte.

Sobald es heraus war, fiel es meiner Mutter ſchwer aufs Herz, daß ſie das Geheimniß verrathen hatte. Der edle Pater hatte die Sache ſo fein eingefädelt, daß ſie wirklich völlig geheim geblieben war, und in Düſſeldorf wußte außer der einen intimſten Freundin kein Menſch darum. Nun ließ ſie ſich von mir die heiligſten Verſprechungen geben, es ſolle nie über meine Lippen kommen, und Sie werden mir hoffentlich glauben, daß es mir nicht ſchwer wurde, mein Wort zu halten. Wie ich Florian kannte, wußt' ich, was es auf ihn für einen Eindruck machen mußte, wenn er nur eine Ahnung davon

bekam, wie auf einen Gläubigen, dem plötzlich sein Himmel zusammenstürzt. Es ist ja eine übertriebene Sentimentalität, aber gerade die besten Menschen schließen mit ihrem Aberglauben keine Compromisse.

Und nun die Scene gestern Nacht! — —

Er fuhr vom Bett wieder auf, ging zu seinem Waschtisch und trank ein großes Glas Wasser aus. Erst nachdem er wieder eine Weile herumgerannt war, konnte er in seiner Beichte fortfahren.

Nur knirschend und widerstrebend gestand er mir, daß sich Alles so zugetragen, wie Florian es sofort vermuthet hatte: seine Werbung bei dem Katrinchen, der Ingrimm über die Abweisung, die Wuth gegen den Freund, dem er die beschämende Lection verdankte. Ich fühlte meinen eigenen Zorn gegen ihn verrauchen, das tiefste Mitleid überkam mich mit dem Armen, der sich in den heftigsten Selbstvorwürfen Luft machte, und ich wußte nicht, wer mir beklagenswerther erschien, er oder der Freund, den er so tödtlich verletzt hatte.

Wir saßen noch eine Weile beisammen, doch ohne viel zu sprechen. Was der nächste Tag bringen würde, war nicht abzusehen. Alles hing davon ab, wie Florian sich betragen würde. Wenn er nur überhaupt erst wieder zum Vorschein kam, nicht etwas Verzweifeltes gethan hatte!

Darüber beruhigte mich Hanno. Wie er ihn kenne, werde er der Mutter einen solchen Schmerz, ihren Sohn als Selbstmörder betrauern zu müssen, nie anthun.

* * *

Aber trotz seiner Versicherung, daß das Schlimmste nicht zu befürchten sei, konnte ich mich einer schweren *Bangigkeit* nicht erwehren.

Der Tag verging, ohne daß der Unglückliche selbst sich blicken ließ oder irgend eine Nachricht von ihm zu mir kam. Meine Freunde, die sich früh bei mir einfanden, um zu erfahren, wie wir die Nacht zugebracht hätten, waren in gleicher Sorge. Wir forschten unter der Hand nach ihm, überall, wo er sonst sich gelegentlich blicken ließ. Selbst im Hause Katrinchens wurde eine discrete Erkundigung angestellt. Niemand hatte ihn gesehen.

Am Abend des dritten Tages endlich kamen wir, da wir in unserer Stammkneipe beisammen saßen und die Sache hin und her erwogen hatten, zu dem Beschlusse, wenn bis zum nächsten Morgen keine Nachricht von seinem Verbleib gekommen, die Hülfe der Polizei anzurufen. Denn daß er sich etwa durch eine Wanderung ins Gebirge uns entzogen haben sollte, war nicht anzunehmen, da er im leichten Anzug fortgegangen und die Witterung noch rauh und unfreundlich war.

Als ich aber in sehr trauriger Stimmung ziemlich spät nach Hause kam und in mein Zimmer trat, fand ich die Lampe darin angezündet und unsern Verlorenen ruhig am Tische sitzend und in einem Buche lesend.

Ein Stein fiel mir vom Herzen. Ich begrüßte ihn wie einen von den Todten Auferstandenen und beschaute ihn vom Kopf bis zu den Füßen, ob es auch kein Gespenst sei, sondern der richtige Florian in Fleisch und Bein. Nur in seinem Gesicht war etwas, das mir nicht geheuer vorkam, ein aufgeregtes nervöses Lächeln, das seinen Mund seltsam verzerrte, ein fieberhaftes Leuchten in den Augen, die beständig zur Seite blickten. Auch drückte er mir matter die Hand, als er sonst zu thun pflegte.

Verzeih, sagte er, daß ich mich wie ein Dieb in der Nacht fortgeschlichen und dir sogar deine Mütze gestohlen

habe. Es litt mich aber nicht hier, ich mußte die Luft wechseln. Wohin anders sollte ich aber, als in meine Heimath, zu meiner Mutter? Ich wußte, der Ekel vor der Welt, der schneidende Schmerz, daß ich den Menschen verloren hatte, der mir der Theuerste gewesen war, das alles würde von mir abfallen, wenn ich mich wieder wie ein verirrtes Kind zu meiner Mutter flüchtete. Nun — das ist denn auch —

Er stockte. Erst als er durch einen Seufzer seine Brust erleichtert hatte, konnte er weitersprechen.

Das ist denn auch eingetroffen — natürlich — alles ist von mir abgefallen — ich bin wieder ganz gesund, ganz glücklich, jawohl, und sehe die Sache nun mit vollkommener Ruhe an. Es konnte ja nicht fehlen, daß ich der Mutter erzählte, was geschehen war, was mich zu ihr getrieben hatte. Die gute Frau — natürlich war sie empört — eine so furchtbare Verleumdung, so aus der Luft gegriffen — denn daß es gegen mich kaum der ausdrücklichen Versicherung bedurfte, der ganze abscheuliche Roman sei nichts als ein verrücktes Hirngespinst, vom Wein erzeugt — natürlich, das wirst du mir glauben, nicht wahr? Aber nun überkam sie die Angst, die alberne Geschichte möchte Folgen haben, ich würde ihn fordern, sie würde mich am Ende verlieren, und da drang sie mir das feierliche Versprechen ab, ihn nicht vor die Pistole zu fordern, ihn irgend sonst dazu zu bringen, daß er revociere und in einem demüthigen Schreiben für die unerhörte Beleidigung ihrer Ehre Verzeihung erbitte. Ich versprach Alles, bloß um sie zu beruhigen, die in einem Zustand war — ich kann dir das nicht beschreiben. Den ganzen Tag hatt' ich nichts zu thun, als sie zu trösten. Für mich selbst — wenn ich auch keinen Augenblick an *das Märchen* geglaubt hatte — schon der bloße Gedanke,

daß so etwas möglich sei, daß meine angebetete Mutter — mein guter Papa — und daß ich selbst die Frucht eines solchen Verbrechens —! O mein Gott, es war zu viel! Jetzt aber — jetzt natürlich war ja alles gut — alles wieder gut — und wie's nun auch weiter gehen mag —

Er verstummte wieder und starrte mit einem so düsteren Blick in die Flamme der kleinen Lampe, daß ich nicht daran glauben konnte, es sei wirklich alles gut, und er selbst glaube an Alles, was er mir gesagt hatte.

* * *

Wir blieben noch ein paar Stunden auf. Ich erzählte ihm von meiner Unterredung mit Hanno und daß ich ihn voll Reue und zu jeder Buße bereit gefunden hätte.

Das schien aber wenig Eindruck auf ihn zu machen. Wenigstens erhellte sich seine Stimmung nicht.

Siehst du, sagte er, was nun einmal geschehen, ist nicht aus der Welt zu schaffen. Ich muß dir gestehen, daß ich, obwohl ich das brutale sogenannte Gottesurtheil verabscheue, dennoch am liebsten ihn auf die Mensur forderte. Denn so lange einer von uns lebt, kann ich nicht zur Ruhe kommen. Einen Teufel in meinem liebsten Jugendfreund hassen zu müssen — denn ob er gelogen hat oder nicht, das bleibt doch, daß er die Absicht hatte, mich tödlich zu verletzen — das kann ich nicht verwinden. Und auch sonst — aber genug davon — mit Schwatzen wird es nicht besser. Wir wollen schlafen gehen — ich habe seit jenem Abend nicht recht schlafen können — aber endlich wird die Natur mir doch zu Hülfe kommen — Schlaf ist ja ihr Balsam für alle Lebenswunden — der einzige!

Auch das alles klang unheimlich.

Aber wir legten uns endlich zur Ruhe, und wirklich war er früher eingeschlummert, als ich selbst. Nur daß der Schlaf sein Fieber nicht gestillt hatte.

Denn als wir morgens zusammen frühstückten, fing er an, mich durch erzwungene Lustigkeit und vieles Reden über den Zustand seines Gemüths täuschen zu wollen. Vor Allem wollte er sich eine andere Bude suchen. Ich sollte ihm den Gefallen thun, gleich mit ihm auf Wohnungsschau zu gehen.

Doch da wir uns eben zum Ausgehen anschickten, brachte ihm sein Stiefelputzer ein Billet — von Hanno.

Er zitterte, da er das Couvert aufriß, und schickte den Mann hinaus, auf die Antwort zu warten. Lies du! sagte er dann. Es liegt mir ein Nebel vor den Augen.

Den Wortlaut des Schreibens habe ich nicht behalten. Es lautete aber ungefähr so: „Lieber Florian! Was ich Dir angethan habe, wirst Du mir nie vergeben können, wie ich selbst es nicht kann, obwohl der Rausch mich unzurechnungsfähig gemacht hatte. Der Himmel weiß, welcher Hintertreppenroman gegen die Jesuiten, den ich vor Jahren einmal gelesen, in meinem Gehirn noch eine Spur gelassen hatte, mir zu der niederträchtigsten Lüge und Beleidigung den Stoff gab, die ich gegen Deine allverehrte Mutter schleuderte. Ich erkläre hiemit, daß es eine schnöde Erfindung war, die ich zerknirscht revociere. Vielleicht begnügst Du Dich mit der Satisfaction, diese Erklärung denen mitzutheilen, die Zeugen meines unqualificierbaren Benehmens waren, so wie ich auch bereit bin, dieß mündlich zu wiederholen. Solltest Du damit nicht zufrieden sein, so versteht es sich, daß ich mich Dir unter jeder Bedingung, die Du vorschreiben möchtest, *zur Verfügung* stelle."

Nachdem ich gelesen hatte, saß er noch eine Weile, die Arme auf den Knieen und den Kopf in die Hände gestützt, regungslos vor sich hinstarrend. Dann ging er nach meinem Schreibtisch, nahm ein Blatt aus der Mappe und schrieb hastig die wenigen Zeilen: „Ich danke Dir für das, was Du mir geschrieben. Was bedarf es nach dieser Erklärung eines Weiteren zwischen uns? Wir werden es Beide nie verwinden und für ewig getrennt sein. Lebe wohl! Der Mensch ist nicht Herr seines Schicksals. Möge Deines leichter sein als das meine, da ich Dich mehr geliebt habe als Du mich. Leb wohl!“

Er steckte das Blatt hastig in den Umschlag und gab es dem Boten. Als er aufsah, schwammen seine Augen in Thränen, er warf sich auf das Sopha und schluchzte wie ein Mensch, den nichts wieder trösten kann.

* * *

Noch an demselben Tage hörten wir, daß Hanno abgereist sei. Gleichwohl wollte Florian nicht in die alte Wohnung zurückkehren. Wir fanden eine andere, ganz in meiner Nähe, doch vermied er es sichtbar, gute Nachbarschaft zu halten. Auch den anderen Freunden wich er aus und schützte vor, daß er keine Zeit verlieren dürfe, um allerlei Versäumtes zum Examen nachzuholen.

Als ich mir einmal zu fragen erlaubte, ob er seine Braut wiedergesehen habe, erröthete er und brauchte denselben Vorwand. Dann fügte er hinzu: Ich bin überhaupt noch nicht wieder so frei von der schweren Verstimmung, daß ich mich ihr zeigen könnte wie früher. Das heißt, heiter bin ich ja — warum sollte ich auch nicht? Es ist ja wieder alles gut — aber du begreifst, zuweilen fällt doch ein Schatten mir übers Herz, mit dem möchte ich das holde Geschöpf verschonen.

Heiter oder vielmehr lustig war er in der That, oder stellte sich so, wenn er einmal nicht umhin konnte, sich wieder unter uns sehen zu lassen. Hanno's Brief hatte ich in seiner Gegenwart den Freunden vorlesen müssen, keiner hatte eine Bemerkung daran geknüpft, auch unter uns hatten wir keine weiteren Betrachtungen über den Vorfall ausgetauscht, doch dachten wir wohl im Stillen alle dasselbe.

So gingen die Wochen hin.

Es war endlich voller Frühling geworden. In uns allen regte sich die Wanderlust; Florian aber war nicht zu bewegen, an unseren Streifereien durch Siebengebirg und Ahrthal theilzunehmen, immer sein „Ochsen" vorschützend.

Um so mehr wunderte mich's, daß er eines Tages, als wir zusammen durch die Stadt gingen, die Einladung eines guten Bekannten zum Stiftungsfest seines Corps mit einem gewissen Eifer annahm, der seltsam von seiner sonstigen Scheu vor lärmender Geselligkeit abstach.

Man muß zuweilen über die Schnur hauen, wenn man nicht ganz versimpeln und versauern soll, sagte er mit einem leichtsinnigen Lachen, das mir unheimlich war. Unter solchen Larven eine fühlende Brust zu sein, giebt einem das Gefühl seiner Menschenwürde wieder. Meine Mutter klagt ohnedies, daß ich ihr zu eintönige und ernsthafte Briefe schriebe. Eine recht vergnügliche Beschreibung dieser Suite wird ihr beweisen, daß ihr Sohn noch kein Philister geworden ist.

An dem bestimmten Tage holte ich ihn ab und fand ihn schon in einer munteren Laune wie lange nicht. Das Lokal des Festcommerses war der obere Saal eines Hôtels, das vorm Thor nah am Rhein gelegen war, und auf dem Wege dahin schien sich die ausgelassene Stimmung

Florians mehr und mehr zu steigern. Er summte allerlei Gassenhauer vor sich hin, nickte hübschen Mädchen zu, die uns begegneten, und betrug sich so ungebunden, wie wenn er schon von einem Gelage käme.

Bei unserem Eintritt in den reichverzierten Saal fanden wir das Fest schon in vollem Gange. Gleichwohl machte das Erscheinen Florian's, der bisher an keinem Commers theilgenommen hatte, ein gewisses Aufsehen, zumal er, obwohl er sich immer zurückhielt, sich einer allgemeinen Beliebtheit erfreute. Ein paar von den Älteren riefen uns zu sich und gaben uns einen Platz in ihrer Mitte, Andere tranken uns zu, und Florian kam Allen ohne Zögern nach. Bei den Liedern, die gesungen wurden, stimmte er fröhlich mit ein, und sein heller, weicher Tenor schwebte wie der unschuldige Gesang eines Frühlingsvogels über dem Brausen des Rundgesanges.

Ich ließ ihn nicht aus dem Auge, und immer ängstigender wurde mir seine übermüthige Lustigkeit. Denn manchmal, mitten zwischen allem Reden und Lachen, zuckte eine tiefe Trübung über sein Gesicht, und er drückte die Augen ein, wie um ein häßliches Bild zu verscheuchen. Als eben das „Gaudeamus" gesungen worden war und hie und da Einzelne aufstanden, um sich ein wenig zu lüften, raunte ich ihm zu: Wir sollten jetzt nach Hause gehen; ich denke, wir haben genug von der Herrlichkeit, und morgen früh werden wir's bezahlen. Auch ist das Fest ja auf seiner Höhe.

Wo denkst du hin? rief er überlaut. Die Höhe sollen wir ja erst erklimmen. Aber du hast Recht, ein bischen frische Luft wird uns gut thun. Ein entsetzlicher Qualm! Mich verlangt nach einem freieren Athemzug. Komm!

Wir standen auf, er faßte mich unter den Arm, und ich führte ihn die lange Tafel entlang, von der uns

allerlei Scherze zugerufen wurden, nach einem der Fenster, die auf den Rhein hinausgingen. Er riß die beiden großen Flügel hastig auf und sog mit einem tiefen Athemzug die reine Nachtluft ein, die über die Blütenbäume des Gartens unten süße Düfte heraufstrug. Das thut wohl! lallte er. Ja, mein Liebster, „Gaudeamus", so lange wir jung sind — wenn wir k ö n n e n. Aber warum sollten w i r's nicht können? Nur weil es dumme Gespenster gibt, die uns das Leben verleiden möchten? Ha, mich sollen sie nicht unterkriegen! Wie sagt Heine:

Ich lebe und bin noch stärker
Als alle Todten sind.

Aber horch!

Vom Rhein herüber hörten wir Gesang, ein Mendelssohnsches Lied von weichen, klaren Mädchenstimmen gesungen. Ein Boot mit bunten Laternen glitt stromhinab, man konnte die jungen Gesichter unterscheiden.

Florians Augen waren fest auf das reizende Bild gerichtet. Er lehnte sich hinaus, um der dahinfahrenden Jugend nachzuschauen. Nimm dich in Acht, rief ich. Du verlierst das Gleichgewicht! und faßte ihn am Arm.

Er lachte mit einem Ton, der mir in die Seele schnitt.

Das Gleichgewicht? rief er. Ja, wer das verloren hat, der ist freilich übel dran. Aber weißt du ein Mittel dagegen? Sieh nur, die Nacht ist so schön, wer sich da hineinbettet, dem ist geholfen, der schläft ohne Traum, und darum will ich die Leutchen im Kahn da unten fragen, ob sie mich mitnehmen wollen, in die Nacht hinein, in das einzige Glück — den Schlaf —

Mit einem Ruck riß er sich von meinem Arme los, beugte sich über den Fenstersims und stürzte lautlos in die Tiefe.

* * *

Am anderen Tage brachte die „Bonner Zeitung“ die Nachricht: Bei dem gestrigen Festcommers der XXX habe sich ein entsetzliches Unglück ereignet. Ein junger Gast, der, am Fenster stehend, sich die erhitzte Stirn habe kühlen wollen, habe das Gleichgewicht verloren und sei hinausgestürzt, wo die Freunde ihn unten entseelt aufgefunden hätten. Mitten aus dem glücklichsten, hoffnungsvollsten Leben sei er nach einer festlichen Stunde, die er voll genossen, in die ewige Nacht hinübergegangen, von Allen betrauert, die ihn gekannt, zu ewigem Gram seiner tiefgebeugten Mutter.

Iwan Kalugin.

(1905.)

Ich war erst seit einigen Jahren in München angesiedelt, als ich den Besuch eines jungen Mannes empfing, in dem ich auf den ersten Blick den Russen erkannte, noch ehe er mir gesagt, daß er Iwan Kalugin heiße.

Eine schmächtige Figur von mittlerer Größe, in einem abgetragenen schwarzen Anzug, doch vom elegantesten Schnitt, tadellose Wäsche, in der Hand ein schwarzes Studentenmützchen. Das Gesicht von schlicht herabfallenden dunklen Haaren eingefaßt, vorstehende Backenknochen, niedere Stirn, unter der zwei kleine, lebhafte Augen blitzten, eine stumpfe Nase mit breiten Flügeln, der ausgesprochene Typus des Baschkiren oder Kalmücken. Die häßlichen Züge aber gewannen einen anziehenden Ausdruck, sobald der Fremde zu sprechen anfing. Der ziemlich große, weich geschwellte Mund ließ dann zwei Reihen prachtvoller Zähne sehen, so weiß, wie das Gebiß eines jungen Neufundländers; ein eigenthümlich feines, geistreiches Lächeln belebte das knochige, glattrasierte Gesicht, während über den Augen, selbst wenn er lachte, beständig ein Hauch von Trübsinn schwebte.

Sein Alter schätzte ich nicht über einundzwanzig. Ich erfuhr später, daß er schon vier Jahre älter war.

Mit einer weichen, etwas singenden Stimme stellte er sich mir vor und bat wegen der Störung um Entschuldigung. Er sei bereits seit einigen Monaten in München,

habe aber erſt kürzlich etwas von meinen Sachen kennen gelernt und den Wunſch gefaßt, einige meiner Novellen aus den beiden erſten Bänden ins Ruſſiſche zu überſetzen. Er ſtehe mit Petersburger Zeitungen in Verbindung und hoffe, ſie dort anzubringen.

Das Honorar freilich — er zuckte ein wenig mit den Schultern — wenn ich an die Überlaſſung des Überſetzungsrechts zu hohe Bedingungen knüpfte — die Zeitungen bezahlten ſolche Arbeiten ſelten nach ihrem Werth, doch denke er, obwohl mein Name in Rußland noch ziemlich unbekannt ſei — wenn ich daher damit einverſtanden wäre, daß er das Honorar mit mir theile —

Ich verſicherte ihn, daß ich ihm den materiellen Gewinn aus ſeiner Arbeit, ſo lange ſie nur im Feuilleton erſcheine, ungeſchmälert überlaſſen würde. Sollte eine ſpätere Buchausgabe unverhofften Erfolg haben, würden wir uns über meinen Autorenantheil unſchwer verſtändigen. Der Vortheil, in Rußland durch ihn eingeführt zu werden, ſei mir werthvoller, als eine Handvoll Rubel.

Er hörte das mit ſichtbarer Befriedigung. Um mir eine Bürgſchaft zu geben, daß ich ihm die Sorge für meinen künftigen Ruhm in ſeiner Heimath getroſt anvertrauen dürfe, erzählte er mir nun, daß er ſelbſt ein angehender Dichter ſei, bis jetzt nur ein Lyriker. Aber die Wirkung, die Turgenjeff's Tagebuch eines Jägers auf ihn gemacht, ſei ſo ſtark geweſen, daß er nicht ruhen werde, bis auch er ſich in Schilderungen aus dem ruſſiſchen Leben verſucht hätte.

Ich hatte die gleiche Verehrung für den großen ruſſiſchen Novelliſten und vor kurzem im Literaturblatt des deutſchen Kunſtblatts über ihn geſchrieben, was dem jungen Collegen bekannt geworden war.

Leider ſei er nicht in derſelben Lage, wie Turgenjeff,

als Gutsbesitzer seine Volksstudien zu machen. Er sei der Sohn eines kleinen Beamten im Gouvernement Twer — den Namen seiner Geburtsstadt habe ich vergessen — und sein Vater habe es nur mit Mühe erschwungen, ihn auf die Universität nach St. Petersburg zu schicken. Dort habe er sich kümmerlich mit Stundengeben durchgebracht, bis er einen reichen jungen Mann aus einem gräflichen Hause zum Freunde gewonnen. Nicht nur die gleiche Liebe zur Literatur, auch der glühende Haß gegen die freiheit- und culturmörderische absolute Regierung habe sie immer inniger verbunden. Die Gedichte, die er damals verfaßt, hätten vorzugsweise politischen, stark revolutionären Inhalt gehabt. Zum Liebessänger, sagte er mit einem eigenthümlich melancholischen Lächeln, hat mich, wie Sie wohl sehen, Stiefmütterchen Natur nicht gerade günstig ausgestattet, und mich in bitterer Resignation oder hoffnungslosen Anklagen gegen spröde Schönen zu ergehen, verbot mir mein Stolz. Mein Freund aber begeisterte sich dermaßen für meine patriotische Lyrik, daß er in mich drang, seine generöse Hülfe anzunehmen, um im Ausland ein paar Jahre meiner freieren Ausbildung zu leben, mein Talent reifen zu lassen und auf diese Weise, wenn ich meine Verse wie Brandraketen in das Dornengestrüpp würfe, womit die Tyrannei die fruchtbare Entwicklung Rußlands erstickte, an der endlichen Befreiung mitzuwirken.

So habe er vor vier Jahren St. Petersburg verlassen, und gleichsam als Pfand, daß er diese Hoffnungen nicht täuschen werde, seine poetischen Hefte dem großmüthigen Freunde in Verwahrung gegeben. Daß er die Unterstützung eines Anderen angenommen, habe ihn nie gedrückt. Dieser Andere sei ja sein brüderlicher Freund gewesen, *und er habe es* stets als eine falsche Scham betrachtet,

daß ein Mensch von einem andern, den er achte und liebe, jeden anderen Dienst unbedenklich sich leisten lasse, bis auf das seelenloseste, unpersönlichste Geschenk des Geldes.

Zunächst sei er nach Berlin gegangen, dann südwärts, habe sich mehrere Jahre lang in Würzburg aufgehalten, zuletzt in Paris. Doch obwohl er seine Zeit nicht verloren habe und auf seine Art fleißig gewesen sei, in seiner Dichtung sei ein Stillstand eingetreten. Theils weil er fern von dem Anblick der trostlosen heimischen Zustände nicht mehr so heftig zu Protesten gegen die Machthaber und lyrischen Schmerzensschreien aufgeregt worden sei, mehr aber noch, weil ihm andere Aufgaben ans Herz gewachsen seien.

Zunächst das Studium der Grundlagen, politischen und wirthschaftlichen, auf denen jedes geordnete Staatswesen sich aufbauen müsse. Daneben sei eine Liebhaberei zu den Naturwissenschaften in ihm herangewachsen, die schon in seiner Knabenzeit in ihm gekeimt habe. Überhaupt, sagte er, ich erkannte, daß jeder Mensch durch seine Naturanlage und äußeren Verhältnisse vor die Wahl gestellt sei, wofür er sich entscheiden wolle, vielmehr wofür er sich, wenn er kein Thor sei, zu entscheiden hätte: ob er die Welt genießen, oder die Welt erkennen wolle.

Ein armer Teufel, wie ich, dazu so häßlich, daß ein wohlgeschaffenes Weib sich bei seinem Anblick bekreuzigt, muß sich eingestehen, daß es Wahnsinn wäre, sich durch sinnliche Freuden über die Leere oder Mühsal des Lebens hinwegtäuschen zu wollen. Wenn unsereins nicht auf jeden Lebensgenuß verzichten will, muß er ihn vom Geist erwarten, sich bemühen, in die Geheimnisse des Natur- und Menschenlebens einzudringen, um durch die Befriedigung des Räthsellösens sich für versagtes anderes Amüsement zu entschädigen. Ich bin von

Natur mit einer starken Sinnlichkeit begabt. Aber Sie mögen mir glauben, ich hab' es in dieser nothgedrungenen Lebenskunst schon ziemlich weit gebracht, und in meinen besten Stunden gelingt es auch meiner immer wieder auftauchenden Dichtereitelkeit, mir damit zu schmeicheln, daß die Gunst der Muse einen armen Sterblichen mehr beselige, als die Umarmungen aller Houris des Paradieses.

Er lächelte wieder sein schwermüthiges, selbstironisches Lächeln. Dann wurde er plötzlich wieder sehr ernst.

Selbst diesen mageren Pflichttheil hat mir das Schicksal nicht gönnen wollen.

Vor einem Vierteljahr erfuhr ich, daß mein Freund, dem ich es bisher verdankt hatte, nicht tagelöhnern zu müssen, sich in eine Verbindung zu hochverrätherischen Zwecken eingelassen und so schwer compromittiert habe, daß es allen Bemühungen seiner hocharistokratischen Familie nicht gelungen sei, die Strafe der Verschickung von ihm abzuwenden. Auch meine Gedichte, die man in seinem Besitze fand, hatten in den Augen der Polizei seine Schuld verschärft, und ich wäre der gleichen Verdammniß zum Opfer gefallen, wenn ich erreichbar gewesen wäre.

Ich las dies in einer Zeitung. Seitdem, da ich meine Adresse keinem anderen Bekannten, selbst nicht meinen Eltern gegeben hatte, ist keine weitere Nachricht über das Unglück zu mir gelangt. Die vierteljährliche Apanage ist natürlich gleichfalls ausgeblieben.

So bin denn wieder vis-à-vis du rien. Vorläufig zwar reicht das, was ich habe, noch eine Weile aus, wenn ich mich der strictesten Ökonomie befleißige. Was werden soll, wenn der letzte Groschen ausgegeben ist, wissen die Götter. Nur daß ich mich für keine Arbeit *zu gut halte*, steht fest, und wenn ich mehr so angenehme

Beschäftigung finde, wie die Übersetzung Ihrer Novellen, will ich nicht klagen. Sie haben ein Sprichwort: Gott verläßt einen Deutschen nicht. Vielleicht läßt Gott sich einmal bewegen, diese seine Gnade auch auf einen armen Russen auszudehnen, obwohl wir seine Liebe bisher nur daran erkannt haben, daß er uns züchtigte.

* * *

Er zog seine Uhr heraus und stand dann hastig auf. Verzeihen Sie, sagte er, ich habe Sie schon zu lange belästigt und muß mich jetzt rasch empfehlen, wenn ich nicht zu der Vorlesung des Herrn Professor von Siebold zu spät kommen soll. Er liest über Parthenogenesis, was mich im höchsten Grade interessiert. Und welch lieber alter Herr ist der große Gelehrte! Also haben Sie Dank für Ihre freundliche Aufnahme.

Nein, versetzte er, als ich ihn nach seiner Wohnung fragte, Sie dürfen sich nicht zu mir bemühen. Das möblierte Zimmer, das ich nur wegen seiner Billigkeit gemiethet habe, ist so elend, daß ich mich vor jedem anständigen Besucher schämen müßte. Ich lasse mich schon wieder bei Ihnen sehen, wenn Sie erlauben.

Damit ging er, nachdem er mir noch versprochen hatte, sich einmal Abends zum Thee bei uns einzufinden, damit ich ihn meiner Frau vorstellen könne.

Eine Woche lang ließ er auf sich warten. Als er dann kam, war er in sehr heiterer Stimmung.

Er habe einen intimen Freund zufällig wieder angetroffen, einen jungen Arzt, dessen Bekanntschaft er in Würzburg gemacht, als er im Anatomiesaal hospitierte; ein ernster, strebsamer Mensch, dem er viel wissenschaftliche Anregung und Belehrung verdanke. Seit seiner Abreise nach Paris habe er seine Spur verloren und nicht

einmal erfahren, daß der Freund sich inzwischen in München niedergelassen und geheirathet habe. In dessen Hause hoffe er nun eine Art Heimath zu finden, wessen er sehr bedürftig sei.

Das Gleiche könne ich ihm von dem meinen versprechen, wenn ihm in unserem jungen Hausstand wohl werde, sagt' ich und führte ihn zu meiner Frau, die ich schon auf seine Bekanntschaft neugierig gemacht. Sie hatte bei seinem ersten Anblick etwas zu überwinden, was sich aber rasch verlor, da er sich mit einer feinen, ritterlichen Manier gegen sie betrug und von ihrer Vaterstadt Berlin allerlei Gutes sagte. Als dann das Mädchen unseren Jungen hereintrug zum Gutenachtsagen und das Kind sich vor dem seltsamen Fremden durchaus nicht scheute, vielmehr sich von ihm im Zimmer herumtragen ließ, wobei sein neuer „Onkel" ihm allerlei russische Liedchen vorpfiff, hatte der Gast vollends das Herz der jungen Mutter gewonnen, und wir saßen in heiterem Gespräch bis weit in die Nacht hinein beisammen.

An unserm frugalen Abendessen theilzunehmen, lehnte er ab. Er habe schon gegessen, eh' er zu uns gekommen. Nur ein paar Tassen Thee und einen Zwieback nahm er dankend an. Da er es auch später immer so hielt und nicht zu bewegen war, eine Einladung zu Tisch anzunehmen, hatte ich ihn im Verdacht, daß er zu stolz sei, um sich in fremden Häusern füttern zu lassen, wo er sich als ein Almosenempfänger vorgekommen wäre.

Diese Vermuthung wurde mir bestätigt, als ich ihn eines Abends im Siebold'schen Hause traf.

Auch hier ließ er beim Abendessen alle Speisen an sich vorübergehen, trank nur ein Glas Wein und aß etwas von den Früchten. Als die Hausfrau ihn freundlich *nöthigte, beschönigte* er seine Enthaltsamkeit mit einer

alten Gewohnheit, zu der ihn die Rücksicht auf seine Gesundheit gebracht habe.

Er nahm auch sonst an der Gesellschaft nur als ein Zuschauer theil, sprach nur, wenn er angeredet wurde, immer mit seinem feinen, schwermüthigen Lächeln, doch ließ er sich mit dem Hausherrn in ein längeres Gespräch ein über den Stand der Physiologie in Rußland und versank dann wieder in sein aufhorchendes Schweigen.

Die Damen erklärten ihn trotzdem für einen sehr interessanten Menschen, und seine Häßlichkeit schien ihm bei dem schönen Geschlecht nicht zu schaden. Eine junge, etwas muthwillige besonders hatte es darauf abgesehen, dem stummen Sonderling die Zunge zu lösen. Er werde gewiß an Heimweh leiden, sagte sie mit der Miene aufrichtiger Theilnahme.

Er merkte die Absicht und antwortete ernsthaft: O gewiß, gnädige Frau, so sehr wie eine aus der Hölle entsprungene arme Seele nach der Gesellschaft der anderen armen Teufel zurückverlangt.

Kann die Heimath einem jemals eine Hölle sein?

Oder sagen wir, um nicht zu übertreiben, das Fegefeuer. Wenn Sie Rußland kennten, würden Sie es nicht bezweifeln.

Das ist sehr schmeichelhaft für unser München, versetzte die junge Frau schlagfertig. Aus dem Fegefeuer kommt man doch gleich in das Paradies.

Doch erst nach dem Tode. So lange man sich noch lebendig unter der Sonne herumtreibt, trifft der Vergleich nicht ganz zu. München ist eine schöne Stadt. Doch zu einem paradiesischen Aufenthalt fehlt ihm noch manches. Wer zum Beispiel genöthigt ist, in den hiesigen kleinen Restaurants und Bierhäusern seine Nahrung zu suchen, findet die landesübliche Kost, die berühmten

Nationalgerichte der Knödel, Nudeln, Schmarren und wasserblonden Braten, alles andere als paradiesisch. Und da unser Magen der nächste Nachbar des Herzens ist, regt sich bei mir jeden Mittag auch in diesem in der That so etwas wie Heimweh nach den Piroggen, der Kohlsuppe, den kleinen Pilzen und saftigen Gurken, die im Fegefeuer aufgetischt werden.

Alles lachte.

Ich bezweifle nicht, fuhr er rasch fort, daß in den guten Familien vortrefflich gekocht wird. Aber auch sonst, die landschaftlichen Reize in der nächsten Umgebung Münchens halten den Vergleich mit meinen heimischen Gegenden nicht aus und bis zu Ihrem berühmten Starnberger See bin ich noch nicht gekommen.

Und nun begann er, die Wälder, Wiesen und Flußthäler, in denen er aufgewachsen war, zu schildern, so farbig und leuchtend, die herrlichen Frühlings- und Herbststimmungen, die erhabene Stille der weiten Fluren im Winter mit so bezeichnenden Ausdrücken ohne abgebrauchten poetischen Schmuck, doch um so eindrucksvoller, wie nur ein Landschaftsmaler, der in Turgenjeff's Schule gesessen hatte, daß Alle hingerissen an seinen Lippen hingen und, als er endlich schwieg, Niemand die feierliche Stille zu unterbrechen wagte.

Erst jene kluge junge Frau fand endlich wieder ein Wort, das zu seiner Stimmung und der unsrigen paßte.

Ich habe einmal ein russisches Volkslied gehört, „Die Troika fuhr in leisem Trabe"; die Melodie klingt, als ob sie nur aus der Seele eines Volkes entsprungen sein könne, das in solchen Gegenden lebt, unter solchen großen Natureindrücken, ein wenig melancholisch, aber süß und einschmeichelnd, wie ein Schlummerlied.

Sie haben Recht, gnädige Frau, versetzte er. So klingt

eben alles, was bei uns gesungen wird, als wolle sich die arme Menschheit in Schlaf singen, um ihre Leiden zu vergessen. Denn das schwere Schicksal, unter dem unser Volk lebt, hängt beständig wie eine dunkle Wetterwolke über allen Gemüthern; aber auch unter einem Gewitterhimmel hört man leise Vogelstimmen in den Gebüschen, die einem nur um so wundersamer das Herz bewegen.

Man drang in ihn, eine Probe von diesem Volksgesang zu geben, wenigstens die Troika zu singen. Gegen meine Erwartung stand er auf und ging an das Klavier, das noch offen stand, da vor dem Abendessen die Hausfrau Mendelssohn'sche Lieder gesungen hatte. Er ließ sich auf dem Klavierstuhl nieder und begann leise zu präludieren. Dann sang er, sich nur mit wenigen Accorden begleitend, das Lied vom Dreispann, vom „rothen Sarafan" und dann noch ein oder zwei andere Lieder, auf Russisch natürlich, dessen weicher, fremder Klang uns alle in eine geheimnißvolle Ferne entrückte. Seine Stimme war ungeübt und etwas belegt, sein Klavierspiel sehr nothdürftig, aber der Ausdruck, mit dem er sang, war um so ergreifender.

Als er aufstand, war wieder eine tiefe Stille, die Augen der liebenswürdigen Hausfrau und einiger Anderen waren feucht geworden, die junge Dame, die ihn herausgefordert hatte, ging zu ihm hin und streckte ihm beide Hände entgegen, die er ergriff und herzlich drückte. Dann verneigte er sich gegen die Gesellschaft, die im Kreise um den Flügel saß, und verließ das Zimmer.

* * *

Im Siebold'schen Hause begegneten wir ihm nicht wieder. Obwohl er noch öfters dorthin eingeladen wurde, lehnte er doch immer unter den verschiedensten Ent-

ſchuldigungen ab, die mir nur Vorwände ſchienen. Der wahre Grund war wohl kein anderer, als daß er es vermied, ſich den Menſchen wieder zu zeigen, vor denen er ſich hatte hinreißen laſſen ſein ſcheues, verwundetes Inneres zu enthüllen.

Deſto treuer hielt er ſich zu meinem Hauſe. Immer in der gleichen Weiſe fand er ſich wenigſtens einen Tag der Woche bei uns ein, und unſer Kind und das Hündchen, das wir hatten, begrüßten keinen Beſucher mit ſo lauten Freudentönen, wie ihn.

Er hatte eine der Novellen beendet und theilte mir mit großer Freude mit, daß ſie von einer großen Petersburger Zeitung angenommen worden, aber freilich nur karg honoriert worden ſei. Von der zweiten, die er ſofort in Angriff genommen, verſprach er ſich ſchon Beſſeres. Es komme zunächſt nur darauf an, daß das Eis gebrochen ſei.

Das neue Jahr war herangekommen, ohne daß ſich in dem Verhältniß zu unſerem jungen ruſſiſchen Freunde etwas geändert hätte. Eine volle Vertraulichkeit zwar wollte ſich, wenigſtens von ſeiner Seite, nicht einſtellen, ſo viel Beweiſe unſeres guten Willens wir ihm gaben. Der Raſſenunterſchied ſchien eine unſichtbare Scheidewand zwiſchen uns aufzurichten, über die hinüber wir uns wohl die Hände reichen konnten, die aber den letzten Schritt zu einander verwehrte.

Im Lauf des Januar bemerkten wir an dem ſeltſamen Menſchen einen wachſenden Trübſinn, wagten aber nicht, nach dem Grunde zu fragen. Auch kam er ſelten, erſt alle vierzehn Tage; dann blieb er auf einmal ganz weg.

Ich bereute nun, daß ich nicht doch darauf beſtanden hatte, ſeine Wohnung zu erfahren. Er konnte krank ſein und es verſchmähen, uns davon zu benachrichtigen. Auf der Univerſität war er nicht zu erfragen, da er nicht

inſcribiert worden war, ſondern nur als Hoſpitant ein paar Vorleſungen beſuchte. Auch unſerm alten Siebold war er aus den Augen gekommen.

Schon wollte ich die Hülfe der Polizei anrufen, als der Vermißte eines Nachmittags bei mir eintrat. Ganz in ſeiner gewöhnlichen Art, als wenn nichts zu erklären wäre, nur etwas bleicher und matter, und es fiel mir auf, daß er es vermied, mir gerade ins Geſicht zu ſehen.

Ohne mich mit einer Frage, warum er ſo lange fern geblieben, zu Worte kommen zu laſſen, bat er um Entſchuldigung, daß er mich zu ungewohnter Stunde überfalle, er ſei aber bei ſeiner Überſetzerarbeit auf ein paar Stellen geſtoßen, deren Sinn ihm nicht ganz klar ſei, und müſſe mich um eine authentiſche Interpretation bitten.

Als ich ſie ihm gegeben, ſteckte er das Buch raſch wieder in die Taſche ſeines alten Sommerpaletots und machte Miene, ſich ſofort zu empfehlen.

Nein, ſagt' ich, ſo entkommen Sie mir nicht. Sie haben uns durch Ihr langes Wegbleiben Sorge gemacht, und Ihr Ausſehen verräth uns, daß Sie allerdings dieſe Wochen ſich nicht wohl befunden haben. Sind wir Ihnen nach unſerm langen freundſchaftlichen Verkehr nicht ſo nahe gekommen, daß Sie uns einen Antheil an Ihrem Wohl und Weh gönnten?

Eine tiefe Röthe übergoß plötzlich ſein blaſſes Geſicht. Er ſtammelte etwas von hitziger Arbeit, in die er ſich beſinnungslos vertieft habe; — wenn er geahnt hätte, daß er vermißt werde, würde er, da er für die Güte, mit der wir ihn aufgenommen, uns den wärmſten Dank ſchulde —

Wenn das wahr iſt, lieber Freund, unterbrach ich ihn, ſo beweiſen Sie es jetzt und behandeln mich als einen wahren Freund, indem Sie mir offen ſagen, was auf

Ihrem Gemüthe laſtet. Da Sie nicht krank zu ſein ſcheinen — (er ſchüttelte den Kopf) ſind es vielleicht traurige Nachrichten aus der Heimath, die Sie bedrücken — (wieder eine Geberde des Verneinens). Oder iſt Ihnen das Geld ausgegangen? Haben Sie Schulden machen müſſen? Wenn das der Fall iſt, kann ich Sie nur an das erinnern, was Sie mir über Ihre Grundſätze in dieſem Punkt geſagt haben, die ich vollkommen richtig finde, daß es eine falſche Scham ſei, alles andere von einem Freunde anzunehmen, nur nicht das Seelenloſeſte, Unperſönlichſte, eine Summe Geldes.

Er ſchüttelte mit einem Seufzer den Kopf. Das iſt es nicht, ſagte er. Ich reiche noch drei bis vier Wochen, dank meinem Honorar. Iſt das aufgebraucht, werde ich mich nach einer Stelle umſehen, und wär' es nur als Ausſtopfergehülfe in einem zoologiſchen Cabinet. Geben Sie ſich keine Mühe mit mir, verehrter Freund, ich danke Ihnen herzlich für Ihre Theilnahme, aber — mir iſt nicht zu helfen. Überlaſſen Sie mich meinem Schickſal!

Nein, ſagt' ich, da er eine Bewegung nach der Thüre hin machte, damit beruhige ich mich nicht. Auf die Gefahr hin, daß Sie ſich meine Zudringlichkeit als eine unberufene Neugier verbitten, da ich es doch wahrhaft herzlich mit Ihnen meine, laſſ' ich Sie nicht eher über meine Schwelle, als bis Sie mir gebeichtet haben. Am Ende — geſtehen Sie — Sie ſind ein Dichter und haben ein junges Herz — ſollte das alte Wort: cherchez la femme —

Er ſenkte das Kinn tief auf die Bruſt und wandte ſich ab. Sie haben's errathen, murmelte er. Ein Weib — und was für ein Weib —

Nun, ſagt' ich, lieber Freund, da dürfen Sie nicht verzweifeln. Sie haben ſich in eine thörichte Vorſtellung verrannt, als ob Ihre Liebe ſtets hoffnungslos ſein müſſe.

Hab' ich doch an jenem Abend, wo Sie Ihre Lieder sangen, gesehen, welche Macht Sie über Weiberherzen haben, wenn Sie nur wollen. Warum sollten Sie in dieſem Falle nicht hoffen dürfen —

Hoffen? fiel er mir ins Wort. O, so viel ich will, mehr als ich will und wollen darf. Aber daß ich es nicht darf, daß ich mich selbst verachten müßte, wenn ich mich verleiten ließe, die Hand nach der verbotenen Frucht auszustrecken, die so lose am Zweig hängt, daß ich sie nur mit einem Finger zu berühren brauchte und sie fiele mir in den Schooß —

Ich bin nun doch verpflichtet, Ihnen diesen räthselhaften Widerspruch zu erklären, fuhr er fort, als ich ihn rathlos anstarrte. Erlauben Sie, daß ich mich setze und mir eine Cigarrette anzünde. Ich bin etwas erschöpft, und die Geschichte, wenn ich nur an sie denke, saugt mir alles Mark aus den Gliedern.

Es handelt sich natürlich um eine verheirathete Frau, und zwar, was schlimmer ist, um die Frau meines besten hiesigen Freundes, neben Ihnen. Ich habe Ihnen von dem jungen Arzt erzählt, mit dem ich mich in Würzburg liierte, auch daß ich ihn hier wiederfand, im Beginn einer schönen Praxis. Nun, vor drei Jahren hat er geheirathet, eine junge Frau, in die er sich sterblich verliebte, eine üppige Blondine im Rubens'schen Styl. Ihre Mutter war auch eine Holländerin, starb früh, und der Vater, ein biederer Münchener Bürger, war froh, das Mädchen, dessen Erziehung ihm Noth genug gemacht hatte, beizeiten an den Mann zu bringen.

Mir mißfiel sie Anfangs, auch ihre Schönheit, obwohl sie mich als einen Freund ihres Mannes artig empfing und aufforderte, mich als Hausfreund zu betrachten. Ihr Betragen war Anfangs nicht kokett im gewöhnlichen

Sinne, aber gerade, daß sie nur die stille Macht ihrer Reize spielen ließ, höchstens einen verschleierten Blick aus den kleinen schwarzen Augen auf den Mann sandte, den sie zu fangen dachte, ließ sie mir um so verdächtiger und gefährlicher erscheinen.

Für mich freilich fürchtete ich Anfangs nichts. Sie wissen, ich habe mir mit dem weiblichen Geschlecht nicht viel zu schaffen gemacht, aber vielleicht gerade, weil ich meist nur als Beobachter, ohne andere Absichten, ihnen gegenüber stand, haben meine Augen sich geschärft, die Guten von den Schlimmen, die Engel von den Teufelinnen zu unterscheiden.

Traf ich auf eine von der ersteren Sorte und verbrannte mich trotz aller Vorsicht und Philosophie an den reinen Himmelsstrahlen, die aus den Augen eines edlen Weibes leuchten, so begab ich mich eilig auf die Flucht. Vielleicht, sagt' ich mir, ist dieses Geschöpf von solcher Engelsgüte, daß es sich — aus Mitleid — über deine Vogelscheuchenphysiognomie hinwegsetzt, oder gar mich als repoussoir für ihre reizende Erscheinung gern an ihrer Seite haben möchte. Eine von den gemeinen, bloß sinnlichen aber, die es mir nur von der Thierseite angethan hatten, soll mir nicht mehr kommen. Ein einzigmal, in meiner ersten Studentenzeit, habe ich mich weggeworfen, ganz ohne Illusion, nur aus naturwissenschaftlicher Neugier. Experimentum fiat in corpore vili, hatt' ich gedacht. Es war mir übel bekommen, der Ekel ging mir lange nach. Seitdem fühl' ich ihn immer wieder in mir aufsteigen, wenn mir ein Wesen dieser Art begegnet, das nur meine Sinne aufregt, ohne jede Betheiligung meiner edleren Organe.

Und so eine ist die Frau meines Freundes.

Daß sie auch ihn nicht glücklich macht, nachdem der

erſte Rauſch verflogen war, erkannte ich bald, obwohl er ſelbſt ſich jeder Andeutung darüber enthielt. Ich hatte aber an glücklichen Ehepaaren erlebt, wie ein Mann, der ſeine Frau achtet und ehrt, ſie anblickt. Mein Freund ſah ſtandhaft an der ſeinigen vorbei.

So wäre denn auch für mich keine Gefahr geweſen, wenn das arge Weib ſich's nicht in den Kopf geſetzt hätte, meine Abneigung, die ich wohl nicht ſorgfältig genug verbarg, zu beſiegen und mich unter ihr Joch zu zwingen.

Wie ſie das anſtellte, kann ich Ihnen nicht im Einzelnen ſchildern. Oh, ſie iſt ſchlau wie der Satan! Sie hatt' es bald weg, daß ich ſo eine Art Tugendphiliſter ſei, dem mit den gewöhnlichen Weiberkünſten nicht beizukommen wäre. Einmal, im Geſpräch über ruſſiſche Zuſtände, hatte ich erwähnt, in einem deutſchen Reiſewerk, ich glaube von Viktor Hehn, hätte ich geleſen, kein Ruſſe habe ein moraliſches Rückgrat, ſondern erliege jedem ſinnlichen Eindruck. Ich war thöricht genug, zu prahlen, es gebe doch auch Ausnahmen von dieſer im allgemeinen unbeſtreitbaren Regel. Da hatte ſie mich mit einem ſo eigenthümlich tückiſchen Blick angeblitzt, daß mich ein leichter Schauer überlief und ich das unbedachte Wort gern zurückgenommen hätte.

Seit dem Tage, fuhr er mit einem ingrimmigen Tone fort, wobei ſeine Zähne knirſchten, hat ſie auf die raffinierteſte Art den albernen Idealiſten, als der ich ihr erſchienen ſein mußte, von der Tugendſeite zu faſſen geſucht, in der Überzeugung, ſo willig der Geiſt ſei, eine Ausnahme von der Regel darzuſtellen, ſo ſchwach werde natürlich das Fleiſch ſein. Keine Spur von aggreſſiver Koketterie, ſie ſelbſt ein Muſterbild aller Ehrbarkeit und Pflichttreue, nur bemüht, als „mütterliche Freundin" ſich meiner anzunehmen. Als ich mich

einmal bückte, ihre rosige Hand mit den allerliebsten Grübchen zu küssen, zog sie sie rasch zurück. Nur, wenn ich Abends kam, empfing sie mich mit unverhohlener Wärme und Freude, da ihr Mann von seinem Beruf oft bis in die Nacht in Anspruch genommen, sie nothgedrungen, wie sie sagte, vernachlässigen müsse. Dann saß sie mir gegenüber und bereitete den Thee und sah mir dazwischen mit ihren langen, geheimnißvollen Blicken in die Augen, fragte mich aus nach meinen Tageserlebnissen, meiner Stimmung, meinen Wünschen, dabei ging von ihrer Person ein geheimnißvoller Zauber aus, der mich wie eine unsichtbare Fessel umfing, daß ich zuweilen nur durch eine unbeholfene rasche Flucht unter einem lächerlichen Vorwande mich retten konnte.

Wie mag sie schadenfroh und des endlichen Sieges gewiß hinter mir drein gelacht haben!

* * *

Er stand hastig auf und schüttelte sich, wie um Arme, die ihn umklammerten, loszuwerden.

Was werden Sie von mir denken! rief er. Ein solcher Schwächling! Sieht sein Verderben mit Augen und kann sich nicht entschließen, ein Ende zu machen. Aber ich *werde* es, ich versprech' es Ihnen. Ich will fort, so schwer es mir auch aus anderen Gründen wird. Dies München, so viel ich dran auszusetzen hatte, — ich habe mich jetzt hier so eingelebt — Wissenschaft, Kunst, ein paar freundliche Menschen gefunden — sogar die Natur scheint mir nicht mehr so dürftig wie zuerst, wenn sie auch rauh ist. Und jetzt fort müssen, bloß weil ein schlechtes Weib, eine Schlange, ihre Ringe um mich zu schlingen droht — es ist schmachvoll. Nur noch ein paar Tage — *bis ich* hier alles erledigt, vom alten Siebold die Empfeh-

lungen für Paris, die er mir versprach, erhalten habe — denn anderswo in größerer Nähe darf ich mich nicht niederlassen, der Dämon wär' im Stande, mich von dort zurückzubannen unter sein Joch — und ich will zeigen, daß ich zu den Ausnahmen von Viktor Hehn's Regel gehöre und so viel Rückgrat habe, wie ein Russe und Poet dazu nur irgend aufbringen kann!

Er drückte mir, der ich auf all das nichts Triftiges zu erwidern wußte, wiederholt lebhaft die Hand und wandte sich unter der Thür noch einmal um.

Sagen Sie, bitte, nichts von alledem Ihrer lieben Frau. So klug sie ist und so wenig prüde — auch die Gescheiteste ihres Geschlechts begreift nicht, wie man in einem Athem lieben und hassen kann, Hunger empfinden nach einer Speise, vor der einem ekelt. Ihnen hab' ich mich in meiner ganzen Jammerwürdigkeit zeigen können, Ihnen ist ja schon von Métiers wegen nichts Menschliches fremd. Aber eine Frau muß mich für ein Ungeheuer halten, nicht einmal ihres Mitleids, sondern nur der Verachtung werth. Und ich möchte doch noch einmal mündlich Abschied von ihr nehmen, ihr für alle Güte, die sie dem Fremden erwiesen hat, danken.

Damit verließ er mich, sehr bewegt durch die seltsame Beichte. Als meine Frau bald darauf in mein Zimmer trat, in der Meinung, ihn noch bei mir zu finden, durfte ich ihr nur sagen, wir würden unseren Hausfreund sehr bald verlieren, eine unglückliche Leidenschaft zu einer verheiratheten Frau mache es ihm zur Pflicht, schleunigst abzureisen.

Wir werden ihn sehr vermissen, sagte sie, und noch Jemand. — Sie spielte auf eine junge gute Freundin an, die Kalugin ein paarmal bei uns getroffen und die sich deutlich hatte merken lassen, daß sie an seiner

Unterhaltung großen Gefallen und seine Häßlichkeit nur interessant und sogar anziehend fand.

Den ganzen Tag ging mir die traurige Geschichte nicht aus dem Kopf, am nächsten sollte ich eine Illustration dazu erhalten.

Ich mußte am Vormittag in die Stadt und schlug den Weg an den Propyläen vorbei, die noch im Bau waren, über den Königsplatz ein. Es war ein klarer, sonniger Wintertag, der Schnee glänzte in der weiten Runde und auf den Dächern und Treppen der beiden edlen Tempelgebäude, die einander gegenüber liegen. Da sah ich von der Stadt her ein auffallendes Paar langsam herankommen und auf die Glyptothek zugehen, eine Frau in einem hellfarbenen Kleide und sammtener, mit Astrachan verbrämter Jacke, ein Mützchen von demselben Stoff mit dem gleichen Pelz besetzt auf der weißen Stirn, die von röthlich blondem Haar umflogen war. Das volle Gesicht war nicht regelmäßig schön, aber die ruhigen schwarzen Augen und granatrothen Lippen, die halb geöffnet waren und kleine, blitzende Zähne sehen ließen, waren so reizend, daß die etwas stumpfe kleine Nase mit den zitternden Nüstern ganz dazu zu gehören schien. Dabei war es auf den ersten Blick auffallend, daß ein Zug von Kälte und Härte das üppige Gesicht entstellte, und das Lächeln, das es zuweilen überflog, einen fast cynischen Ausdruck hatte. Unwillkürlich sah ich nach den kleinen weißen Ohren unter dem Pelzmützchen, ob sie nicht in die spitze Form von Faunenöhrchen ausliefen.

Wen ich vor mir hätte, wäre mir sofort klar gewesen, auch wenn der, der sie mir geschildert, nicht an ihrer Seite gegangen wäre.

Der Gegensatz seiner schmächtigen Figur in dem abgetragenen Sommerpaletot, die Studentenmütze auf

dem Kalmückenkopf, war so auffallend, daß Niemand dem Paar begegnete, ohne stehen zu bleiben und ihm nachzusehen. Die Frau schien das nicht zu beachten oder als den gewohnten Tribut für ihre Schönheit hinzunehmen. Auch ihr Begleiter war offenbar blind dagegen. Er sprach, den Blick in den Schnee gesenkt, leise und unabläſſig, während die Frau stumm blieb und ihre dunklen Augen gleichgültig umherschweifen ließ. Als ich dicht an ihnen vorbeiging, sah Kalugin auf. Eine tiefe Röthe stieg ihm ins Gesicht, er zog die Mütze und flüsterte seiner Dame ein Wort zu, offenbar meinen Namen. Sie fixierte mich mit einem durchdringenden Blick, sah dann aber wieder weg, und das Paar verschwand bald unter der Säulenhalle der Glyptothek.

Armer Freund! seufzte ich, ihnen nachblickend, es sieht nicht danach aus, als ob du in diesem Kampf so bald Sieger bleiben würdest.

Als ich meiner Frau von der Begegnung erzählte und ihr die Feindin unseres Freundes beschrieb, entsann sie sich, sie hin und wieder im Theater und Concerten getroffen zu haben. Sie nannte mir auch den Namen, an den sich einiger Klatsch heftete. Wenn es die ist, sagte sie, so bedaure ich unseren Freund. Er wäre nicht ihr erstes Opfer.

Doch hatten wir ein zu festes Vertrauen auf seinen Charakter, als daß wir ihn verloren gegeben hätten. Und so erwarteten wir täglich seinen versprochenen Abschiedsbesuch.

Statt dessen kam nach einer Woche der folgende Brief:

„Verehrter Herr und Freund!

„Es ist nun entschieden. Morgen mit dem Frühesten schüttle ich den Schnee Münchens von meinen Schuhen

und flüchte ins Dunkle. Wenn es einen Muth der Feigheit giebt, so kann ich stolz darauf sein, ihn jetzt zu beweisen.

„Ich sollte schon fort sein, aber der Empfehlungsbrief meines edlen alten Gönners von Siebold hat mich noch zwei Tage aufgehalten. Nun aber bin ich mit Allem fertig, nur nicht mit der schnöden Wunde, die noch eine Weile bluten wird, und mit meinem Dank gegen Sie und Ihre liebe Frau. Verzeihen Sie, daß ich ihn nicht mündlich abstatte. Ich mag mich aber nicht in meiner ganzen Armseligkeit als bankerotter Mensch vor Solchen sehen lassen, die ich wahrhaft verehre. Sagen Sie das der gütigen Frau Heyse. Sie wird mich verstehen und mir ihr Wohlwollen bewahren — bis wir uns, vielleicht! unter glücklicherem Sterne einmal wiedersehen.

„Am Tage nach unserem Rencontre vor der Glyptothek — das mir insofern lieb war, als Sie nun en connaissance de cause über meinen Fall urtheilen können — habe ich mir ein Herz gefaßt und dem Freunde angekündigt, daß ich abreisen würde. Da er mich zu genau kennt und jeden aus der Luft gegriffenen Vorwand durchschaut haben würde, blieb mir nichts übrig, als geradezu zu gestehen, ich müsse fort, weil ich in seine Frau verliebt sei.

„Wenn es nur das ist, versetzte er, so brauchst du nicht die Flucht zu ergreifen. Ich stehe nicht im Wege.

„Und als ich ihn verblüfft anstarrte: Ja, sagte er, ich habe nichts dagegen, sie dir abzutreten, ich bin dir sogar dankbar, wenn du sie mir abnimmst. Denn früher oder später muß es doch zur Scheidung kommen, und je früher, je besser. Ich bin nur noch um einen gesetzlich gültigen Grund verlegen, doch einem solchen auch schon auf der Spur.

„Und nun schüttete er mir sein ganzes Herz aus, wie er sich von diesem unheilvollen Geschöpf habe bestricken lassen, das seine Sinne zu entflammen gewußt, sein Herz aber kalt gelassen habe — ganz wie es mir geschehen. Er habe gehofft, wenn er sie liebevoll behandle und ihr jeden Wunsch gewähre, das Eis in ihrer Brust aufzuschmelzen und der Nixe mit der Zeit eine Seele zu schaffen. Es sei alles umsonst gewesen. Dabei sei sie von einer ganz eigenen Art von koketter Teufelei besessen. Die gewöhnlichen Weiberjäger, die auch sie umschwärmten, behandle sie mit Hohn und ausgesuchter Kälte, und nicht einmal ihrer Eitelkeit werde durch ihre dreisten oder schlauen Huldigungen geschmeichelt. Aber die scheuen, unversuchten, jugendlich reinen Menschen, die ihren Weg kreuzten, die sich zu unterwerfen und über ihren Tugendstolz zu triumphieren, reize ihren tückischen Ehrgeiz. So sei es ihm selbst ergangen und nun mir. Er habe es von Anfang an gemerkt und hätte mich warnen sollen, wenn mein Umgang ihm nicht so werth gewesen wäre. Jetzt, da er vor die Wahl gestellt sei, sie oder mich zu behalten, schwanke er keinen Augenblick. Ich solle mich nur noch eine Weile gedulden, bis die Luft in seinem Hause wieder rein geworden. Und da sie ihm gottlob kein Kind geschenkt, werde es ihm nicht schwer werden, sich von ihr zu befreien.

„Ich sagte ihm, das mache die Gefahr für mich nur dringender. Sie scheine es in der That auf mich abgesehen zu haben und wäre auch, wenn ich schwach gewesen wäre, durch den Gedanken an ihre eheliche Treue, die sie gelobt, nicht zurückgehalten worden, was m i r eine Stütze war in allen Versuchungen. Fiele die weg, so stünd' es bedenklicher damit. Auch das sei ein perverser Zug in diesem unseligen Geschöpf, daß meine Häßlichkeit sie

gerade zu reizen scheine. Sie erinnere mich an die schöne Königin im Orlando Furioso, die ihrem mit allen Reizen und Tugenden geschmückten Gemahl den häßlichen Zwerg vorgezogen habe. Aber sie solle ihren Zweck nicht erreichen. Meine Abreise sei beschlossen.

„Das blieb sie auch, und ich konnte meinem Freunde zum Abschied nur wünschen, daß er die drückende Fessel bald abstreifen und dann einen Ersatz finden möchte, der ihn ein reines häusliches Glück genießen ließe.

„Und nun bin ich zu Ende. Leben Sie wohl, wertheſter Freund! Wenn ich noch einmal eine Stätte finde, die mir Ruhe und einige innere Befriedigung giebt, nicht eine Insel im Meere des ungewissen Lebens, die sich mir, wie dem Seemann Sindbad, aus einem trügerischen grünen Eiland in einen wüsten Kraken verwandelt, werde ich wieder von mir hören lassen. Bis dahin denken Sie mit Nachsicht an Ihren

„treuergebenen

„Iwan K."

„Sollte es zu einer Buchausgabe der Novellen kommen, werde ich meiner Verpflichtung in Betreff des Honorars eingedenk sein."

* * *

Wir waren glücklich, daß es nun endlich so weit gekommen war, denn schon hatten wir, da Tag um Tag verstrich, ohne daß er zu dem versprochenen Abschiedsbesuch bei uns eintrat, an der Festigkeit seines Entschlusses gezweifelt.

Doch die Freude, ihn gerettet zu wissen, sollte nicht lange dauern.

Wenige Stunden nach Empfang seines Briefes brachte

mir das Mädchen die Meldung, der russische Herr sei draußen und frage, ob ich auf fünf Minuten für ihn zu sprechen sei.

Ich erschrak, da ich ihn schon seit dem Morgen unterwegs nach Paris glaubte. Auch da er wußte, daß ich ungern mich um diese Zeit in der Arbeit stören ließ, mußte ihn eine sehr dringende Veranlassung zu mir geführt haben.

Sein Gesicht, seine ganze Erscheinung, als er ins Zimmer trat, ließen mich auf den ersten Blick erkennen, daß es in der That so war.

Aus dem hageren Gesicht, in dem kein Tropfen Bluts mehr war, blickten die Augen, die unstät in ihren Höhlen hin und her liefen, wie zwei im Erlöschen begriffene Fünkchen. Eine bittere Grimasse war regungslos an den zusammengekrampften Lippen wie festgefroren, das dichte Haar hing ungekämmt um die Schläfen, sein Paletot war schief zugeknöpft.

Als die Thür hinter ihm geschlossen war, sah er sich scheu im Zimmer um. Ohne erst einen Gruß zu sagen, brachte er halblaut hervor: Sind wir sicher, nicht belauscht oder gestört zu werden?

Ich versicherte ihn, meine Frau sei soeben in die Stadt gegangen, und er wisse ja, daß am Vormittag Niemand zu mir gelassen werde.

Er hörte es nur halb. Sein Blick richtete sich auf seinen eigenen Brief, der noch offen auf dem Tische lag. Ja, ja! sagte er, der Mensch denkt und Satan lenkt. Mit guten Vorsätzen ist der Weg zur Hölle gepflastert. Ich — wenn Sie wirklich einem Menschen wie ich noch die Güte erweisen wollen, ihn anzuhören —

Ich gab ihm die besten Worte und bat ihn vor allen Dingen, sich zu setzen, da er in den Knieen zitterte. Er

ließ sich dann in das Sopha sinken, schloß aber die Augen und blieb eine Weile stumm.

Ich glaubte wahrhaftig, er werde nach und nach einschlummern, und wandte mich auf den Zehen wieder zu meinem Schreibtisch.

Da öffnete er die Augen und sagte: Ich habe Ihnen nicht wieder schreiben wollen. Seine Schande schriftlich zu Protokoll zu geben, widerstrebt einem denn doch. Aber wissen sollten Sie's, schon weil Sie allein mir helfen können.

Und nun, mit offenbarer Mühe und in abgerissenen Sätzen, erzählte er mir, wie Alles gekommen.

Ich hatte gestern Abend meinen Abschiedsbrief an Sie selbst in den Kasten geworfen, so gegen acht Uhr. Es war sehr böses Wetter, Schnee und Regen durcheinander, die Straße voll Schneeschlamm, so daß ich froh war, wieder ins warme Zimmer zu kommen. Es war leer, meine Sachen hatte ich gepackt, nur der kleine Samowar, der mich überall begleitet als ein Stück Heimath, und das andere Theegeräth stand noch auf dem Tisch. Ich wollte erst noch Thee trinken, eh' ich zum letzten Mal schlafen ging in dieser Stadt, aus der mein Schicksal mich hinauspeitschte, so gern ich geblieben wäre. Nicht einmal ein Buch hatte ich herausbehalten, wozu auch? Ich hätte doch nicht verstanden, was ich las, und wollte auch früh zu schlafen versuchen, um den Zug morgen vor Thau und Tage nicht zu versäumen.

Eine stumpfe Gleichgültigkeit hatte sich meiner bemächtigt, der ganze tragische Unsinn meines Daseins stand vor meiner Seele, das alte, ewige Warum? und Wozu? dieser irdischen Komödie, auf der es nur für Narren und Heuchler eine Antwort giebt. Vogue la *galère*! sagt' ich immer wieder vor mich hin und pfiff

nur leiſe zur Begleitung des ſiedenden Waſſers im Samowar die Melodie der Troika.

Da wurde plötzlich die Klingel zu meiner Wohnung gezogen, ſchüchtern, wie wenn ein Bettler anläutet. Ich fuhr vom Stuhle auf und horchte athemlos hinaus. Sofort war mir klar, wer draußen ſtand. Öffne nicht! raunte mir mein Schutzgeiſt zu. Du mußt öffnen! befahl eine andere Stimme. Kannſt du ſo feige ſein? Was ſoll dir geſchehen? Und wenn es ein Geſpenſt wäre —

Da klingelte es wieder, und ich nahm mich zuſammen, ſchlich durch das kleine Entrée und fragte durch die Thür, wer draußen ſei?

Ich bin's. — Nun, ich hatte ja nicht zu fragen gebraucht. Ich ſchob den Riegel zurück, und ſie trat ein.

Verzeihen Sie, flüſterte ſie, noch im Dunkeln, ich mußte kommen, aber fürchten Sie nichts, ich gehe gleich wieder.

Als ſie dann in das helle Zimmer trat, ſah ich, daß ſie keinen Schirm hatte und über und über von ſchmelzenden Schneetropfen überrieſelt war. Ohne ein Wort zu ſprechen, nahm ich ihr den dunklen Kapuzenmantel von den Schultern und ſchüttelte ihn aus, daß die Näſſe herumſprühte. Sie trug darunter eine leichte Jacke, auf dem Kopf ihr Pelzmützchen. Mein Gott, wie reizend ihr das ſtand zu dem durch die Kälte glühenden Geſicht. Und dazu die Miene eines verlegenen Schulkindes, das ſich fürchtet, geſcholten zu werden.

Ich fühlte, ich durfte ſie nicht anſehen, deutete alſo mit abgewandtem Geſicht auf das armſelige Lederſopha und ſagte: Belieben Sie, Platz zu nehmen. Ich — bin beſchäftigt. Darf ich fragen, was Sie zu mir führt?

Sie blieb unbeweglich ſtehen und athmete tief, als wenn ſie von einem Feinde verfolgt in vollem Lauf ſich zu mir geflüchtet hätte.

Endlich sagte sie, tonlos, wie wenn sie etwas ganz Gleichgültiges erzählte: Er hat mich aus dem Hause gejagt.

Ich fuhr zusammen und wandte mich unwillkürlich wieder nach ihr um. Sie that mir nun doch leid, so sehr ich sie haßte, aber ihr Gesicht zeigte keine Spur einer Erregung, ich erkannte, daß mein Mitleid an sie verschwendet wäre. Doch es fiel mir auch nicht ein, daß er ja gar nicht das Recht hatte, seine Frau nicht einmal eine Nacht mehr im Hause dulden zu wollen. Wenn sie trotzdem sich in Nacht und Nebel hinausjagen ließ, hatte sie eine Absicht dabei. Sie rechnete darauf, daß ich sie bei mir aufnehmen würde, wenn sie als Schutz- und Obdachlose an meine Thür klopfte. Doch ihren Zweck sollte sie nicht erreichen. Ich blieb auf meiner Hut.

Wie ist es dazu gekommen? fragt' ich nun auch, wie wenn sich's um etwas Alltägliches handelte.

Er hat die Niederträchtigkeit begangen, meinen Schreibtisch zu öffnen, an dem ich einmal aus Versehen den Schlüssel hatte stecken lassen. Da hat er Briefe gefunden aus meiner Mädchenzeit. Ein junger Mensch schrieb sie an mich, der in mich verliebt war, ein Künstler. Meine Eltern wollten nicht, daß ich ihn heirathete, aber da er mich dauerte, wies ich seine Briefe nicht ab und beging sogar die Dummheit, sie aufzubewahren. Aus denen wollte Franz nun den Beweis gewonnen haben, daß ich ihn betrogen hätte, da ich vor unserer Ehe schon die Geliebte eines Anderen gewesen sei. Mit einer so verworfenen Person könne er keine Nacht mehr unter demselben Dache zubringen. Ich müsse Knall und Fall aus dem Hause, an Geld werde er mir's nicht fehlen lassen, alles Weitere werde er durch seinen Rechtsanwalt *mir* mittheilen.

Erſt jetzt ſetzte ſie ſich auf den Stuhl an meinem Bette, als übermanne ſie die Erinnerung an die heftige Scene, die ſie eben erlebt. Sie fuhr dann aber mit ziemlicher Faſſung fort, mir noch Anderes zu ſagen, weſſen ihr Mann ſie bezichtigt hatte. Daß ſie es darauf abgeſehen habe, mich zu verführen, ſei eine ſchändliche Verleumdung. Meine Einſamkeit in der Verbannung aus der Heimath habe ſie allerdings gerührt, und ſie wäre glücklich geweſen, wenn ihre ſchweſterliche Theilnahme meine trübe Stimmung ein wenig hätte erheitern können. Wenn ſie geahnt hätte, was ihr Mann ihr erſt jetzt verrathen, daß ſie damit ein wärmeres Gefühl in mir anfachen würde, wäre es ihre Pflicht geweſen, Franz zu bitten, daß er auf den Umgang mit mir verzichten möchte. Aber glauben Sie mir, mein Freund, auch ich war nicht glücklich. Ihre Geſellſchaft, Ihre Freundſchaft thaten mir wohl, denn ich achtete Sie unendlich, nicht nur wegen ihres Geiſtes und hohen Strebens, mehr noch wegen der Charakterſtärke, mit der Sie Ihr ſchweres Loos ertrugen. Und daß Sie auch für mich etwas empfanden, machte mich ſtolz und glücklich, denn die Liebe meines Mannes — ſie ſeufzte tief — die hat ſich nur kurz gehalten und iſt wie ein Flackerfeuer erloſchen. Ich klage ihn nicht darum an. Er kann nichts auf die Dauer lieben, als ſeine Wiſſenſchaft und ſeinen Beruf.

Ich hörte das Alles mit an, ohne nur eine Silbe zu erwidern. Der traurig ergebene Klang ihrer Stimme rührte mich gar nicht, ich wußte, daß nicht ein wahres Wort aus ihrem Munde kam, und es empörte mich, daß ſie mich für ſo einfältig hielt, an dieſe Komödie zu glauben.

Doch mußte ich ſie ſprechen laſſen, ſtatt ſie einfach zu bitten, mich nicht länger zu beläſtigen. Ich war wieder dem Reiz verfallen, der von ihrer Perſon ausging, und

hatte nur so viel Besinnung, mir zuzurufen: Halt fest und laß dich nicht sinken!

So machte denn auch ihre Erzählung, wie es mit jenem Künstler und ihr sich zugetragen, nicht den mindesten Eindruck auf mich. Sie lege Werth darauf, daß ich die Wahrheit wisse, wenn ihr Mann sie anklagen würde; auf die Achtung keines anderen Menschen lege sie Werth und sei darauf gefaßt, daß die bösen Zungen in der ganzen Stadt sie verschreien würden. Dann gab sie mir ein recht hübsches Märchen zum Besten, wie der verliebte Thor einen Selbstmordversuch gemacht und auf die Nachricht, daß er zwar gerettet, aber entschlossen sei, den Versuch zu wiederholen, sie zu ihm geeilt sei am späten Abend — ihre alte Magd aber habe sie begleitet — nur um ihm den Schwur abzunehmen, leben zu wollen und sie zu vergessen.

Es klang recht hübsch, aber wie gesagt, ich wußte, daß sie den kleinen Roman nur erfunden hatte, um meine Sympathie zu gewinnen, und so brach ich noch immer nicht mein Schweigen.

Da schien sie das Spiel verloren zu geben und stand auf.

Es ist spät, ich muß eilen, wenn ich für die Nacht noch ein Unterkommen finden will.

Wohin wollen Sie? fragt' ich.

Sie nannte ein Hôtel in der inneren Stadt, wo man sie kenne, da sie dort öfters Fremde besucht habe. Dort werde man ihr Glauben schenken, wenn sie vorgebe, ihr Mann sei verreist, und sie habe vergessen, den Hausschlüssel mitzunehmen, oder sonst ein Märchen.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen eine Droschke hole, sagt' ich, oder Sie mit dem Schirm begleite. Sie erkälten sich bei dem schauerlichen Wetter, wenn Sie so fortgehen, wie Sie gekommen sind.

Nein, sagte sie und schüttelte mit einer gutgespielten wehmütigen Geberde den Kopf, mir geschieht nichts, ich soll alles, was es an Bösem und Traurigem giebt, an meinem Herzen erfahren, mein Leib bleibt verschont. Aber wenn Sie mir etwas Freundliches anthun wollen, geben Sie mir eine Tasse Thee. Ich sehe, Sie haben ihn eben fertig. Seit Mittag habe ich nichts zu mir genommen, ich erfuhr meine Verbannung, da wir uns eben zum Nachtessen setzen wollten.

Ich konnte ihr das natürlich nicht abschlagen. Ich goß den Thee in die Tasse und that so viel Zucker dazu, wie sie zu nehmen gewohnt war. Dann reichte ich ihr die Tasse, die sie stehend ausschlürfte. Ich danke Ihnen, hauchte sie, mit einem ihrer Blicke, deren Macht sie kannte, doch seltsam demüthig und wieder wie ein um Verzeihung bittendes Schulkind. Sie hatte den Handschuh von ihrer rechten Hand abgestreift. Als ich sie dann, immer noch stumm, zur Thüre begleitete, sagte sie: Wie oft haben Sie an meinem Tische sich von mir den Thee einschenken lassen! Die gute Zeit soll nun nicht wiederkommen. Aber ich werde diese Zeit nie vergessen, auch nicht, daß ein so edler Mann mir seine Zuneigung schenken konnte. Leben Sie wohl, Iwan!

Sie streckte mir ihre warme Hand entgegen, und da ich sie ergriff und zitternd drückte, neigte sie sich plötzlich zu meiner herab, als ob sie sie küssen wollte. Im nächsten Augenblick hatte ich sie stürmisch umfaßt, und indem ich ihre lebhaft athmende Brust an meiner fühlte, verging mir die Besinnung, und das ganze mühsame Gebäude meines Stolzes, meiner Selbstachtung stürzte unaufhaltsam zusammen.

* * *

Er blieb noch eine Weile, den Kopf in die Hände gestützt, sitzen, dann stand er schwerfällig auf.

Sie brauchen nichts zu sprechen, werther Freund. Ich weiß, daß Sie sich bemühen, etwas zu finden, was mir möglichst schonend sagt, daß Sie von einem Menschen ohne moralisches Rückgrat von Anfang an nichts Anderes erwartet hätten. Aber glauben Sie mir —

Lieber Freund, fiel ich ihm ins Wort, Sie irren sehr, wenn Sie mich einer pharisäischen Überhebung nur im Geringsten fähig halten. Ich habe ja neulich diese Frau mit Ihnen gesehen. Ich gebe Ihnen die Versicherung, ich bin überzeugt, daß auch ein noch so biederer Germane mit dem schönsten Rückgrat von der Welt dieser Versuchung erlegen wäre, er brauchte nicht einmal Poet zu sein, dem die Natur ein so leicht entzündbares Blut in die Adern geflößt hätte. Jetzt aber — was soll jetzt geschehen? Über mich bitt' ich unumschränkt zu verfügen.

Ich muß natürlich fliehen, sagte er dumpf. Und daß ich es kann, dazu sollen Sie mir helfen. Als sie heut' früh, da eben der Tag graute, von mir ging und ich sie fragte, wohin sie sich flüchten wolle, nannte sie den Namen einer Freundin, die verwittwet sei und ein paar Zimmer vermiethe. Die werde sie bei sich aufnehmen. Ich sah, daß sie gestern Abend gelogen hatte, als sie erklärte, sie habe keine andere Zuflucht, als ein Zimmer im Hôtel. Doch sagt' ich nichts. Ich konnte es nicht erwarten, bis sie sich von mir gelöst hatte, für immer. Ihr letztes Wort, aber schon in der Hausthür, war: Heut Abend um dieselbe Stunde!

Wenn Sie es gut mit mir meinen, retten Sie mich davor, daß ich diese Stunde nicht trotz alledem abwarte. Begleiten Sie mich nach dem Bahnhof, sehen Sie zu, daß ich das Billet nach Paris löse und wirklich in den

Zug einsteige. Wenn ich das alles allein thun soll, bin ich nicht sicher, daß ich nicht noch nach dem ersten Pfiff wieder aus dem Coupé springe und meinem Verhängniß in die weißen Arme renne.

Meinen Koffer hab' ich meiner Hausfrau übergeben, nebst der Adresse in Paris, wohin sie ihn nachschicken soll. Ein Täschchen mit dem Nothwendigsten brachte ich hieher mit. Kommen Sie, Bester! Lassen Sie uns keine Zeit verlieren. In einer halben Stunde geht der Kurierzug. Es handelt sich um mein Seelenheil, daß ich ihn nicht versäume.

* * *

Ich that dem Unglücklichen natürlich diesen letzten Dienst. Wir sprachen kein Wort mehr, bis wir den Bahnhof erreichten. Dort sah er sich ängstlich um, als wenn der Dämon ihm auf den Fersen wäre und noch im letzten Augenblick ihn zurückreißen möchte. Erst als der Zug sich in Bewegung setzte, sah ich sein Gesicht mit der Miene eines Erlösten aus dem Fenster blicken und mir nachgrüßen wie ein Mensch, der einem anderen seine Lebensrettung zu danken hat.

Ich habe nie wieder von Iwan Kalugin gehört, auch von keinem meiner russischen Bekannten erfahren, daß ein Dichter dieses Namens in Rußland aufgetaucht sei. Der Frau, vor der er geflohen, begegnete ich bald darauf auf der Straße, neben einem stattlichen jungen Mann, der in seiner ganzen Erscheinung den Künstler erkennen ließ. Ihr Gesicht war so heiter, als wenn nie etwas von Schmerz oder Schuld an ihr Herz gerührt hätte. Kurze Zeit nachher erfuhren wir, daß sie sich von einem adligen Gutsbesitzer auf sein Gut habe entführen lassen. Dann ist auch sie verschollen geblieben.

Ein Christuskopf

(1906)

Eines Tages wurde mir eine Visitenkarte gebracht, auf der ein mir unbekannter jüdischer Name stand, Chajim N. N., darunter „Versicherungsagent".

Ich hatte nicht Zeit gehabt, die Weisung zu geben, daß ich für diesen Besuch nicht zu Hause sei, als der Inhaber der Karte sich schon durch die halb offen gebliebene Thür sacht hereingeschoben hatte und nun in bescheidener, fast demüthiger Haltung schweigend an der Schwelle stand.

Meine erste Regung gegenüber dieser sanften Zudringlichkeit war, den Mann ohne Weiteres fortzuschicken, mit der Erklärung, daß ich seiner Dienste nicht bedürfe. Seine Erscheinung war aber derart, daß ich die kurz angebundene Abfertigung nicht über die Lippen brachte.

Es war der vollendetste Typus eines sogenannten Christuskopfes, ein Exemplar jener vornehmen semitischen Rasse, wie sie im Lauf der Jahrhunderte besonders im westlichen Europa immer seltener begegnet. Ein längliches Gesicht vom feinsten Oval, die Stirn außerordentlich edel gebildet, die Nase nur leicht gebogen, mehr an den arabischen Typus erinnernd als an den jüdischen, zwei große mandelförmige Augen mit breiten Lidern unter feinen schwarzen Bogen. Auch der Mund mit etwas zu dünnen Lippen war tadellos geformt, *Wangen* und Kinn umgab ein weicher, tiefschwarzer

Bart, und dichte seidene Locken, in der Mitte gescheitelt, hingen fast bis zu den Schultern herab. Die mittelgroße Figur, mager und die herabfallenden Schultern ein wenig vorgebeugt, steckte in einem abgetragenen schwarzen Anzug, der offenbar für einen robusteren Körper zugeschnitten war, aus den schlotternden Armeln streckten sich ein Paar große, aber feingliedrige Hände vor, und die Füße waren mit groben geflickten Schuhen bekleidet. Einen breitrandigen alten Strohhut hielt der seltsame Mensch, der nicht über dreißig Jahre alt zu sein schien, in der rechten Hand, während er, nachdem er sich linkisch verbeugt hatte, wartete, was ich ihm sagen würde.

Der forschende Blick, mit dem ich ihn von oben bis unten maß, schien ihn nicht in Verwunderung zu setzen. Er war es offenbar gewohnt, daß seine Person beim ersten Anblick Befremden erregte.

Verzeihen der Herr Doctor, sagte er endlich, ich wollte mir nur unterthänigst erlauben —

Während er sprach, erschien das Gesicht auf einmal weniger vollkommen, ein fehlender Vorderzahn entstellte den schönen Mund und war die Ursache, daß die Sprache lispelnd und zuweilen zischend klang.

Ich sagte, daß er sich umsonst zu mir bemüht habe, wenn er kein anderes Anliegen habe, als mich für seine Versicherungsgesellschaft zu gewinnen, da ich seit langen Jahren bereits mit meiner gesamten Habe versichert sei. Er blieb aber regungslos stehen und zuckte nur leicht mit den Schultern.

Ich hab' es nicht anders erwartet, versetzte er in einem angenehm singenden Ton, der nur einen leisen Anklang an die jüdische Sprechweise hatte. Der Herr Doctor ist ein kluger Mann, ein vorsichtiger Mann, der

nicht versäumt haben wird, zu thun, was alle weisen Hausväter thun. Aber vielleicht ist er doch nicht ganz so vorsichtig gewesen, wie es gut und nützlich wär'. Ich komm' viel herum in meinem Geschäft und erleb's alle Tage, daß die Menschen, die sich versichern, den Werth ihres Besitzes nicht richtig zu taxieren verstehen, oder mit Absicht zu niedrig schätzen, um zu sparen an der Prämie. Geschieht dann, wovor Gott den Herrn Doctor behüten und bewahren möge, ein Unglück, so jammern sie, daß sie gekommen sind zu Schaden, und können nicht beanspruchen den vollen Ersatz.

Ich hatte schon auf der Zunge, kurz zu erwidern, daß dies m e i n e Angelegenheit sei und daß ich allein wissen könne, wie ich mich zu verhalten hätte, als er, ohne auf meine ablehnende Geberde zu achten, einen raschen Blick im Zimmer umherwarf und ruhig fortfuhr: Zum Beispiel: der Herr Doctor haben schöne Bilder, werthvolle Bilder. Darauf verstehe ich mich besonders. Darf ich mir die Frage erlauben, wie hoch die Galerie versichert ist?

Der Ton, in dem er dies fragte, war so bescheiden, und sein ganzes Wesen machte den Eindruck, als wenn ihm mein Interesse aufrichtig am Herzen läge, daß ich mich verleiten ließ, ihm die Versicherungssumme der Bilder, wie ich sie ungefähr im Kopfe hatte, zu nennen.

Hab' ich's doch gedacht, sagte er mit einem Seufzer des Bedauerns, wobei er den schönen Kopf mißbilligend hin und her wiegte. Wenn es nicht wär' zu indiscret: wer hat dem Herrn Doctor die Schätzung gemacht, die so weit zurückbleibt hinter dem effectiven Werth?

Ich gestand, daß ich nur einen befreundeten Maler zu Rathe gezogen hätte. Es sei schon vor mehr als zwanzig Jahren geschehen.

Nu, sagte er und ließ seine schönen, melancholischen

Augen an den Wänden herumgehen, zwanzig Jahre sind eine Zeit. Seitdem haben sich die Preise gewaltig verändert. Die beiden Böcklins zum Beispiel sind seitdem das Zehnfache werth geworden, die kleinen Menzels, das Gouache-Bildchen und das Pastellporträt, das Zwanzigfache, und die schönen Lenbachs würden auf jeder Auction wie warme Semmeln abgehen, da sie aus seiner besten Zeit sind, wo er noch nicht aufs Geldverdienen aus war. Und der alte Niederländer überm Sopha — es ist doch ein Jan Steen —?

Er näherte sich dem Bilde, um es genauer zu betrachten.

Es gilt allerdings dafür, sagt' ich, erstaunt, ihn so bewandert zu finden. Es stammt von meinem Großvater, der ein Bilderliebhaber war, und es damals noch kaufen konnte, obwohl er als Director einer Mädchenschule keine großen Mittel hatte. Damals aber waren noch gute Zeiten für den Sammler. Ob es nun wirklich eine Arbeit jenes Malers ist, der mir unter seinen zeitgenössischen Landsleuten immer als der genialste und anziehendste erschien —

Es ist ein Jan Steen, unterbrach er mich. Ich will nicht leben und gesund sein, wenn es von einem anderen ist. Es ist ein Seitenstück zu jenem anderen Bild, das ich gesehen hab', ich weiß nicht ob in Cassel oder im Haag, wo Kinder eine Katze auf einem Tisch tanzen lassen, während ein größeres Mädchen dazu auf einer Pfeife bläst und ein Hündchen zu den Kindern hinaufbellt. Bei Ihrem Bild ist's ein Hund auf einer Tonne, den der einfältig grinsende dicke Bursch da an den Pfoten hält, aber die Art, wie der Mann mit dem Malerbarett und die beiden anderen Figuren dazu lachen, ist genau wie auf dem anderen Bild. Und wie gut ist's conserviert! Nu, wenn Sie 'ne Auction machen, bringt dies Bild

und die beiden Böcklins allein so viel ein, wie die Summe, für die Sie versichert haben Ihre ganze Galerie. Ich hab' im Vorbeigehen hineingeschaut in ein anderes Zimmer und gesehen ein Bild aus einer italienischen Schule, Madonna mit Christkind und dem kleinen Johannes. Wenn der Herr Doctor mir wollen gestatten, auch das zu schätzen —

Geben Sie sich keine Mühe, sagte ich endlich, etwas ungeduldig. Ich bin nicht gesonnen, an meiner Versicherung etwas zu ändern, ehe der Termin abgelaufen ist, was noch drei Jahre ansteht. Und überhaupt — wenn Feuer ausbrechen und meine Bilder verbrennen sollten, keine größere Summe könnte mir Ersatz dafür geben, daß diese alten Freunde, die mich durchs Leben begleitet haben, nun für mich verloren wären.

Er zog wieder die Schultern in die Höhe, und sein Gesicht erhielt den Ausdruck eines geringschätzigen Mitleids.

Gott! sagte er, was reden kluge Leute manchmal für Stuß! Alles in der Welt hat zweierlei Werth, einmal fürs Gemüth, was man nennt Affectionswerth, und einmal fürs Geschäft, sozusagen den Marktwerth. Weil der Jan Steen dem Herrn Doctor unschätzbar ist, als ein Erbstück vom Herrn Großpapa, soll er darum nicht zum Besten seiner Enkel versichert werden nach seinem reellen Werth? Wenn er mir gehörte, ich würd' nicht ruhig schlafen, bis ich die Sach' hätt' in Ordnung gebracht. Ich kann versichern auf Ehr' und Seligkeit: 's ist mir nicht drum zu thun, zu machen ein Geschäft, und wenn's dem Herrn Doctor nicht paßt, sich an meine Gesellschaft zu wenden und die Galerie bei ihr extra versichern zu lassen — die Assecuranz bei der anderen ist auch gut, nur daß die Sachen nicht eines Tages unter ihrem Werth

entschädigt werden und der Herr Doctor zu bereuen hat, daß er nicht hat hören wollen auf meinen Rath.

* * *

Ich war nun doch schwankend geworden, ob ich auf diesen Rath nicht hören sollte. Die Wärme, mit der sich der wunderliche Mensch meiner unterschätzten „Galerie" annahm — er nannte meine paar Bilder natürlich nur so, um mir zu schmeicheln — hatte Eindruck auf mich gemacht und die melancholischen Christusaugen mir's angethan.

Um mich nicht gleich zu entscheiden, sagt' ich: Erklären Sie mir, wie Sie zu dieser seltenen Kunstkennerschaft gekommen sind, die Sie befähigt, auf den ersten Blick selbst weniger bekannte Maler zu erkennen und den Werth ihrer Arbeiten zu taxieren.

Nu, sagte er mit einem leisen Lächeln, 's wär' ein Wunder, wenn's anders wär'. Ich bin aufgewachsen unter lauter Bilder und Kunstwerke, mein Vater — Gott hab' ihn selig! — war ein Antiquar, vor zwei Jahren ist er gestorben, leider nicht in den guten Verhältnissen, wie in meiner Jugend. Er hat Unglück gehabt — ein Velasquez, den er für ein großes Geld gekauft hat, obwohl ich ihm abrieth, hat sich als eine Fälschung herausgestellt — andere verfehlte Speculationen brachten ihn vollends herunter, so ist er gestorben in Armuth. Vorher aber hat er viel an mich gewendet, da ich sein einziger Sohn war, hat mich lassen studieren, wie er meinte, auf den Juristen, ich hatt' aber keine Lust zum Rechtsanwalt und auch kein Talent, bloß für die Mathematik. Das Kunststudium trieb ich nebenbei ohne viel Müh' und Fleiß, es flog mir so an, auch ließ

der Papa mich reisen. Wie ich dann hab' gesehn, daß ich war auf mich selbst gestellt, bin ich zu dem Mathematikprofessor an der Universität gegangen und hab' mich lassen prüfen. Er sollt' mir sagen, ob es reichen würde, meinen Doctor zu machen und dann als Privatdocent mich zu etablieren. Es ist ein sehr kluger Mann, der Herr Professor, ein großes Licht in der Wissenschaft, und er war sehr überrascht, daß ich das Examen so glänzend bestand. Aber, sagte er, was Ihre Absicht betrifft wegen der Zukunft — da Sie nun leider mittellos sind und die besten Köpfe Ihrer Confession keine Aussicht haben auf eine Universitätscarrière — es müßte denn sein, daß Sie sich wollten taufen lassen —

Das wollt' ich nun freilich nicht. So wenig wie ich mich als Mathematiker jemals dazu verstehen würd', zu erklären, zweimal zwei sei fünf, so wenig brächt' ich's übers Herz, zu sagen, ich glaubte, Drei sei gleich Eins. Ich bin kein Jude vom alten Glauben. Wer einmal eine freie Wissenschaft ernsthaft betrieben hat, der kann sich in keinen Geisteszwang mehr einsperren und nachbeten all den überlieferten Synagogenschnack. Aber darum will ich doch nicht verleugnen mein Volk und den Gott meiner Väter und will leben nach Sitt' und Brauch meines Volks, wär's bloß wegen der Speisen, die ich von Kind an bin gewohnt gewesen, obwohl ich nicht mehr glaube, wenn ich nicht äß' gesetzte Suppe und Kugel und Bohnen, beging' ich eine Sünd'. Nu, und da ich eingesehen hab', mit der Mathematik würd' ich überhaupt nichts zu essen kriegen, weder Kugel und Bohnen noch Schinken in Burgunder, hab' ich mein Herz genommen in beide Hände und mich um eine Stelle beworben als *Agent bei* einer Versicherungsgesellschaft, und als solcher

hab' ich heute das Vergnügen gehabt, die Bekanntschaft zu machen des Herrn Doctors.

Er verneigte sich leicht mit einer unterthänigen Geberde und schien zu erwarten, daß ich nun auf das Geschäft eingehen würde.

Sein Schicksal interessierte mich aber mehr, als der Jan Steen.

Und wie sind Sie mit Ihrer Stellung zufrieden? fragt' ich. Können Sie dabei leben?

Nu, lächelte er, schlecht und recht, meistens nur schlecht und zuweilen recht schlecht. Die Concurrenz ist zu groß. Aber ich hab' von meiner Religion wenigstens das stille Gottvertrauen behalten und würd' ganz zufrieden sein, wenn nicht eins wäre.

Was meinen Sie?

Ich würd' gern heirathen, aber für Zwei reicht es nicht, und das Mädchen, das ich hab' im Sinn, ist noch ärmer als ich. Wir müssen eben warten.

Ich war fast versucht, um dem guten Menschen meine Theilnahme zu beweisen, ihm wenigstens zu der Provision zu verhelfen, wenn ich bei seiner Gesellschaft meine „Galerie" versichern ließe, als mein Freund, der Maler K., bei mir eintrat.

Er hatte mich kaum begrüßt, als er sich nach meinem Besucher umwandte und mit dem Ausdruck des lebhaftesten Erstaunens sein Gesicht betrachtete.

Ich beeilte mich, die Herren einander vorzustellen: Herr Professor K. — Herr Chajim N. N., Versicherungsagent.

Letzterer verneigte sich ehrerbietig.

Habe die Ehre, den Herrn Professor aus seinen berühmten Werken zu kennen, bin ein großer Bewunderer des Herrn Professors, aber jetzt — Sie verzeihen — will

die Herren nicht stören — werd' mir erlauben, wenn der Herr Doctor gestatten, ein andermal —

Er verbeugte sich abermals und machte eine schiefe Bewegung nach der Thür hin.

Mein Freund fuhr aus seiner stummen Reglosigkeit auf.

Erlauben Sie, mein Herr — wie war doch Ihr Name?

Chajim N. N.

Bleiben Sie doch noch einen Augenblick, Herr Chajim. Ich hätte eine Bitte — Sie könnten mir einen großen Gefallen thun.

Mit dem größten Vergnügen, Herr Professor.

Sie haben nämlich — es werden's Ihnen schon andere gesagt haben — einen merkwürdigen Kopf, den ausgesprochensten Christuskopf, wie mir noch keiner begegnet ist. Nun — ich bin gerade an einem großen Bilde der Grablegung, und für den Christus fehlt mir noch immer ein richtiges Modell. Wenn Sie die Freundlichkeit haben möchten, sich in mein Atelier zu bemühen — mit einer oder zwei Sitzungen wäre es geschehen —

Das bleiche Gesicht des Anderen war plötzlich von einer tiefen Röthe übergossen. Seine feinen Brauen zogen sich in die Höhe, die Augen verdüsterten sich, seine Lippen zuckten heftig, und mit offenbarer Mühe stieß er die Worte hervor: Unmöglich, ganz unmöglich, Herr Professor! Nicht um die Welt!

Ich würd' es natürlich nicht umsonst verlangen, lieber Herr Chajim, sagte der Maler rasch. Sie könnten fordern, was Sie wollten. Mich wundert, daß meine Bitte Ihnen so überraschend ist. Hat denn nicht mehr *als einer* meiner Collegen, der auf der Straße an Ihnen

vorüberging, denſelben Wunſch gefühlt und gegen Sie geäußert, Ihren intereſſanten Kopf zu Studienzwecken —

Was die Herren Maler ſich gedacht oder gewünſcht haben, weiß ich nicht, fiel er ihm ins Wort, und ſeine Stimme zitterte vor Erregung. Aber wenn einer ſich hätt' herausgenommen, mir zu machen eine ſolche Propoſition, hätt' er bald erfahren, daß er's mit keinem Modell zu thun hat, das man auf der Straße aufliest. Ich weiß, in Paris lauft ein alter Mann herum, den die Herren Maler le père éternel nennen, weil er ihnen ſitzt zu Bildern, auf denen Gott Vater thront auf Wolken unter Engeln oder ſo. Der alte Mann lebt davon, weil er ſonſt müßt' verhungern, und 's iſt ein Gewerb wie andre auch. Ich aber hab' ſtudiert und eine Erziehung genoſſen, die mich hat gelehrt, Arbeit ſchändet nicht, auch nicht Handel zu treiben. Aber mit ſeinem Geſicht Geſchäfte zu machen, wenn man was Beſſeres im Kopf hat — nein, Herr Profeſſor, das geht mir gegen die Ehr'. Jeder Menſch muß haben ein Geſicht, aber Gott der Herr hat es uns nicht gegeben, damit herumzulungern und davon zu leben, daß man eine Naſe hat, die maleriſch iſt, und Haare, die den Herren Künſtlern wohlgefallen. Nichts für ungut, Herr Profeſſor, aber Sie irren ſich in mir, wenn Sie glauben, ich wär' der Mann, mich für Müßiggehen und Stillſitzen bezahlen zu laſſen.

Wieder bewegte er ſich nach der Thür. Ich wollte meinem Freunde zu Hülfe kommen.

Aber lieber Herr, ſagte ich, wie können Sie die Sache ſo auffaſſen? Iſt nicht auch das, was in Ihrem Kopfe ſitzt, eine Gabe Gottes, ſo gut wie Ihr Geſicht, und doch geht's Ihnen nicht gegen die Ehre, ſich dafür bezahlen zu laſſen? Der Herr Profeſſor hat Sie ja nicht in eine Klaſſe mit den gewerbsmäßigen Modellen geſtellt, ſon-

dern Sie nur um eine Gefälligkeit gebeten, wie jeden Anderen, dessen Gesicht ihm interessant erschiene, und jeder Andere hätte sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus gemacht, von einem berühmten Maler verewigt zu werden. Sie sind selbst Kunstkenner und wissen, wie viel große Herren und schöne Damen zu Raffael und Tizian ins Atelier gekommen sind, und heute noch nennt man mit Bewunderung ihre Namen, wenn man ihr Gesicht auf den Bildern sieht. Wenn Sie keinen anderen Grund haben, die Bitte abzuschlagen —

Er sah finster vor sich hin. Der Herr Doctor haben's errathen, murrte er zwischen den Zähnen. Ja, ich h a b' noch einen Grund, den aber will ich verschweigen.

Sagen Sie nur offen heraus, was Sie auf dem Herzen haben. Wir sind hier unter uns und werden alles, was Sie uns anvertrauen, respectieren.

Nu, stieß er hervor, wenn ich's denn sagen soll: ich hab' nicht Lust, Modell zu sitzen zu einem — christlichen Bild. Ich hab' nichts gegens Christentum, Gott der Allmächtige hat zugelassen, daß es gekommen ist in die Welt, und wird wissen, warum er's hat zugelassen. Aber daß ich selbst, der Sohn meines Vaters, soll mitspielen in der Komödie und mich lassen abconterfeien als der, den sie gekreuzigt und begraben haben und von dem sie sagen, er sei wieder auferstanden nach drei Tagen — nein, dazu geb' ich mich nicht her und würd' mich zu Tod schämen, wenn einer von meine Leut' das Bild sehen würd' auf einer Ausstellung und zu seiner Frau sagen: Gott der Gerechte, ist das nicht der Chajim N. N.? Wie kommt Der unter die Heiligen? Nein, so wahr ich will leben und gesund sein — ich bin nur ein armer Jud, aber dazu bin ich mir zu gut, und — und — — Ich *hab' die* Ehre, meine Herren!

Mit dieſen Worten hatte er die Thür erreicht und ſchob ſich, mehrmals ſich verneigend, haſtig über die Schwelle.

Mein Freund ſah ihm mit einem bedauernden Kopfſchütteln nach. Ein kurioſer Kauz! ſagte er. Aber ich hoffe, es war nicht ſein letztes Wort. Seinen Kopf muß ich haben, koſte es, was es wolle. Wenn ich mich nur nach ſeiner Wohnung erkundigt hätte.

Sie ſteht auf ſeiner Viſitenkarte, ſagt' ich und reichte ſie ihm. Aber ich fürchte, Du bezwingſt ſeinen Eigenſinn nicht. Er ſcheint mir einer von den ſtillen Fanatikern, die ſich lieber kreuzigen laſſen, als von dem Ehrencodex, den ſie ſich ſelbſt verfaßt, nur ein Titelchen aufzugeben.

Warten wir's ab! ſagte mein Freund. Seinen Kopf muß ich haben, und ſollt' ich ihm wie ein Wegelagerer auflauern und ihn gebunden in mein Atelier ſchleppen. Ich denk' aber, ich erreiche meinen Zweck auch mit gelinderen Mitteln.

* * *

Er verließ mich bald; ein gemüthliches Geſpräch wollte nicht in Gang kommen, da er beſtändig im Stillen an den Chriſtuskopf dachte und nur für das Intereſſe hatte, was ich ihm vom Leben und Weſen des ſeltſamen Mannes erzählen konnte.

Ich ſelbſt dachte nicht weiter daran, und erſt, als ich nach etwa drei Wochen mich beſann, daß ich K. verſprochen hatte, einmal nach ſeiner neuen Arbeit zu ſehen, kam mir die ganze Sache wieder in die Erinnerung.

Wie groß aber war mein Erſtaunen, als ich, in das Atelier tretend, mit dem erſten Blick unſern Freund Chajim erkannte, der vor dem großen Fenſter auf einer niedrigen Matratze ruhte, den Kopf auf ein Kiſſen

zurückgelehnt, die Augen sanft zugedrückt, während der Maler vor der großen Staffelei stand und so in seine Arbeit vertieft war, daß er mich erst bemerkte, als ich dicht hinter ihm stand.

Du bist es? sagte er. Du störst mich durchaus nicht. Wir haben schon drei Stunden besinnungslos gearbeitet und müssen jetzt Schicht machen. Auch Sie werden genug haben, Herr Chajim.

Ich hatte gesehen, daß das Modell, als mein Name genannt wurde, sich rasch aufrichtete. Sein Gesicht war dunkelroth geworden, er erhob sich unbeholfen von seinem Lager, strich sich mit den Fingern die Haare zurecht, und während er einen unsicheren Blick nach mir warf, stammelte er mit leiser Stimme: Morgen wieder um dieselbe Stunde, Herr Professor?

Morgen wieder um dieselbe Stunde. Adieu, lieber Herr!

Der Andere stieg von dem etwas erhöhten Postament herab, auf dem er geruht hatte, griff nach seinem Strohhut, der auf einem Schemel lag, und verabschiedete sich mit der linkischen schiefen Geberde, die ich an ihm kannte. Sein Auge suchte dem meinen auszuweichen.

Als er die Thür leise hinter sich zugezogen hatte, nickte mir der Maler lächelnd zu. Du siehst, ich habe den Starrkopf doch bezwungen, und es hat nicht einmal besonderer Künste bedurft. Auch diesmal hat der bekannte goldene Schlüssel das festverschlossene Thor geöffnet. Ich hab' ihm erst, da Du ihn mir als Kunstkenner vorgestellt hattest, eine schöne kleine Rede gehalten über die Pflicht jedes gebildeten Menschen, sich der Kunst zu opfern. Als das nicht verfangen wollte, rückte ich mit gewichtigeren Argumenten heraus, und er müßte nicht der Sohn Abrahams, Isaaks und Jakobs sein und wissen, Geschäft

ist Geschäft, wenn er sich nicht endlich hätte herumbringen lassen. Ich habe ihn seit drei Tagen eingefangen und finde den Preis nicht zu hoch. Sieh selbst und sage, ob man in diesem Gesicht eine Spur vom Versicherungsagenten finden kann, nicht vielmehr einen Erlöser, der nun selbst von allem irdischen Leiden erlöst ist.

Ich stand lange vor dem Bilde. Es war in der That Zug für Zug unser Bekannter und doch in dem edlen Kopf noch eine gewisse Verklärung, die aus der Seele und Phantasie des Meisters hinzugekommen war. Er erzählte mir, die größte Sorge des Modells sei gewesen, das Bild möchte über dem Altar einer christlichen Kirche aufgestellt werden. Als er gehört, es sei für eine Galerie bestimmt, habe er sich beruhigt.

Nach einer halben Stunde verließ ich das Atelier. Aber wie erstaunte ich, als ich unten vor der Hausthür den Mann traf, der mir oben so verlegen ausgewichen war, hier aber auf der Straße die ganze Zeit auf mich gewartet hatte.

Wie er so dastand, den Strohhut etwas auf den Hinterkopf zurückgeschoben, so daß der breite gelbe Rand das schwarze Lockenhaupt wie ein Heiligenschein einfaßte, machte er eine so seltsame Figur, daß jeder Vorübergehende sich nach ihm umsah. Er zog aber eilig den Hut, als ich heraustrat und näherte sich mir mit der schüchternen Miene eines Supplicanten.

Verzeihen der Herr Doctor, sagte er mit unsicherer Stimme, aber ich will Sie gewiß nicht lange belästigen, hier auf der Straße. Wenn der Herr Doctor gütigst gestatten, daß ich darf mitgehen ein paar Schritte —

Was haben Sie mir mitzutheilen, lieber Herr? sagt' ich, indem ich mich in Bewegung setzte.

Es ist nur, weil es dem Herrn Doctor wird aufge-

fallen sein, daß er mich getroffen hat als Modell, nachdem ich mich doch geweigert hab', zum Christus zu sitzen. Aber der Herr Professor ist gekommen und hat in mich hineingeredet mit so schönen Worten, so richtigen Worten, wie daß ja auch Jesus von Nazareth nur ist gewesen einer von meinem Volk und selbst kein Christ, ob die Christen sich auch nach ihm nennen, und es sei für meine Leut' keine Schande, vielmehr eine Ehr', wenn heute noch Einer herumgeh', dem man zutrauen könnt', er würde gehalten für den Messias und angebetet als der Sohn Gottes. Darauf hab' ich nichts gewußt zu erwidern, aber gleichwohl hatt' ich keine Lust, mich hinzusetzen und angaffen zu lassen und hernach zu hören, daß man mich herauserkennt aus dem Bild. Und so hab' ich gesagt, mein Geschäft erlaub' es nicht, und ich hätt' keine Zeit. Aber der Herr Professor, der ist ein großmüthiger Herr, ein reicher Herr und hat mir ein Gebot gemacht, daß ich sechs Wochen kann herumlaufen für meine Gesellschaft und verdien' nicht halb so viel an Provision, wie in ein paar Sitzungen im Atelier. Und da ist mir die Recha eingefallen —

Recha?

Das Mädchen, das ich möcht' heirathen, und ich hab' nur gedacht, mit dem Geld, das ich fürs Stillsitzen verdien', könnten wir unsere Einrichtung bestreiten, denn der Herr Professor hat versprochen, wenn er mit mir fertig wär', würd' er mich empfehlen an seine Collegen, denen hätt' er schon von mir erzählt, und ich würd' noch lange die beste Kundschaft haben. Nu, da bin ich zu ihm gegangen und bin jetzt ganz zufrieden, und die Recha ist vergnügt, und ich hoff', eh das Jahr um ist, können wir Hochzeit machen. Und da wollt' ich dem Herrn Doctor *meinen* Dank sagen, denn er ist's ja gewesen, bei dem ich

den Herrn Professor begegnet hab', und ohne das lief' ich mir noch immer die Sohlen ab um ein Stück trocken Brod.

Er streckte schüchtern seine Hand aus, die ich nicht zurückweisen konnte, obwohl sie nicht die sauberste war. Eh' er sich verabschiedete, sagte er mit einem zutraulichen Blick: Darf ich mir erlauben, noch eine Frage: wie denkt der Herr Doctor über das Versichern seiner Galerie? Es ist jetzt nicht mehr, daß ich werben möcht' für meine Gesellschaft, für die ich nicht mehr arbeit', bloß weil mich dauern die schönen Sachen und der Herr Doctor, wenn er wirklich einmal sollt' zu Schaden kommen.

Ich lachte und versprach ihm, seinen guten Rath zu befolgen. Über sein Gesicht ging ein Glanz von Freude, wie über das eines Heiligen, der eine Seele gerettet hat. Er zog den Hut noch einmal und verbeugte sich tief. Dann trennten wir uns.

* * *

So vergingen Monate. Die Grablegung wurde fertig, und auf der Ausstellung konnte ich den Kopf des guten Chajim vom Publikum, besonders dem weiblichen Theil, laut bewundern hören. Auch auf anderen Bildern tauchte er auf, in mancherlei Scenen und Verkleidungen. Das Geschäft war also in Flor, und im Lauf der Jahre konnte der Christuskopf am Ende noch in die Rolle des père éternel hineinwachsen.

Ich war daher nicht wenig erstaunt, als mir im Spätherbst wieder die Karte mit seinem Namen ins Zimmer gebracht wurde, auf der auch der Titel „Versicherungsagent" noch zu lesen war. Noch erstaunter aber, als der Angemeldete selbst hereintrat.

Es war noch immer das edelgeformte orientalische Gesicht mit den schwärmerischen grauen Augen, aber die Locken waren abgeschnitten, die Zahnlücke ausgefüllt, ein anständiger grauer Anzug bedeckte eine Gestalt, die sich behaglich zu runden begann, und in der Hand hielt er einen hohen, schwarzen Hut, der offenbar neu gekauft war.

Er bemerkte meine Verwunderung und sagte mit einem feinen Lächeln: Verzeihen der Herr Doctor, daß ich mich wieder einmal sehen lass'! Ich wollt' aber nur ergebenst fragen, wie es jetzt steht mit der Versicherung, und ob ich anbieten darf meine Dienste.

Sind Sie denn wieder bei Ihrer Gesellschaft und haben das Modellsitzen aufgesteckt? fragt' ich.

Zu dienen, Herr Doctor, ich bin nicht mehr bei der Kunst. Ich hab' von ihr gehabt, was ich hab' haben gewollt, jetzt hab' ich's nicht mehr nöthig und kann wieder leben nach meinem Gusto, und brauch' doch nicht dabei zu nagen am Hungertuch.

Wie ist denn das zugegangen? Erzählen Sie mir doch! Aber nehmen Sie Platz.

Er setzte sich dankend auf den Rand des Stuhls, den ich ihm anbot, und fing dann an, mir seine Erlebnisse zu erzählen.

Nicht bloß die Maler hatten sich um ihn gerissen, auch die Malweibchen waren auf ihn aufmerksam geworden. Zuletzt, gegen Ende September, hatte er sich von einem Damenatelier engagieren lassen, in welchem fünf oder sechs ältere und jüngere Fräulein auf gemeinschaftliche Kosten ihre Studien nach dem Leben machten. Es seien ganz artige Damen gewesen, einige auch recht talentvoll, und sie hätten ihn gut bezahlt, auch so munter bei der Arbeit geschwatzt, daß er sich nicht gelangweilt habe. Manchmal, da sie geglaubt, er versteh' nicht

Französisch, hätten sie eine Weile in dieser Sprache sich unterhalten, meist über ihn selbst. Da habe er dann gehört, daß ein paar von ihnen, nicht gerade die Jüngsten, von den Anderen geneckt wurden, als seien sie in ihn verliebt, am meisten aber eine in einem gewissen Alter und weder hübsch noch häßlich, eine Baronin aus Wien, Witwe und sehr reich, die nach München gekommen war, um hier ihrer Passion für die Malerei und das Leben in der Bohème nachzugehen. Die hab' ihn zuweilen mit so eigenthümlichen Blicken angeschaut, daß ihm ganz heiß geworden sei, ihm auch zuweilen Näschereien mitgebracht und verstohlen zugesteckt. Er hab' sie auch angenommen, aber nur um sie seiner Recha zu bringen.

Nu, eines Tages, fuhr er fort, wie gerade Feiertag war und die Sitzung ausfiel, krieg' ich ein Billet von der Baronin — den Namen will ich nicht nennen, es wär' gegen die Discretion — und sie schreibt mir darin, ob ich nicht möcht' die Güte haben, gegen Mittag sie zu besuchen, in ihrer Wohnung da und da, sie hätt' mir was Wichtiges zu sagen.

Ich denk' noch nichts Arges, zieh' mich an und geh' hin.

Sie empfängt mich in ihrem eleganten Boudoir, hat eine Toilette gemacht, die ihr besonders fein zu Gesichte stand, sich auch recht jugendlich frisieren lassen, aber gefallen that sie mir doch nicht besonders. Nu, sie laßt mich auf dem Diwan sitzen, dicht bei ihr, und spricht von diesem und jenem, von der Kunst und wie schwer sie sei, und ob ich selbst nicht gemalt hätt' und wie überhaupt mein Leben gewesen sei. Nu, ich bin ganz vertraut geworden und hab' noch immer nix gemerkt und nur immer gedacht: was wird das Wichtige sein, das sie dir hat wollen

mittheilen, vielleicht, daß du sie begleiten sollst nach Wien und dort das Modellgeschäft fortsetzen, oder dergleichen, wozu ich keine Lust gehabt hätt'.

Indem trägt ihre Kammerjungfer ein Tischchen herein, auf dem steht ein Korb mit schönen Früchten, Birnen, Trauben und Feigen und eine Krystallflasche mit einem goldfarbenen Wein und zwei geschliffene Gläser, auch ein Teller mit feinen Kuchen.

Sie wisse, sagt sie, ich äß nichts, was nach Christenart zubereitet sei, drum hab' sie nicht gewagt, mich einzuladen zu Mittag. Ich dürft' aber nicht verschmähen eine kleine Erfrischung.

Damit schenkt sie die beiden Gläschen voll, nöthigt mich, zu kosten von dem süßen, starken Wein, und nippt selbst ganz herzhaft, als wollt' sie sich Muth machen, und dann, indem sie ein wenig seufzt und die Augen niederschlagt: Herr Chajim, sagt sie, was ich Ihnen sagen werde, wird Sie überraschen, und Sie bekommen vielleicht eine ungünstige Meinung von mir, aber wer den Zweck will, muß die Mittel wollen, und ich hab' kein anderes Mittel, wenn ich mein Ziel will erreichen, als Wahrhaftigkeit, obwohl man's uns Frauen sehr verdenkt, wenn wir aus unserm Herzen keine Mördergrube machen, sondern offen gestehen, wie uns zu Muth ist, auch wenn es nichts Unrechtes ist, sondern eine ehrbare Sache.

Und nun stellen sich der Herr Doctor vor, kommt die edle Dame damit heraus, mir zu gestehen, daß sie, seit sie mich gesehen, mein Bild nicht mehr verscheuchen könn' aus ihrer Phantasie und es sehen müss', wo sie geh' und steh', im Wachen und im Traum, und nie wieder froh und glücklich werden könne, wenn sie nicht hoffen dürft', auch ich theilte diese Passion und könnt' mich entschließen, ihre Hand anzunehmen.

Sie begreifen, Herr Doctor, daß ich war, was man nennt verdattert, und sah immer weg von ihr und hätt' am liebsten auch weggezogen meine Hand, auf die sie hatt' gelegt die ihre, die war sehr weiß und weich und hat geblitzt von den kostbarsten Ringen.

Ich hab' nicht gehabt den Muth, zu sagen, ich bedauerte, ich könnt' sie nicht lieben, und wär' auch mit der Recha so gut wie versprochen, denn ich merkt', es hätt' sie tödtlich gekränkt, wenn ich so herausgeplatzt wär' mit der Wahrheit.

Also sagt' ich, ich könnt' nicht glauben, es sei ihr Ernst und sie woll' sich bloß machen einen Spaß mit mir, damit ihre Freundinnen was hätten zu lachen, wenn ich's wirklich glaubt' und mich in sie verlieben möcht'. Was die Welt würd' sagen, wenn sie, die hochgeborene Dame, heirathete einen armen Juden, der in den Münchner Ateliers Modell gesessen hätt' und gewohnt wär', Kugel und Bohnen zu essen und polnischen Fisch, den seine Frau nicht anrühren möcht'.

Da sei ich sehr im Irrthum, versetzte sie rasch. Sie habe schon einmal zur Probe koscher gegessen im Restaurant Thanhauser mit zwei Freundinnen und habe alles sehr gut gefunden. Sie sei dermaßen von ihrer Leidenschaft erfüllt, daß sie sich nicht bedenken würde, wenn das die unausweichliche Bedingung wäre, selbst zum mosaischen Glauben überzutreten. Was die Welt dazu sagen würde, gehe sie nichts an. Wir würden, wenn wir uns hätten geheirathet, nach Paris gehen, nach London oder bis Amerika, und kein Mensch sollt' eine Ahnung haben, der schöne Mann, an dessen Arm sie sich im Theater und Concert sehen ließe, sei einmal Versicherungsagent gewesen und hab' Modell gesessen zu einer Grablegung.

Je länger sie sprach, desto klarer wurde mir, daß sie

nicht ganz richtig sei im Kopf, sondern von einer verrückten Idee besessen, die sie ganz und gar aus Rand und Band gebracht hatte.

Ich hab' sie aber lassen reden und immer bloß geschüttelt mit dem Kopf und mir überlegt, wie ich sollt' antworten. Frau Baronin, wollt' ich sagen, was reden Sie für Narrischkeiten und was wollen Sie thun für Thorheiten, bloß weil ich hab' eine Nase, die Ihnen gefallt. Die Lieb' hängt nicht bloß ab von einer Nase, sondern auch von dem, was man nicht sieht, ob einer ist ein guter Mensch oder ein schlechter, was Sie gar nicht wissen von mir, und auch wenn ich wär' ein guter Mensch, aber auf die Läng' fänden Sie mich langweilig, würden Sie bereuen, daß Sie mich gewählt haben zu Ihrem Herrn Gemahl. Und Kugel und Bohnen und polnischer Fisch mögen Ihnen einmal haben gut geschmeckt, aber das dritte Mal spucken Sie den Bissen wieder aus. Also machen Sie mich nicht meschugge und lassen Sie mich gehen!

So hätt' ich gesprochen, wenn ich immer nur hätt' vor mich hingeschaut. Aber da sagte sie plötzlich: Warum sehen Sie mich gar nicht an, lieber Freund? In den Augen liegt das Herz, und wenn Sie mir in die Augen schauten, würden Sie sehen, daß ich's ernstlich meine und nicht nur für mich spreche, sondern auch Ihr Bestes will. Und wenn es Ihnen sonderbar scheint, daß ich den ersten Schritt gethan hab', müssen Sie bedenken, daß ich es habe thun m ü s s e n, weil Sie sich doch nie das Herz dazu gefaßt hätten.

Damit faßte sie meine Hand und drückte sie, und mit der anderen schenkte sie mir das Glas wieder voll und sagte: Trinken Sie, lieber Freund, und lassen Sie uns *darauf anstoßen*, daß es zu einem guten Ende komme!

Was hätt' ich sollen thun? Ich hab' müssen trinken und mit ihr anstoßen und ihr dabei ins Gesicht sehen, und ich kann Sie versichern, Herr Doctor, 's ist mir ganz schwül geworden, so haben ihre Augen gebrannt, und sie ist mir auch gar nicht häßlich vorgekommen, obwohl sie älter war, als ich, sondern ganz appetitlich, und der Wein ist mir durch die Adern gelaufen wie Feuer, denn ich bin ihn nicht gewöhnt. Und so hab' ich gesessen, und so wahr Gott lebt, ich hab' gedacht: Chajim, wenn du noch eine Viertelstunde neben ihr sitzen bleibst, macht sie einen Narren aus dir und bringt dich zu allem, was sie will, so hab' ich gefühlt, wie mir eine Verliebtheit ist gestiegen zu Kopf, da ich doch nicht war von Holz und Eisen.

Aber da hat Gott der Allmächtige sich meiner erbarmt und mir den Gedanken an meine Recha eingegeben, die neben dieser großen, vornehmen Dame nur ein armseliges Schicksel ist, und auch gar nicht schön und schielt sogar ein bischen, was sie übrigens gar nicht entstellt; aber brav ist sie und gescheit, und von meinem Blut und hat mich lieb. Da bin ich auf einmal aufgestanden und hab' gesagt: Verzeihen, Frau Baronin, aber ich muß fort. Ich bin der Frau Baronin dankbar, daß sie geworfen hat ihr Auge auf mich geringen Menschen und mich will glücklich machen, aber das Glück ist so groß, daß mir der Kopf davon taumelt, so daß ich mich erst besinnen muß, ob ich's darf annehmen. Ich werd' mir erlauben, schriftlich zu antworten, und bitte die Frau Baronin, mir zu geben vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, was gewiß nicht ist zu viel in einer Sach', wo sich's handelt um ein ganzes Leben.

Da hat sie mich angelächelt, und weil ich so verwirrt vor ihr gestanden bin, wohl gedacht, ich sei ihr sicher, und nur noch gesagt: Ich weiß, lieber Freund, statt eines

Briefes kommen Sie selbst und sagen, daß Sie mit allem einverstanden sind. Und ich hätte nur noch zwei Bitten: daß Sie sich abschneiden lassen die langen Haare, die daran erinnern, daß Sie Modell gesessen sind, und zu einem Zahnarzt gehn, der Ihnen einen neuen Zahn in die Lücke einsetzt, denn das ist das Einzige, was Ihnen fehlt, um vollkommen schön zu sein! Also adieu, theurer Freund, und auf Wiedersehen!

Und da gab sie mir ihre Hand, und ich hab' gethan, was ich nie vorher gethan hatt', ich hab' meinen Mund auf die schöne, weiße Hand gedrückt und bin dann fortgestürzt, als ob ich hätt' ein Verbrechen begangen. Zugleich hab' ich erkannt, daß es eine Unmöglichkeit ist in alle Ewigkeit, der Mann zu werden dieser fremden Dame, auch wenn keine Recha auf der Welt gewesen wär'. Der Herr Doctor weiß, die Christen sprechen von einem besonderen Geruch, den wir jüdische Leut' sollen an uns haben. Sie nennen's den foetor judaicus. Nu, ich weiß nicht, was daran ist, das aber weiß ich jetzt, auch die Christen haben einen aparten Geruch und der foetor germanicus ist uns genau so zuwider, wie ihnen der unsere, und wenn die Frau Baronin an mir sich nicht gestoßen hat wegen meines jüdischen, ich hätt's nicht übers Herz gebracht, die schöne, weiße Hand noch einmal zu küssen, geschweige das weiße, gepuderte Gesicht und den geschminkten rothen Mund.

* * *

Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten.

Die Hand der Dame wird nach Eau de Cologne geduftet haben, sagt' ich, oder nach einer feinen französischen Seife. Wenn Sie keinen anderen Grund zum Widerwillen hatten —

O, ſagte er, hundert für einen. Aber warum noch darüber reden? Ich bin, ohne mich zu beſinnen, nach Hauſe gegangen und hab' genommen den feinſten Briefbogen, den ich in meiner Mappe fand, und hab' der Dame geſchrieben den feinſten Abſage- und Entſchuldigungsbrief, den ich mir hab' können ausdenken, denn ich wollt' ihr möglichſt wenig wehthun und die Pille vergolden, ſo gut es hat gehen wollen. Den Brief hab' ich einſchreiben laſſen, und dann bin ich ſofort zu Recha gegangen und hab' ihr geſagt: Recha, es wird geheirathet, wir wollen nicht länger warten, wir haben's jetzt dazu, und die Modellſteherei muß ein Ende nehmen, und wir wollen leben ſchlecht und recht, und ſollt's auch zu Anfang ſein recht ſchlecht, aber der Gott unſerer Väter wird uns nicht laſſen verderben, wenn wir ſeine Gebote halten und eine gute, verträgliche Ehe führen. Zuerſt aber muß ich thun, was ich hab' verſprochen der ſchönen Dame, wegen des Haarabſchneidens und dem falſchen Zahn, denn ſein Wort muß man halten.

Nu, ſo hab' ich's denn gethan, wie Sie ſehen, und vierzehn Tag drauf haben wir Hochzeit gemacht, eine ganz kleine, nur mit zwei Trauzeugen, und ſeitdem ſind vergangen ganze ſechs Wochen und wir leben wie zwei Turteltauben. Es fehlt uns auch nicht an Futter, denn meine Recha iſt eine geſcheite Perſon und hat vorgeſchlagen, wir ſollen eine größere Wohnung miethen und als Zimmerherren Studenten nehmen von jüdiſchen Eltern, die hier die Vorleſungen beſuchen an der Univerſität und dem Polytechnikum. Und weil ſie iſt eine gute Hausfrau und verſteht ſich auf die Küche, haben wir alle Stuben beſetzt, und die jungen Leut' ſind gut bei uns aufgehoben. Ich ſelbſt hab' meine Agentur wieder aufgenommen, es iſt aber nur, um ein biſſel

Taſchengeld zu haben und kaufen zu können die Bücher, die ich brauch' zum Studieren. Denn ich hab' mich wieder auf meine Mathematik verlegt und leb' ſo zufrieden, wie die Erzväter im Gelobten Land nicht glücklicher können gelebt haben, mit ihren großen Viehheerden und vielem Geſinde. Von der Baronin aber hab' ich nix mehr geſehen und gehört, und hoff', ſie wird an mich denken im Guten, wenn ſie erſt wird eingeſehen haben, daß ich mehr Verſtand gehabt hab', als ſie, und ſie behütet hab' vor einer großen Thorheit, die ſie hätt' unglücklich gemacht ihr Leben lang.

Das hab' ich auf dem Herzen gehabt dem Herrn Doctor zu berichten, weil er ſich hat ſo gütig intereſſiert für einen armen jüdiſchen Menſchen, der ihm ganz unbekannt war.

Und jetzt — wenn ich mir erlauben darf zu fragen: wie ſteht's mit der Verſicherung der Galerie?

Ich ſagte ihm, ich hätte inzwiſchen ſelbſt dazu gethan, die Verſicherungsſumme angemeſſen zu erhöhen, und danke ihm für ſeine Vermittlung. Er zuckte mit der Miene des Bedauerns die Achſeln, und ich ſah, daß er gar zu gern erfahren hätte, um wie viel die Summe erhöht worden ſei. Aber er fühlte, daß es zudringlich geweſen wäre. Noch einmal trat er vor das Sopha und betrachtete aufmerkſam den Jan Steen, mit halblauten Ausrufen der Bewunderung. Dann verneigte er ſich aufs Ehrerbietigſte und ſchob ſich wieder aus der Thür.

Ich habe ihn in all den Jahren nicht wiedergeſehen.

Ein Menschenfeind

(1904)

„Eine große Collection älterer Kunstblätter, Stiche, Radierungen ꝛc., meist italienische Architekturen und Genreſcenen darstellend, ist im ganzen oder einzeln zu verkaufen. Besichtigung zwischen drei und fünf Nachmittags, Nymphenburgerstraße Nr. — —“

Gerade hatte ich diese Anzeige in den Münchener Neuesten Nachrichten gelesen, als ein Freund von mir bei mir eintrat.

Du studierst den Annoncentheil? sagte er lächelnd. Da brauche ich mir kein Gewissen daraus zu machen, dich zu stören. Oder hast du etwas Interessantes gefunden?

Für mich nicht, erwiderte ich. Aber für dich vielleicht. Du bist ja Sammler und durchstöberst sogar die Buden auf der Auer Dult nach echten Rembrandts oder Chodowieckis. Da lies!

Ich hielt ihm das Blatt hin. Er warf einen Blick darauf und sagte: Eine große Collection? Groß mag sie sein, aber schwerlich ist viel Rares darunter. Ich kenne den Mann, der die Annonce hat einrücken lassen, bin ihm schon ein paarmal bei verschiedenen Antiquaren begegnet, wo er immer stundenlang in den Mappen herumkramt, um endlich, ohne etwas zu kaufen, abzuziehen. Oder wenn er an einem Blättchen hängen bleibt, ist's nur Schanden halber, um den Händler durch

ſein langes reſultatloſes Suchen und Blättern nicht zu ſehr zu verſtimmen, und dann handelt er noch eine gute Weile und iſt froh, wenn er's eine Mark billiger bekommt. Ein wunderlicher Kauz, ein richtiger Sonderling, läßt ſich Herr Doctor nennen, aber in welcher Facultät er promoviert hat, weiß kein Menſch, da er ein Norddeutſcher iſt und erſt ſeit zehn Jahren ſich hier niedergelaſſen hat. Ganz arm kann er nicht ſein. Das Häuschen an der Nymphenburgerſtraße nahe bei Neuhauſen, das er bewohnt, hat er gekauft, lebt aber dort wie ein Schuhu im Neſt, ganz menſchenfeindlich, denn Niemand kommt zu ihm und er zu Niemand, und nur um die Dämmerung macht er einen Spaziergang, meiſt nach Nymphenburg oder Gern, wo ihn Alle kennen, aber nicht wagen ihn zu grüßen, weil er eben immer ein wildes Geſicht macht, als ob man ihn beleidigen wolle. Niemand weiß auch, wovon er lebt, ſeine alte Magd iſt ebenſo ſtumm, wie ihr Herr, wenn ſie ihre paar Einkäufe macht, faſt nur Gemüſe. All dieſe Notizen verdanke ich meinem antiquariſchen Freunde, bei dem ich ihn zuletzt getroffen. Er hatte an dem Tage gerade einen Kauf gemacht, deſſen Preis ſein ſonſtiges Budget weit überſtieg, ein ſehr wohlerhaltenes Exemplar von Dürer's Ritter, Tod und Teufel. Zehnmal hatte er's in die Hand genommen, immer wieder hingelegt, wenn der Händler immer wieder betheuerte, billiger könne er's nicht laſſen, und zuletzt hatte er mit einem grimmigen Knurren geſagt, er wolle es haben, obwohl der Preis unverſchämt hoch ſei, es möge ihm in ſeine Wohnung geſchickt werden, er habe das Geld nicht bei ſich.

Dann ging er aus dem Laden, die tiefliegenden *ſchwarzen* Augen auf den Boden geheftet, ohne mich

nur mit einem Blick zu ſtreifen. Ich ſah ihm verwundert nach und ließ mir dann von ihm erzählen, was ich dir eben mitgetheilt habe. Aber ich habe keine Luſt, die Bekanntſchaft in ſeinen eigenen vier Pfählen fortzuſetzen. Was kann er viel zuſammengeſcharrt haben? Roba di fallimento, wie man in Italien ausrufen hört. Sammler dürfen keine Geizhälſe ſein, für ein ſchönes Blatt müſſen ſie im Stande ſein das Hemd vom Leibe herzugeben, nur dieſer ſonderbare Heilige ſcheint den Werth von Kunſtblättern nach ihrer Billigkeit abzuſchätzen, eine Art Manie, wie andere auch. Mit Dürer, der eine Ausnahme machte, mag es irgendeine perſönliche Bewandtniß gehabt haben.

* * *

Wir ſprachen von anderen Dingen, und der Mann und ſeine Sammlung kamen mir ganz aus dem Sinn.

Doch ſeltſam, am Nachmittag, als ich meinen gewöhnlichen Spaziergang machte, fand ich mich plötzlich auf der Landſtraße, die nach Nymphenburg hinausführt, damals noch an unanſehnlichen, zerſtreut liegenden Häuſern vorbei, nachdem ich die beiden großen Rivalen, den Löwenbräu- und den Arzberger Keller, hinter mir gelaſſen hatte. Ich war mir nicht bewußt, daß die geringſte Neugier mich nach dem Hauſe des „wunderlichen Kauzes“ trieb, deſſen „Collection“ mich durchaus nicht intereſſierte. Doch je weiter ich mich von der Stadt entfernte, deſto deutlicher trat das Bild, das ich mir nach der Schilderung des Freundes von ihm gemacht hatte, vor meine Phantaſie, und zuletzt fühlte ich ein lebhaftes Verlangen, zu erfahren, ob die Wirklichkeit meiner Idee entſprach. Eh ich's dachte, war ich

an dem bezeichneten Hause angelangt. Das lag ganz einsam, fast am Ende der Chaussee, auf der linken Seite, nach Norden gewendet. Die Baumreihe davor war schon kahl, wir standen am Anfang November, ein rauher Wind jagte die gelben Blätter, die am Boden lagen, durch die grauen Regenpfützen längs des Fußweges. Rechts und links von dem Hause war unbebauter Grund, das dürftige Gras darauf von den ersten Nachtfrösten verbrannt, auch das Vorgärtchen mit ein paar Georginensträuchern und Ranken wilden Weins traurig verwahrlos't.

Es war ein mit Schindeln gedeckter niederer Bau, das Erdgeschoß seltsamerweise höher als der obere Stock, drei Fenster, in der Front die Thür, zu der am Gärtchen vorbei ein schmaler Gang neben einem alten Zaun führte. Vorzeiten mochte es ein Gärtner bewohnt haben, der auf der Rückseite einen Gemüsegarten bebaute. Dann war dieser eingegangen, die kahle Wüstenei ringsum hatte die Pflanzung überwachsen, und nur an der Vorderseite waren die kümmerlichen paar Ziersträucher stehen geblieben.

In der grauen Herbststimmung machte das ganze Anwesen einen trostlosen Eindruck völliger Verlassenheit. Kein Schildchen an der Hausthür verrieth, wer hier wohnte, und als ich aufklinkte, blieb sie verschlossen. Die Glocke, an der ich läutete, gab einen heiseren Ton. Erst nach dem zweitenmal hörte ich einen langsamen Schritt drinnen der Schwelle sich nähern und eine unwirsche Stimme fragen, wer draußen sei.

Jemand, der die ausgeschriebene Kunstsammlung besichtigen möchte.

Ein Riegel wurde zurückgeschoben, und die Thür ging auf. In dem dunklen Hausflur, von dem eine

ſchmale Treppe in den oberen Stock hinaufführte, ſtand eine alte, grauhaarige Perſon in der Kleidung einer Magd, doch, ſo viel ich ſehen konnte, reinlich und anſtändig gehalten. Sie maß mich mit einem argwöhniſchen Blick, deutete dann aber mit einer ſtummen Gebärde nach einer Thür zur Linken und zog ſich, nachdem ſie den Riegel wieder vorgeſchoben, in den Hintergrund des ſchmalen Ganges zurück.

Auf mein beſcheidenes Anklopfen hörte ich drinnen ein kräftiges Herein! rufen und trat raſch über die Schwelle.

Das Zimmer, das ich betrat, war geräumiger, als man von draußen vermuthet hätte, und ſeltſam genug ausgeſtattet. Vor dem einen Fenſter zur Linken ſah ich einen ziemlich breiten Tiſch, auf dem ein paar Mappen lagen, die linke Wand war faſt ganz von einem mannshohen Vogelhauſe eingenommen, in dem es luſtig von einer Menge kleiner buntfarbiger Vögel ſchwirrte und zwitſcherte; darüber hingen zwei große Kupferſtiche, die Peterskirche von der Vorder- und Rückſeite darſtellend, ſtatt der Rahmen nur mit breiten ſchwarzen Papierſtreifen eingefaßt. Zwiſchen ihnen ein ſchöner alter Stich nach Raffael's Transfiguration, in einem geſchnitzten Holzrahmen von dunkler Farbe.

An der Wand gegenüber ein kleiner eiſerner Ofen, der aber trotz der rauhen Herbſtluft nicht in Function geſetzt war, daneben eine alte Kommode mit Meſſingbeſchlägen, auf der ein Theegeſchirr und ein blanker Meſſingkeſſel ſtanden. Die Thür gleich zur Rechten neben dem Eingang war halb geöffnet, ich ſah mit einem flüchtigen Blick das Ende eines Bettes, das die einfenſtrige Kammer faſt ganz auszufüllen ſchien, alles von größter Sauberkeit, ſo ärmlich die ganze Einrichtung war.

Vorn aber am zweiten Fenster stand ein großer Lehnstuhl, aus dem sich bei meinem Eintritt eine lange, seltsame Figur erhob, mit einer kaum merkbaren Verbeugung mich begrüßend.

Ein Mann, etwa sechzig alt, das kahle Haupt mit einem in den Nacken geschobenen schwarzen Käppchen bedeckt, das ihm das Ansehn eines Canonicus gab. Aus dem sehr bleichen Gesicht blickten zwei schwarze Augen unter buschigen grauen Brauen mit einem Ausdruck scharfer, kalter Unerbittlichkeit hervor, zugleich mit einer völligen Gleichgültigkeit, die fast an Verachtung streifte. Der gleiche Zug von harter Entschlossenheit, sich durch Nichts rühren zu lassen, zeigte sich an den schmalen Linien des sehr ausdrucksvollen Mundes, und die mächtige, eines römischen Imperators würdige Nase vollendete das imponierende Bild eines Charakterkopfs, wie ihn wohl ein Mann, der für einen Menschenfeind galt, auf den Schultern tragen mochte.

Die hagere Gestalt steckte in einem fast bis zu den Knöcheln reichenden verschossenen grünen Schlafrock, am Halse mit einem grauen Besatz von Lammfell verbrämt, die Füße in Pelzschuhen. Doch bemerkte ich, daß die Wäsche, so viel von ihr zu sehen war, wenn der Rock sich öffnete, von größter Reinlichkeit war, wie denn auch das welke Gesicht des alten Herrn erkennen ließ, daß er darauf hielt, täglich aufs sorgsamste rasiert zu werden.

* * *

Ich hatte, ohne meinen Namen zu nennen, mein Anliegen vorgebracht, die Collection besichtigen zu dürfen, obwohl ich eigentlich kein Sammler sei, sondern nur Freude an schönen Stichen und Radierungen hätte.

Der alte Herr verneigte sich, wie andeutend, daß ich nicht zum Kaufen verpflichtet sei, und sagte dann: Machen Sie sich's bequem, aber behalten Sie Hut und Paletot an. Es ist hier etwas kalt. Ich habe aus Italien eine Abneigung gegen geheizte Zimmer mitgebracht. Außer wenn es meinen Vögeln oder dem Kater zu kalt wird, lass' ich den Ofen nicht anzünden.

Jetzt erst bemerkte ich die große blaugraue Katze mit einem weißen Stern vorn auf der Brust, die in einem flachen Korbe zur Seite des Lehnstuhls auf einer weichen wollenen Decke lag und zu verstehen schien, daß eben von ihr die Rede war, denn sie ließ ein Schnurren hören, das ebensowenig behaglich klang, wie die Worte ihres Herrn. Dieser, nachdem er auf den Stuhl hingewiesen, der vor dem Tische stand, setzte sich wieder in seinen Sessel und nahm das Buch zur Hand, das er auf das Fenstersims gelegt hatte. Daneben stand eine silberne Dose, aus der er häufig eine Prise nahm. So vertiefte sich Jeder von uns Beiden in seine Angelegenheiten, ohne daß weiter ein Wort gesprochen wurde.

Mich aber fesselte der Inhalt der Mappen nicht so sehr, daß ich nicht dazwischen einen Blick auf das Bücherrepositorium geworfen hätte, das den ganzen Raum des breiten Fensterpfeilers einnahm.

Es war keine alltägliche Handbibliothek. Lauter Werke scharfer Beobachter und nachdenklicher Weltweisen. Von manchen konnte ich bei dem Zwielicht, das im Zimmer herrschte, die Autorennamen nur errathen, deutlich aber las ich Montaigne's Essais, Carlyle's Heroencultus, Stendhal's Promenades dans Rome, Taine's Voyages en Italie, Jacob Burckhardt's Cultur der Renaissance und fast die sämmtlichen Werke Machiavelli's. Auch Schopenhauer und Leopardi fehlten nicht,

wie sich's für die Bücherei eines richtigen „Menschenfeindes" gehörte.

Diesen selbst etwas näher kennen zu lernen und vielleicht von merkwürdigen Schicksalen Kunde zu bekommen, die ihn zu dem Sonderling, der er schien, gemacht hatten, reizte mich mehr, als den Inhalt dieser Mappen gründlich zu durchforschen, der allerdings, wie mein Sammlerfreund geweissagt hatte, nicht viel anderes war, als was man bei italienischen Tröblern um billiges Geld zusammenkaufen kann. Die römischen Volksscenen Pinelli's, lithographische Caricaturen aus dem XVIII. Jahrhundert, ein paar Stiche nach den hübschen idyllischen Landschaften Zuccarelli's, besonders viel Abbildungen römischer Ruinen und Paläste, Vestatempel, Coliseo und Theater des Marcellus, für die damalige Zeit nicht ohne Verdienst, heutzutage aber durch die Photographie längst verdrängt, auch meist durch Stockflecke und andere Verwahrlosung entwerthet. Es mochten etwa anderthalbhundert Blätter sein, und um den Besitzer nicht zu kränken, mußte ich's über mich gewinnen, beide Mappen vollständig durchzusehen.

Ich war noch nicht mit der einen ganz fertig, da hörte ich den stummen Mann am anderen Fenster sagen: Genieren Sie sich nicht, geehrter Herr, mit dem Durchblättern des alten Krams aufzuhören. Ich seh' es Ihnen an, daß nichts darin für Sie zu finden ist. Vor zwei Jahren hab' ich meine richtige Sammlung, lauter ausgesuchte Stücke, versteigern lassen. Da hätten Sie eher Ihre Rechnung gefunden. Das Zeug da in den Mappen ist nur der Rest, der Abhub, den ich mir nun auch vom Halse schaffen möchte, da er nicht den geringsten Werth mehr für mich hat. Ja ich schäme mich *fast*, daß ich einmal all diese armen Sächlein wie einen

großen Schatz ansah und nicht eifrig genug ihn vermehren konnte. Das war, als ich noch ein Neuling in Italien war, na, und selbst an die elendeste Vedute knüpft sich wohl auch diese und jene Erinnerung. Ich bedaure, durch meine Annonce Ihnen eine falsche Hoffnung erregt und Sie bei dem schlechten Wetter den weiten Weg herausgelockt zu haben.

Ich sagte ein paar Worte, die ihn darüber beruhigen sollten, und ließ meine Augen wieder in dem Zimmer herumgehen, bis sie an den beiden Ansichten der Peterskirche hängen blieben.

Das sind ein paar herrliche Blätter, sagt' ich. Man kann den großartigen Eindruck dieses wunderbarsten aller Bauwerke nicht eindringlicher wiedergeben, als in diesen Stichen, bei denen auch die kleine Staffage die Größenverhältnisse so glücklich zum Bewußtsein bringt. Ich kenne auch keine Photographieen, die etwas ähnliches erreichten.

Wäre Ihnen daran gelegen, die beiden Stiche zu besitzen? Ich bin bereit, sie Ihnen zu überlassen, zu dem sehr mäßigen Einkaufspreise.

Ich sah ihn erstaunt an.

Ist das Ihr Ernst, Herr Doctor?

Gewiß. Warum sollte es nicht?

Die Blätter sind eine so schöne, vornehme Decoration Ihres Zimmers, und gewiß werden sie Ihnen fehlen.

O, ich kann sie sehr gut missen, nachdem ich sie so lange vor mir gesehen habe, daß ich jeden Strich darauf kenne und nur die Augen zu schließen brauche, um sie mir wieder vorzustellen. Sie waren das Erste, was ich in Rom kaufte, nun sind's fünfundzwanzig Jahre.

Sie haben lange in Italien gelebt?

Sehr lange, die besten Jahre meines Lebens, und wäre nie fortgegangen, wenn man mich nicht endlich vertrieben hätte.

Vertrieben? Wer konnte —

Nun, die Italiener. Die lernte ich endlich auch kennen, nachdem ich jahrelang mich nur um die Kunstwerke dort bekümmert hatte. Sie kennen das Land auch?

Ein wenig.

Und lieben die Italiener?

Mit Auswahl.

Natürlich. Es gibt überall gute Menschen, eine Elite, und die ist in Italien vielleicht liebenswürdiger, als anderswo, dafür aber die große Menge schlimmer und elender. Bestien, Kinder und Narren die meisten — Gott verzeih's denen, die sie so haben werden lassen, ihre kräftigen Triebe nicht gezügelt, ihre Ungezogenheiten nicht mit Ruten gestraft haben. Nun kann es kein mit der Milch der frommen Denkart gesäugter Mensch auf die Länge unter ihnen aushalten, ohne daß ihm siebenmal an jedem Tage die Galle überläuft, wenn er diese nichtswürdigen Thierquälereien mit ansehen muß, die den Eingeborenen jedes Alters und Standes so selbstverständlich scheinen, wie unnützen Buben im Frühling Maikäfer an einen Faden zu binden oder Schmetterlinge lebendig auf Nadeln zu spießen. Das haben Sie doch auch da unten zu sehen bekommen?

Gewiß und mit Kummer, da ich dieses Volk trotz alledem besonders fein begabt und unter den romanischen Rassen obenanstehend finde.

Der alte Herr schwieg einen Augenblick, nahm bedächtig eine Prise und sagte dann: Mag sein, aber das *Verderben* ist ihnen so ins Blut und in die Knochen

gedrungen, daß sie jetzt trotz ihrer nobleren Naturanlage schlimmere Barbaren sind, als selbst wir groben Germanen. Thierschinder gibt es auch bei uns. Der Mensch, der sich für edel, hilfreich und gut ausgiebt, wird sofort eine Bestie, wenn sich's um seinen Nutzen oder nur um sein Vergnügen handelt, und beutet seine armen, stummen, vierbeinigen Brüder rücksichtslos aus. Bei uns aber sind wenigstens die Besseren zur Erkenntniß gekommen, wie tief sie unter das Thier sinken, wenn sie sich seiner nicht erbarmen, da kein Thier grausam ist zu seinem Vergnügen, sondern nur mordet aus bitterer Noth, um sein Leben zu erhalten, oder wenn es vorher mit seinem Opfer spielt, wie die Katze mit der Maus, die Entschuldigung für sich hat, daß es keine ethischen Begriffe besitzt, nur blinde Instinkte. In Italien aber giebt's keine Thierschutzvereine, da wird nichts dafür gethan, die Katzeninstinkte des blöden, kindischen Volks über die Ruchlosigkeit seiner Thiermißhandlungen aufzuklären. Priester und Lehrer, die dazu verpflichtet sein sollten, machen ruhig mit, die Herren Lehrer schießen Singvögel weg und fangen sie in Schlingen, wo sie sich todt zappeln, Sie wissen ja — Thiere sind keine Christen, heißt's, sie haben keine Seele.

Er war längst aufgestanden und hatte sich so heiß geredet, daß er sich mit seinem Tuch die Stirn trocknen mußte. Der Kater schien von diesem heftigen Ausbruch seines Herrn, der ihm wohl ungewöhnlich vorkam, aufgeregt zu sein, er erhob sich mit einem Ruck von seinem Lager, machte einen geschmeidigen Satz aus dem Korbe heraus und rieb sich mit drohendem Schnurren am Bein des Alten, der vor mich hingetreten war und in etwas ruhigerem Tone sagte: Entschuldigen Sie meine hitzige Expectoration. Ich gerathe

immer in eine Art Fieber, wenn ich dran denke, daß dieſe Scheußlichkeiten mir das ſchöne Land verleidet haben, wo ich lieber meine Tage beſchlöſſe, als irgendwo ſonſt. Nationallaſter gibt es ja unter jedem Himmelsſtrich, und überall ſind die Menſchen Bagage oder arme feige Schächer. Das habe ich ſchon in meinem lieben engeren Vaterlande erfahren, ſogar von Berufs wegen. Mein Vater war Gerichtspräſident in Braunſchweig. Ich mußte natürlich Jura ſtudiren, zog aber der Beamtenlaufbahn die freie Stellung als Advocat vor. Nach zwei Jahren hatte ich ſo viel von den Erbſünden meiner theuren Nebenmenſchen erlebt, daß ich genug hatte. Vollends die Pflicht des Vertheidigers, jeden Lumpenhund ſo weiß zu waſchen, wie es mit Vorbeiſchleichen an klaren Geſetzesbeſtimmungen irgend thunlich, drohte mir das Blut zu vergiften. Als ein ganz aparter Halunke, dem ich in einem halsbrechenden Handel mit einem blauen Auge durchgeholfen hatte, am Tage nach der Freiſprechung mich auf der Straße verbindlich grüßte, als wären wir Zwei ein par nobile fratrum, hielt ich's nicht länger vor Scham und Ekel aus und hing die Toga an den Nagel. Meine Mittel erlaubten mir's zum Glück.

Ich ging zunächſt nach Frankreich, nach Paris. Sie kennen es ohne Zweifel. Ich blieb leider lange genug dort, um die Schattenſeiten der Ville lumière und ihrer liebenswürdigen Bewohner kennen zu lernen. Was über ſie zu ſagen iſt, haben unter anderem zwei ihrer klügſten Landsleute, gewiß unverdächtige Zeugen, geſagt, Henri Taine und Henri Beyle. Na, ich machte mich endlich aus dem Staube dieſes Eitelkeitsmarkts und ging nach Italien. Nachdem ich die Amour vanité *kennen gelernt* hatte, wollte ich's mit der Amour passion

probieren — Sie wissen, so hat Stendhal in seinem goldenen Büchlein de l'amour die Liebe der beiden Nationen bezeichnet. Er mußt' es wissen. Ich hab' es am eignen Leibe nicht erfahren. Die passion versparen die Weiber in Italien wahrscheinlich für ihre Landsleute. Der Fremde ist auch in diesem Punkte nur ein Ausbeutungsobject.

Er nahm wieder eine bedächtige Prise und sagte dann: Wie komm' ich dazu, Ihnen so viel von mir vorzuschwatzen, da ich Sie nicht näher zu kennen die Ehre habe? Verzeihen Sie, wenn ich Sie langweile. Ich bin so hineingekommen, und wenn Sie bedenken, daß ich oft wochenlang keine Veranlassung habe, mehr als zehn Worte mit meiner alten Dienerin zu sprechen, werden Sie begreifen, daß das Mittheilungsbedürfniß eines einsamen Menschen sich endlich Luft macht, wie ein lange gehemmter Mühlbach über seine Schleuse stürzt.

Er verneigte sich leicht, als wenn er mich nun entlassen wollte.

Nein, sagte ich, verehrter Herr, Alles was Sie mir gesagt, war mir höchst interessant. Auch sind meine Ansichten von den Menschen gar nicht so weit von den Ihrigen entfernt. Nur daß ich glaube, ihren vielen Menschlichkeiten gegenüber sei weniger Zorn oder Verachtung als Mitleid am Platz.

Mitleid! brauste er auf. Aber ich bitte Sie, was wird damit gebessert? Haben Sie je einem Menschen, dessen Narrheit und Bosheit ihn in eine schlimme Lage gebracht, geholfen, ohne daß Sie erleben mußten, daß er's hernach genau so thöricht oder nichtswürdig weiter trieb wie vorher? Der Charakter ist ja unveränderlich, das hat Schopenhauer ganz richtig erkannt, nur daß auch

er sich von dem schmeichelnden Trugbild des Mitleids bethören ließ und sogar die Wurzel der Moral darin fand. Da kann's einen nicht wundern, daß schwächere Köpfe erst recht das alte Lied von der Nächstenliebe singen. Zumal da sich's mit dem angeborenen Egoismus so herrlich in Einklang bringen läßt. Man abonniert ja auf einen Platz im Himmel durch gute Werke, zu geschweigen des vielen Pläsirs, das man auf Armenbällen, Bazars und in Wohlthätigkeitskonzerten genießen kann. O diese liebevolle Brüderlichkeit! Da schneiden sie einen armen Teufel, der's vor Hunger nicht länger aushielt und sich aufhing, eilig ab und bringen ihn wider seinen Willen ins Leben, nachdem sie ihn von ihrer Thür weggejagt, wenn er um ein Stück Brod bettelte. Ist's nicht menschenfreundlicher, lieber gleich Alle hinsterben zu lassen, als das elende Leben mit schäbigen Almosen zu fristen? Aber freilich, die Stellen der Armenpfleger nähren ihren Mann. Heuchler und kein Ende! Die alten Spartaner waren weiser, die ertränkten jedes krüppelhaft geborene Kind im Eurotas. Und auch vor der wilden Bevölkerung in Peru habe ich alle Hochachtung, wo man, wenn ein Kranker für unheilbar erklärt worden ist, den dazu amtlich verpflichteten Wohlthäter kommen läßt, der sich ganz sanft neben den Patienten hinsetzt und ihm so lange die Finger in die Kehle bohrt, bis er ausgelitten hat. Ecco!

Ich mußte laut lachen. Verzeihen Sie, werther Herr, sagt' ich, aber ich bin überzeugt, so grimmig Ihre Theorie lautet, in der Praxis verfallen auch Sie gelegentlich in die Schwäche der sogenannten Nächstenliebe.

Er runzelte die dichten Brauen.

Wer kann für sich einstehn, daß er nicht dann und wann eine Dummheit macht! Um aber nicht in diese Versuchung zu kommen, giebt's ein sicheres Mittel: sich von den Menschen abzuschließen. Sie glauben nicht, wie leicht man sie entbehren kann, wenn man nur gute Bücher hat und etwas Kunst. Es hat zum Glück von jeher Männer gegeben, die die Menschenwelt mit unbestochenen Augen ansahen und für Gleichgesinnte ihre Meinungen darüber aussprachen. Sie trafen mich gerade bei der Lectüre eines der größten unter diesen, des Machiavell. Der hat gewußt, wie man die Herdenmenschen am sichersten einpfercht und den Hirtenstab kräftig brauchen muß, wenn die Schafe wild werden möchten. Sein berühmter Gegner, der alte Fritz, hat in reiferen Jahren auch erlebt, daß er mit seinem Anti-Machiavell einen Dummenjungenstreich gemacht hat, und sich nicht gescheut, seinen Grenadieren zuzurufen: Kerls, wollt Ihr denn ewig leben? Na, sehen Sie, in so guter Gesellschaft hat das Einsiedlerleben keine Schrecken. Und dazu hat ja der Weltschöpfer, wer's nun auch sein mag, als er die Erde mit dem zweifelhaften Glück bedachte, ihr den Menschen zum Herrn zu geben, für einen Trost in allem Elend, das daraus entspringen mußte, gesorgt: er hat einzelnen Menschen die Kraft verliehen, die mangelhafte Wirklichkeit in ewigen Formen zu verklären, gleichsam eine zweite schönere Welt zu schaffen, in die Jeder sich retten kann, dem es in der irdischen nicht warm und wohl wird.

Es war so dunkel im Zimmer geworden, daß die drei Bilder an der Wand kaum noch sichtbar waren. Das Gezwitscher im Vogelhaus war verstummt, der Kater hatte sich auf seinem Lager zusammengerollt und schnurrte aus dem Schlaf. Aber die Augen des alten

Herrn funkelten durch die Dämmerung in einem ganz merkwürdigen Glanz, als er jetzt sagte: Ich habe fast Alles gesehn und genossen, was es an schönen Dingen in jenem gelobten Lande zu sehen giebt. Zuletzt bin ich dahin gekommen, ohne den anderen großen Meistern die schuldige Ehrfurcht und Bewunderung zu versagen, daß ich mich allein an die beiden Größten gehalten habe. Sie sind einander verwandt als die beiden Lieblingssöhne der Mutter Natur, und doch die entschiedensten Gegenpole: der eine ein riesenhafter Kämpfer, ein Titane, der sich alles gewaltsam zu eigen machen mußte, wonach ihm das Herz stand, der andere ein Kind des Glücks, dem alles kampflos zufiel. Aber sehn Sie, auch der, obwohl ihm von den Menschen zeitlebens nur Liebes und Gutes zutheil geworden war — er kannte die Menschen doch auch als die armseligen Schächer, die sie nun einmal sind, und in seinem letzten Werk hat er's in großartiger Symbolik ausgesprochen.

In der Transfiguration?

Unwillkürlich wandte ich mich nach dem Bilde um, von dem kaum die Umrisse mehr zu erkennen waren.

Der alte Herr ging nach der Kommode und zündete die Kerze auf dem kleinen Messingleuchter an, der neben dem Theegeschirr stand. Mit dem brennenden Licht trat er dann vor das Bild und sah andächtig zu ihm hinauf.

Jawohl, sagte er, wer tiefer zu blicken versteht, erkennt ganz deutlich, was mit der wundersamen Composition gemeint ist. Die weisen ästhetischen Kritiker haben natürlich daran herumgenörgelt, die Zweitheiligkeit getadelt und Alles besser gewußt. Aber es ist doch klar, daß der Heiland sich ins Ewige zurückschwingt, nachdem *ihn die* Ahnung beschlichen hat, wie wenig die Menschen

es werth waren, daß er zu ihrer Erlösung sich ans Kreuz schlagen ließ. Er sieht voraus, seine Botschaft der Liebe werde in ihr Gegentheil verkehrt werden, sein Name das Feldgeschrei, unter dem die fanatischen Narren sich zerfleischen, und des zum Zeichen hat der unsterbliche Künstler, der zugleich ein tiefer Denker und Seher war, den besessenen Knaben mitten unter die Apostel gebracht, die sich in ihrem heuchlerischen Schmerz gleichfalls wie unsinnig gebärden. Der Heiland aber, obwohl ihn die beiden Propheten zu seinen Seiten zu trösten wünschen, wendet die Augen von der irdischen Misère ab, als wollte er seinem himmlischen Vater klagen: warum hast du mich zu Diesen gesandt, die keine Himmelsbotschaft zu erlösen vermag! Ecco!

Er blieb noch ein paar Augenblicke vor dem Bilde stehen, in einer feierlichen Haltung, die sein Gesicht unendlich anziehend machte, dann trat er zurück und sagte, die Kerze wegstellend: Ich habe Sie mit meinem Geschwätz schon zu lange aufgehalten. Wenn Sie also wirklich die beiden Ansichten der Peterskirche zu haben wünschen — das Mittelbild ist mir allerdings nicht feil, das soll über meinem Todbette hängen, wie über dem Katafalk Dessen, der es geschaffen hat.

* * *

Der Handel war bald geschlossen.

Er hatte einen so lächerlich geringen Preis für die beiden großen, wohlconservierten Blätter genannt, daß ich Bedenken trug, darauf einzugehen. Doch bestand er darauf, genau soviel habe er dem römischen Trödler dafür bezahlt, der die Stiche zusammengerollt in einem Winkel seines Ladens liegen gehabt und ihren Werth

nicht gekannt habe. Er, der sie gekauft, hatte sie dann erst aufziehen, reinigen und firnissen lassen, die Blendrahmen aber könne er nicht eigens berechnen.

Ob er die Bilder, die ich gern mein eigen nennen würde, nicht noch eine Weile hängen lassen möchte, da er doch an sie gewöhnt sei, und bis er einen Ersatz dafür an den leeren Stellen gefunden hätte?

Nein. Er liebe es nicht, nothwendige Trennungen hinauszuschieben. Auch mache ihm diese, wie er schon gesagt, keinen Schmerz. Wohin er sie schicken solle?

Ich würde sie in den nächsten Tagen abholen lassen. Er solle sie dem Boten auf meinen Namen übergeben, der Dienstmann werde nichts zu fordern haben.

Damit reichte ich ihm meine Karte, die er nahm und bei dem Licht der Kerze las.

Ach, sagte er, es hatte mir doch geahnt. Erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen und daß die alten Blätter in so gute Hände kommen. Nun bedauere ich nur, daß ich Ihnen so viel von meinem alten Groll gegen die Italiener vorgemurrt habe. Ich weiß ja, daß Sie ein Italianissimo sind, freilich mehr von Hörensagen, denn, zu meiner Schande muß ich's gestehen, Ihre Novellen, in denen Sie der bella Italia Ihre Liebe erklären, habe ich nicht gelesen. Ich bin überhaupt, was schöne Literatur betrifft, der reine Idiot, da ich fast nur historische Sachen und Memoiren lese, so ein hartgesottener Realist, wie ich bin. Dennoch — zwei von Ihren Dichtungen sind mir in die Hände gekommen, durch Bekannte, die um meine Passion für die darin behandelten Stoffe wußten, Ihre Versnovellen Raffael und Michelangelo. Die erste, in der Sie die bekannten Sonette verwerthen und einen kleinen Roman daraus spinnen, hat mir sehr wohlgefallen. Die zweite —

Er hielt inne.

O, sagte ich rasch, Sie berühren da einen wunden Punkt. Sagen Sie nur gerade heraus, daß Ihnen das Gedicht mißfallen hat; ich bin ganz Ihrer Meinung. Ich schrieb es in meinem zweiundzwanzigsten Jahr, als ich mich in sommerlicher Muße auf dem Lande zu meiner ersten italienischen Reise rüstete. Die Sonette Michelangelo's waren mir in die Hände gefallen, darunter hatte ich jenes eine gefunden, in dem der alte Meister klagt, daß er in eine Frau verliebt sei, deren Geist ihn entzücke, während ihr Gesicht seinem Schönheitsbegriff nicht entspreche. Dieser psychologische Zwiespalt regte mich an, ich sann darüber nach, wer diese Frau gewesen sein möchte, und gerieth an die Vittoria Colonna, von deren Dichterruhm ich nur wußte, Nichts oder nicht viel von ihrer Person. So träumte ich mir ihr Verhältniß zu dem großen Künstler zusammen, wie ich es in jenem Gedicht dargestellt habe, da ich in meinem ländlichen Aufenthalt keine Mittel hatte, über Vittoria Colonna mich gründlicher zu unterrichten. Erst später erfuhr ich, erst in Italien, daß sie auch eine der schönsten Frauen ihrer Zeit gewesen war, daß ich ihr also mit „der Nase, die nicht in der Richte stund", ein schnödes Unrecht angethan hatte. Das Gedicht war aber schon gedruckt, ich hatte keine Möglichkeit, es öffentlich zu widerrufen, und so habe ich diese Jugendsünde durch alle späteren Auflagen mit fortgeschleppt, da es umsonst gewesen wäre, unterdrücken zu wollen, was einmal vorhanden ist.

Er lächelte zum erstenmal, ein gutmüthiges Lächeln, das dem sonst so scharfen und herben Munde einen sehr menschenfreundlichen Ausdruck verlieh.

Wenn Sie sich keiner schlimmeren Jugendsünde bewußt sind — diese darf Sie nicht zu schwer drücken.

Übrigens haben sich auch andere Dichter ähnlicher Sünden schuldig gemacht. Die verführerische Prinzessin Eboli war bekanntlich eine garstige einäugige Hexe und der edle Don Carlos ein halbirrsinniger Wüstling.

O, sagte ich lachend, mein Fall ist doch schwerer. Die Eboli wird es Schiller noch in ihrem Grabe Dank wissen, daß er in Bezug auf sie von der historischen Wahrheit abgewichen ist, während die Gemahlin Pescara's sich im Grabe umdrehen würde, wenn sie wüßte, wie ich mich an ihr versündigt habe.

Er lachte nun auch. Sie begreifen aber jetzt, sagte er, daß ich mich in meiner Lectüre lieber an die Historiker als an die Poeten halte, obwohl freilich selbst zeitgenössische Chronisten nicht über dem Verdacht stehen, wissentlich oder unwissentlich den Thatsachen eine Nase zu drehen.

In dieser scherzhaften Stimmung verabschiedete ich mich. Wir schüttelten uns die Hand, und er geleitete mich bis an die Hausthür, die er sorgfältig hinter mir verriegelte.

* * *

Als ich an das Gitter des Vorgärtchens gelangt war, traf ich dort auf eine arme Frau in einem dünnen, vielgeflickten Kleide, ein altes wollenes Tuch über den Kopf geschlungen.

Ob der Herr drinnen sei?

Allerdings. Aber ich zweifle, ob er für Sie zu sprechen sein wird.

Sie sah mich mit einem hülflosen Blick an, aus dem ein tiefes Elend sprach, und trat gleichwohl ein. In der Überzeugung, daß sie umsonst an die Thür des Mannes klopfen würde, dem das Mitleiden als eine

Art Verbrechen an der Menschheit erschien, die man am besten ihrem unrettbaren Schicksal überlassen sollte, gab ich ihr ein paar Mark und ließ sie dann ihren Weg fortsetzen. Ich selbst wandte mich der Stadt zu.

Auf der schmutzigen Straße unter den kahlen Bäumen, die in der rauhen Herbstluft schauerten, verfolgte mich das Bild des seltsamen Mannes, der mich soeben einen Blick in sein freudloses Innere hatte thun lassen. Trotz seiner kaltherzigen Abkehr von allem Menschlichen konnte ich mich einer sympathischen Regung nicht erwehren, zumal ich mir sagte, daß wohl auch persönliche bittere Erfahrungen, vielleicht Enttäuschungen an Frauen, die er geliebt, sein Gemüth so tief verwundet hätten, bis es in der Versteinerung einen Schutz gegen immer neue Wunden gefunden habe. Daß er mir die Bilder verkauft haben sollte, aus purem Geiz, wie er auch früher seine Sammlung weggegeben, schien mir nicht glaublich. Seine Liebe zur Kunst und zu den Thieren blieb doch ein Beweis, daß noch eine warme Quelle in ihm sprudelte. Wenn aber die äußerste Noth ihn dazu trieb, das Letzte herzugeben, woran sein Herz noch hing, war er so bedauernswerth, daß ich mir Vorwürfe machte, auf den Kauf eingegangen zu sein, statt irgend einen anderen Weg zu suchen, seine Lage zu erleichtern.

In solchem Grübeln war ich langsam eine Strecke weit gekommen, als ich Jemand hastig mir nachlaufen hörte, offenbar um mich einzuholen. Ich blieb stehen und sah mich um. Es war die Bettlerin, die ich an der Gitterthür getroffen hatte.

Der Ausdruck ihres Gesichts aber war völlig verwandelt, ihre Augen leuchteten, als sie athemlos bei mir stehn blieb und zu reden anfing.

Was ich zu hören bekam, überraſchte mich aufs Höchſte.

Sie hatte eine ganze Weile an der verſchloſſenen Thür klingeln und klopfen müſſen, bis endlich eine grobe Weiberſtimme ſie geheißen hatte, ſich wegzuſcheren. Dann aber ſei ein Herr dazu gekommen, der dem Frauenzimmer zu ſchweigen geboten und die Thür geöffnet habe. Da ſei ſie erſt vollends erſchrocken, denn der Herr habe ſie ſo finſter angeſchaut, als wolle er gleich einen Gendarmen kommen laſſen, um ſie wegen Bettelns abzuführen. Auch habe er mit einer rauhen Stimme gefragt, was ſie hier zu ſuchen habe.

Sie habe ſich aber ein Herz gefaßt und ihm ihre Noth geklagt: ihr Mann, ein Maurer, ſei vom Gerüſt geſtürzt und liege ſeit ſieben Wochen krank, ihre drei Kinder litten Hunger und wären ohne Aufſicht, wenn ſie ſelbſt nach Arbeit ausginge, ſie flehe um des lieben Herrgotts willen, ſich ihrer zu erbarmen, und ſo weiter.

Der Herr habe ſie heftig unterbrochen und gefragt, ob ſie Zeugniſſe habe. Die hatte ſie bei ſich, auch die Verſatzzettel über allerlei ſchwer entbehrliche Sachen, die ſie aufs Leihamt hatte tragen müſſen, und holte ſie hervor. Der Herr habe ſie genau durchgeſehen und dann die Magd weggeſchickt. Darauf habe er in die Weſtentaſche gegriffen und ihr drei Geldſtücke in die Hand gedrückt, dann aber ihr die Thür vor der Naſe zugeſchlagen.

Als ſie dann das Geld näher beſchaut habe, ſei ſie erſt recht erſchrocken. Es ſeien blanke Goldſtücke geweſen, der Herr möge ſich wohl verſehen haben, ſie habe nicht gewagt, damit wegzugehn, ſondern hineingerufen, ob es nicht ein Irrthum ſei, ſie könne es ja nicht glauben —

Es sei aber drinnen ganz still geblieben. Da habe sie dem Wohlthäter tausend Vergelt's Gott! nachgerufen und daß sie für ihn beten werde und sei fortgerannt — nun könne sie das versetzte Bett auslösen und die warme Jacke für ihre Älteste und Brod kaufen —

Damit holte sie ihren Schatz aus der Tasche ihres alten Kleides und wies ihn mir, während sie mit der anderen Hand ihre Augen wischte. Es waren die drei Zehnmarkstücke, die ich dem Menschenfeind eben für die beiden Stiche nach der Peterskirche bezahlt hatte.

* * *

Am nächsten Tage konnte ich mich nicht entschließen, hinauszuschicken und mir die Bilder holen zu lassen. Der wunderliche Heilige hatte ja nicht einmal Vortheil von dem Verkauf gehabt, zu dem er sich gewiß schweren Herzens entschlossen hatte. Das Liebste wäre mir gewesen, wenn die ganze Sache in Vergessenheit gerathen wäre. Ich hatte aber das Ehrgefühl dieses burbero benefico nicht mit in Anschlag gebracht. Am dritten Tage erschien seine alte Magd mit den beiden sorgfältig eingepackten Blendrahmen und einer mürrisch herausgestoßenen Empfehlung des Herrn Doctors. Trinkgeld für den weiten Gang anzunehmen, war sie nicht zu bewegen.

Nun hatte ich das lebhafteste Verlangen, die Bekanntschaft mit dem merkwürdigen Manne fortzuspinnen, um den Räthseln seines widerspruchvollen Charakters womöglich auf den Grund zu kommen. Doch trotz des freundlichen Tons, zu dem unsre Unterhaltung endlich gelangt war, schien es mir nicht angebracht, so geradezu meinen Besuch zu wiederholen, da er mich nicht dazu

aufgefordert hatte. Um einen plausiblen Vorwand war ich verlegen, und wenn ich vollends hätte durchblicken lassen, daß ich mit Vergnügen gesehen, wie er seiner Theorie über Mitleid und Nächstenliebe in der Praxis untreu geworden, mußte ich darauf gefaßt sein, ihn aufs Äußerste zu reizen und unsanft verabschiedet zu werden.

Also beschränkte ich mich darauf, in der Nähe seiner abgelegenen Behausung herumzustreifen, ob ich ihm nicht zufällig begegnen und wieder ins Gespräch mit ihm kommen möchte. Es gelang mir aber nicht, seiner ansichtig zu werden.

Der Winter wurde dann so rauh, daß mir die Spaziergänge nach Nymphenburg hinaus immer weniger verlockend schienen. Und so schlief auch meine psychologische Neugier endlich ein, und ich gedachte des Mannes nur, wenn ich seine Rombilder betrachtete und dabei guten Freunden von dem seltsamen früheren Besitzer erzählte.

* * *

Es war endlich Frühling geworden, einer jener richtigen Münchener Frühlinge mit jähen Rückfällen in den Winter, heißen Mittagssonnen und nächtlichen Schneestürmen, wie sie freilich im April auch an andern Orten nicht selten sind. Ein Gang nach Neuhausen hinaus hatte mir gezeigt, daß selbst in dem verwilderten Vorgärtchen am Hause meines Doctors sich etwas wie Lenzanfang zu regen begann. Die kleinen Beete waren umgegraben, einige bescheidene Pflanzungen verriethen mir, daß der Thierfreund auch für andere unvernünftige Kinder der Natur ein menschliches Rühren fühlte.

Ihn selbst bekam ich nicht zu sehen. Nur die alte *Magd*, die ich gern nach ihrem Herrn befragt hätte.

Doch wich sie mit ihrer gehässigen Miene jeder Annäherung aus und verschwand eilig im Hause.

Zwei Tage nachher aber trat plötzlich zu ungewohnter Stunde der Freund, dem ich meine Erlebnisse draußen natürlich mitgetheilt hatte, in mein Zimmer.

Nun? rief er. Was sagst du jetzt zu unserem Menschenfeind? Hat der alte Heuchler endlich die Maske fallen lassen und sich als einen ganz gemeinen Biedermann und Fanatiker der Nächstenliebe entpuppt? Eine solche Überraschung hätt' ich mir trotz jener dreißig Mark nicht träumen lassen.

Ich sah ihn fragend an.

Du scheinst die gestrige Abendzeitung nicht gelesen zu haben, fuhr er fort. Da stand es ja drin: „Eine rettende That. Eine Frau und ein Kind aus dem Wasser gezogen — ein Doctor W. —" natürlich unser Doctor Witte — das war mir gleich klar, da die Sache sich bei Nymphenburg zugetragen hatte. Ich las zufällig das Blatt in unsrer Donnerstagsgesellschaft, erzählte den Anderen, was ich von dem wunderlichen Heiligen wußte, der es für unmoralisch hielt, einen Menschen, der sich aufgehängt, abzuschneiden, da es eine frevelhafte Humanität sei, jemand ein Leben wieder aufzudrängen, das er aus guten Gründen schon einmal abgeworfen, wie ein Kleid, das ihm zu enge geworden. An eine solche gutgemeinte Frevelthat aber vollends sein eigenes Leben zu wagen —

Er hat den Tod dabei gefunden? rief ich in höchster Erregung.

Noch nicht. Aber wer weiß, ob er's überlebt. Unser Clubmitglied, der Doctor S., kam gerade, als wir uns über die Widersprüche im Menschenherzen allerlei Betrachtungen hingaben. Von dem erfuhren wir Näheres,

als in dem kurzen Polizeibericht stand. Bei seinem Abendspaziergang unter den Bäumen längs des Würmcanals hatte der Alte plötzlich einen Schrei gehört und den Ruf: Zu Hülfe! zu Hülfe! Der Ruf kam von einem Knaben, der eben gesehen hatte, wie eine Frau mit einem kleinen Mädchen, das sie sich auf den Rücken gebunden hatte, in den Canal gesprungen war. Unser alter Herr, der seine Brille zu Hause gelassen hatte, konnte nicht gleich die Stelle erkennen, wo das arme Weib verschwunden war. Sobald sie aber einen Augenblick wieder auftauchte, hatte er Hut und Überzieher abgeworfen und war über die steile Böschung hineingesprungen. Es dauerte auch keine fünf Minuten, so sah der Bub ihn wieder hervorkommen, doch war's gerade eine tiefe Stelle, so daß er nicht gleich Grund unter die Füße bekam und eine Strecke schwimmen mußte, sehr mühsam, da er sich bemühte, die doppelte Last über Wasser zu halten.

Wie er sie dann endlich ans Ufer gebracht hatte, sank er selbst vor Erschöpfung neben den Geretteten hin, doch nur einen Augenblick. Dann rief er den Buben an, ihm zu helfen, und zum Glück kamen gerade ein paar Arbeiter des Wegs, die ihm behülflich waren, Mutter und Kind in das nächste Haus zu transportieren, beide bewußtlos. Er selbst, der Alte, ohne dran zu denken, daß er bis auf die Haut durchnäßt war, ordnete alles an, was zur Wiederbelebung der Frau zunächst zu thun war. Das Kind mußte bald aufgegeben werden, aber die Mutter kam nach einer halben Stunde wieder zu sich, gerade als der Arzt in seinem Wagen vom Nymphenburger Schlosse zu dem Hause gelangte und, da er den Menschenzulauf davor bemerkte, halten ließ und *heraussprang*.

Unser Menschenfeind wollte mit aller Gewalt die beiden armen Wesen in sein eigenes Häuschen bringen lassen. Erst als der Doctor ihm vorstellte, die Frau müsse durchaus ins Krankenhaus, da sie sorgfältiger ärztlicher Pflege bedürfe, gab er nach und legte noch selbst mit Hand an, das Paar in den Doctorwagen zu tragen. Dem Arzt selbst nahm er das Wort ab, seinen Namen bei der ganzen Geschichte nicht zu nennen und im Krankenhause zu sagen, daß er für alle Kosten einstehe.

Als der Doctor sich erbot, ihn selbst nach Hause zu fahren, da er nicht rasch genug aus den triefenden Kleidern und ins Bett kommen könne, sei er fast grob geworden: er verbitte sich's, daß man sich um ihn bekümmere, ein rascher Gang werde ihm besser bekommen, als wenn er mit in den Wagen stiege. Nur darum bat er noch, am andern Morgen Nachricht zu erhalten, wie die Frau die Nacht zugebracht habe.

Am andern Morgen aber fand ihn der Doctor mit hohem Fieber im Bett, eine Lungenentzündung hatte sich eingestellt, die alte Dienerin war in schwerer Sorge, die um so ergreifender erschien, da sie nicht in Jammern und Wehklagen, sondern in stummem, rastlosem Hinundhertrippeln sich Luft machte. Der Doctor sorgte sogleich für eine Diaconissin aus dem nahgelegenen Schwesternhaus und sah gegen Abend, eh er in unsere Gesellschaft kam, noch einmal draußen nach.

Der Kranke war noch bei Bewußtsein. Auf die Frage, ob er einen besonderen Wunsch habe, bat er nur, einen guten Bekannten in Paris, dessen Adresse er angab, unverzüglich durch ein Telegramm von dem Geschehenen zu benachrichtigen und um sein Herkommen zu bitten. Den Bericht über den Zustand der Frau, die selbst sich rasch erholt hatte, ihr todtes Kind sich aber

nur mit Gewalt hatte entreißen lassen, hörte er mit einer ingrimmigen Miene an und schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn. Es sei eine Wittwe, erzählte ihm der Doctor, ihr junger Mann vor sechs Wochen gestorben, sie starre nun wie eine selbst zum Tode Verurtheilte vor sich hin.

Aus einer Brieftasche, die auf seinem Nachttischchen lag, nahm der Kranke dann drei Hundertmarkscheine und sagte: Bitte, bringen Sie ihr das, nur fürs erste, und vielleicht, da Geld bei armen Leuten eine Macht ist, versöhnt sie das mit dem Leben, wenn sie hört, es solle auch ferner für sie gesorgt werden. Da ich schuld daran bin, daß sie nicht jetzt schon gut aufgehoben ist, bin ich auch verpflichtet, für meinen eigenmächtigen Narrenstreich sie nicht zu schwer büßen zu lassen. Nein, eine solche wahnsinnige Thorheit in meinen Jahren mir noch zuschulden kommen zu lassen, m e h r als eine Thorheit, ein Mord, und wenn für mich die Todesstrafe darauf steht, ist's nur recht und billig. Ohne mich hätte sie's jetzt überstanden. Das Leben, in das ich sie wider ihren Willen zurückgerissen, ist ja schlimmer, als Tod, da sie ihr Kind verloren hat. Wie soll sie mir das je verzeihen? Kann sie's aber nicht ertragen, so kommt hoffentlich nicht wieder ein Narr dazu, ihr ungerufen in den Arm zu fallen.

* * *

Ich konnte mir's nicht versagen, noch denselben Tag mich persönlich nach dem Kranken zu erkundigen.

Doch gelang mir's nicht, zu ihm zu dringen. Die alte Dienerin wollte mich trotz meiner Betheuerung, ich *würde mich* ganz ruhig verhalten und kein Wort an den

Herrn richten, nicht hineinlaſſen und rief endlich die Pflegerin zu Hülfe, die mir gleichfalls erklärte, der Arzt habe jeden Beſuch ſtreng verboten. Es ſcheine keine nahe Gefahr zu ſein, das Fieber halte ſich in mäßigen Grenzen, aber der Körper des Kranken ſei durch ſchlechte Ernährung geſchwächt, und er verweigere leider faſt jede Nahrung.

Ich kehrte in trüber Stimmung nach Hauſe zurück, und da mich ſelbſt in den nächſten Tagen ein Unwohlſein ans Zimmer feſſelte, konnte ich nur durch tägliche Botſchaften erfahren, wie es draußen ſtand.

Erſt am ſiebenten Tage war ich wieder ſo weit, ſelbſt nachfragen zu können. Schon von weitem aber überfiel mich die Ahnung, daß ich zu ſpät käme. Von den drei Fenſtern des Erdgeſchoſſes ſtand trotz der rauhen Aprilluft das eine offen, das Fenſter der Schlafkammer.

Als die Alte mir öffnete, brauchte ich nicht zu fragen. Über ihr gelbes, faltiges Geſicht rannen zwei ſchwere Thränenſtröme, während der feſtgeſchloſſene Mund beſtändig zuckte. Ich gab ihr ſchweigend die Hand, ſo ſtanden wir ein paar Minuten einander regungslos gegenüber.

Ich darf jetzt doch hinein? ſagte ich endlich.

Sie ſchüttelte den Kopf. Die Seelnonne ſei noch drinnen, ſie habe ihn eben eingekleidet, die Männer würden erwartet, die ihn in den Sarg legen und nach dem Leichenhaus hinausfahren würden. Wenn ich aber Herrn Valentin zu ſprechen wünſche —

Herrn Valentin?

Sie antwortete nicht, ſondern trat in den Flur zurück und öffnete die Thür zum Wohnzimmer.

Als ich eintrat, erhob ſich ein junger Mann, der an

dem Tisch vorm Fenster gesessen und geschrieben hatte, und begrüßte mich mit einer stummen Verbeugung. Eine schlanke Figur in schwarz gekleidet, das feine Gesicht mit einem zarten, dunklen Bärtchen umrahmt, ganz blaß, und die ausdrucksvollen jungen Augen feucht und geröthet. Die Feder hatte er noch in der Hand, die Störung schien ihm unwillkommen.

Ich entschuldigte mein Eindringen und erzählte, wie ich zu der Bekanntschaft mit dem edlen Entschlafenen gekommen sei. Ob ich in ihm einen nahen Verwandten des alten Herrn vor mir sähe? Vielleicht gar einen Sohn?

Nein, er habe nie einen Sohn gehabt, ihm aber sei er mehr als ein Vater gewesen. Und nun erfuhr ich, daß dieser Herr Valentin ein Maler sei, dessen erstes Bildchen auf dem Kunstverein das Interesse des Doctors erregt, so daß er sich nach dem Urheber desselben erkundigt habe. Das sei vor vier Jahren gewesen, der junge Mann, damals einundzwanzig alt, ein so armer Teufel, wie je einer sich ohne Freunde und Vermögen auf das dornige Feld der Kunst gewagt habe. Aber mit dem Ankauf des kleinen Bildes habe der neue Gönner sich nicht begnügt, sondern, da er wundersamerweise große Hoffnungen auf die Zukunft seines Schützlings gesetzt, dessen ganzes Leben in seine Obhut genommen und nur dafür verlangt, daß er mit aller Kraft sich dem Studium widmen und durch keinerlei jugendlichen Leichtsinn sich im Streben nach seinem hohen Ziel behindern und beirren lasse. So habe er ihn zunächst nach Paris geschickt, weil an keinem andern Ort so gut das Handwerk zu erlernen sei. Im nächsten Herbst wollte er ihn nach Italien wallfahrten lassen und *auch dort* ihm die Mittel geben, ohne schon an Geld-

verdienen zu denken, seine Sinne mit allem Großen und Herrlichen zu erfüllen, was dort seit Jahrhunderten aufbewahrt werde.

Sie können denken, fuhr er fort, nachdem die Erinnerung an so viel Güte ein paar Augenblicke ihn übermannt und seine Stimme ins Stocken gebracht hatte, wie mich das Wunder, einen so großherzigen väterlichen Freund gefunden zu haben, täglich von neuem mit Dank und Rührung erfüllte, wie ich nur eine Sorge hatte, ob ich seine Hoffnungen auch nicht täuschen, mich wirklich als das „Genie" erweisen würde, wofür er in seiner großen, überschätzenden Liebe mich hielt.

Aber den ganzen Umfang dieser Liebe habe ich doch erst jetzt erkannt.

Ich hielt ihn für einen sehr reichen Mann, der sich wohl den Luxus erlauben dürfe, auf seine Kosten einmal einen Künstler sich ausbilden und reisen zu lassen. Erst als ich an sein Sterbebette kam und erfuhr, daß er mich zu seinem Universalerben ernannt hatte, und die Verhältnisse übersah, fand ich, daß seine Einkünfte, wenn er mich sorgenfrei studieren ließ, gerade nur noch ausreichten, daß er daneben mit größter Einschränkung sich selbst unterhalten konnte und sich manches versagen mußte, was früher zu seinem Wohlsein und Behagen gehört hatte. Ja einmal, da ich in Paris erkrankte und ihn wegen der langen Kur um einen Zuschuß bitten mußte, hat er sich von seinem größten Schatz getrennt und seine geliebten Kupferstiche der Versteigerung übergeben.

Das erfuhr ich von der alten Ursel, da ich sie fragte, wo die Mappen geblieben seien, nach denen er in seinen Fieberphantasieen einmal fragte. Nur die werthlosen Reste sind noch vorhanden. Was die andern einge-

tragen, hatte er nach Paris geschickt, ohne mit einem Wort mir darüber etwas anzudeuten.

Daß ich zeitig genug kam, um ihn noch am Leben zu finden, hat ihn sehr glücklich gemacht. Er war noch einmal zu klarem Bewußtsein aufgewacht, ich mußte stundenlang an seinem Bette sitzen, wo er meine Hand hielt und meist schwieg, zuweilen irre redete, dann wieder ganz vernünftig sprach. Alles, wie er es nach seinem Tode gehalten wissen wollte, theilte er mir mit, obwohl er's auch in seinem Testament niedergeschrieben hatte; der Ursel war das Haus vermacht, und lebenslang sollte ich ihr den Lohn auszahlen, dafür legte er ihr die Pflicht auf, für die Vögel zu sorgen und Roland, den Kater, zu pflegen. Der hatte während der ganzen Krankheit, wie er gewohnt war, auf der Decke des Bettes zusammengerollt gelegen und die Füße seines Herrn gewärmt. Erst als der Tod eingetreten war, scheint es ihm dort unheimlich geworden zu sein, so daß er sich aus der Kammer schlich und dort auf dem Lehnstuhl niederließ, der nun leer stand. Andere Legate an arme Leute, die er monatlich unterstützt hatte, legte der Gütige, der Niemand vergaß, mir auch noch ans Herz. Wie vielen wird er lebenslang fehlen!

Die Augen gingen ihm über, er wandte sich ab, faßte sich dann aber und sagte: Wollen Sie ihn sehen?

Ich bejahte stumm.

Er öffnete die Thür zur Nebenkammer, und ließ mich eintreten.

Die Seelnonne hatte eben ihr Werk vollendet und verließ das Gemach. Der Todte lag auf seinem dürftigen Bett lang ausgestreckt, in dem grünen Schlafrock, den er bei meinem ersten Besuch getragen hatte. Sein *junger* Freund flüsterte mir zu, so hab' er's angeordnet,

damit seine Kleider unter die Armen vertheilt werden könnten. Es sah freundlicher aus, als die übliche Tracht der geputzten und geschniegelten Leichen, wie man sie in München zu ihrem letzten Gange kostümiert, gleichsam als träfe man den alten Herrn, wie er sich eben zu einem kurzen Ausruhen nach der Arbeit hingestreckt hätte. Das Gesicht und der hohe blanke Schädel waren wie aus Marmor gemeißelt, der Mund nicht wie im Leben mit einem verbissenen Ausdruck der Weltverachtung geschlossen, sondern fast heiter und friedenvoll. In der rechten Hand hielt er ein Lorbeerzweiglein und eine Rosenblüte, die erste, die in seinem Garten aufgegangen war. Über dem Bett aber hingen in ihrem stillen Glanz die Transfiguration Raffael's und Dürer's „Ritter, Tod und Teufel".

Durchs offene Fenster wehte die Frühlingsluft, und in der Volière nebenan sangen und zwitscherten alle Vögel durch einander. Kein Schauer des Todes schwebte in dieser engen Kammer, nur ein Hauch tiefen, warmen Friedens, den dieser Menschenfeind wahrlich sich wohl verdient hatte.

Ein literarischer Vehmrichter

(1905)

Ich war gegen Mittag in der kleinen mitteldeutschen Residenzstadt angekommen, wo ich für einen Roman Lokalstudien zu machen wünschte. Das Städtchen liegt reizend an einem hellen Fluß im Schutz schöner Hochwälder, die wenigen Fabriken, die auch hier den Fortschritt der neuen Zeit bekunden, haben sich draußen vor den Thoren angesiedelt, im Innern sind Straßen und Plätze so sauber gehalten, als wären sie nur die erweiterten Vorzimmer und Corridore des fürstlichen Schlosses, das etwas erhöht zwischen ihnen aufragt und mit patriarchalischem Wohlwollen auf die niederen Dächer der glücklichen Unterthanen herabschaut. Ich gewann den Eindruck des behaglichsten idyllischen Friedens, an dem die Stürme der modernen Welt machtlos vorübergebraust waren.

Nachdem ich in der Stadt selbst mich gründlich umgesehen und ihre alten Wälle, auf denen jetzt schöne Baumanlagen Schatten spenden, umkreist hatte, war ich Abends ziemlich ermüdet in meinem Hôtel wieder angelangt und begehrte nichts, als nach einem frugalen Nachtessen früh zu Bett zu gehen.

Ich hatte aber die Rechnung — nicht ohne den Wirth, aber ohne einen seiner Gäste gemacht.

In dem sehr sauber mit Stuck verzierten Speisefälchen, wo zwischen den obligaten Porträts des regieren-

den Fürstenpaars auch die Bilder des Kaisers und der Kaiserin hingen, saßen außer ein paar Handlungsreisenden an verschiedenen Tischen eine Anzahl älterer Herren, Honoratioren der Stadt, die sämmtlich Stammgäste zu sein schienen.

An einem kleineren Tische war eine Skatparthie im Gange. Ein langer, hagerer Herr in einem etwas altväterischen, bis oben zugeknöpften Rock und losem schwarzem Halstuch stand hinter den Spielern und „kiebitzte". Als ich eintrat und mich an den einzigen noch freien Tisch setzte, bemerkte ich, daß er sich nach mir umsah, mich scharf fixierte und sich dann das Fremdenbuch geben ließ. Er nickte, wie Jemand, der eine Vermuthung bestätigt findet, wandte sich dann aber dem Spiel wieder zu und schien mich nicht weiter zu beachten.

Doch nur, bis ich mein Mahl beendet hatte und mir eine Cigarre anzündete. Da verließ er den Spieltisch und trat an den meinen heran, indem er sich höflich verneigte.

Erlauben Sie, verehrter Herr Doctor, sagte er, daß ich Sie begrüße und Ihnen sage, wie sehr es mich freut, daß Sie meiner kleinen Vaterstadt die Ehre Ihres Besuches erweisen. Darf ich mir die Frage erlauben, ob Sie vorhaben, länger hier zu verweilen?

Nur bis morgen früh, versetzte ich, so sehr mir die Stadt gefällt. Mit wem habe ich die Ehre?

O, Herr Doctor, erwiderte er, mein Name ist ganz unberühmt (er nannte ihn) und kann Sie durchaus nicht interessieren. Vor langen Jahren freilich — da hofft' ich, mir einmal einen Namen zu machen. Dazu hat es nicht ausgereicht. Ich bin in der Heerde geblieben, anstatt zum Hirten zu avancieren, und vegetiere nun so — fruges consumere natus.

Ich hatte mir den Mann indessen genauer betrachtet. Sein viereckiger Kopf besaß nur noch wenige schwarze Haare, die über eine Glatze gekämmt waren. Das Gesicht war sorgfältig rasiert, die Augen sahen mit einem klugen, ruhigen Blick unter buschigen Brauen hervor, die große Nase war regelmäßig geformt. Das Anziehendste war der feingeschnittene Mund, den beständig allerlei Fältchen umspielten, sarkastische, melancholische, zuweilen grollende. Man konnte sich kein ausdrucksvolleres Mienenspiel denken. Dabei hatte seine ganze Art, sich zu geben, trotz des altmodischen Anzugs nichts Kleinstädtisches.

Ich fragte, welchem Beruf er sich denn gewidmet habe, in dem es ihm nicht nach Wunsch gegangen sei. Da lächelte er halb verlegen, halb humoristisch.

Einen Beruf, sagte er, zu dem sich in unserem lieben Vaterlande nur allzu Viele berufen glauben, da doch nur selten einmal ein Auserwählter darunter ist. Mit einem Wort: ich glaubte, ich sei zum Dichter bestimmt.

Als er dies Wort ausgesprochen hatte, ließ er sich auf einen Stuhl, der mir gegenüber stand, nieder und sagte: Verzeihen Sie — ich will Sie nicht lange belästigen — Leute meines Schlages müssen Ihnen zu Dutzenden vorkommen — auch ist nichts Interessantes an ihnen, aber einen Augenblick möchte es mir erlaubt sein, einen Mann zu betrachten, der das geworden ist, was mir zu werden versagt blieb.

Ich sann darüber nach, was ich erwidern sollte, da mir der Mann für die banalen Phrasen, die man für getäuschte Hoffnungen bereit hält, zu gut schien. Da fuhr er plötzlich fort: Daß es mir für immer versagt bleiben würde, habe ich leider zu früh geglaubt. Das *Beste an* jedem Talent hat mir eben gefehlt: der **Muth.**

Den hat mir jenes bekannte Wort eines der sieben Weisen Griechenlands: Erkenne dich selbst! in der Brust erstickt. Von allen sogenannten weisen Worten das dümmste.

Nein, fuhr er fort, da ich lächelte, es ist mein voller Ernst. Es ist genau so dumm, als wenn man einem Menschen befiehlt, über seinen Schatten zu springen. Denn sehen Sie, wenn ich mich selbst beurtheilen soll, wer steht mir dafür, daß ich urtheilsfähig bin? Dazu müßte ich erst wieder das Ich, das ich erkennen soll, selbst erkennen und so mit Grazie in infinitum. Eine einfältige Zumuthung, so eine moralische Vivisection an sich selbst zu vollziehen. Denn eben das narkotische Mittel, den Schmerz dabei zu stillen oder doch abzustumpfen, die Eitelkeit, die das Object gleichsam chloroformiert, fälscht ja die Untersuchung. Und dann wird noch das verhängnißvoll, daß gerade die Anständigsten, die n i c h t Eiteln geneigt sind, sich selbst zu unterschätzen, wenn sie zu den Großen hinaufblicken. Ein Anfänger kennt ja auch die richtigen Maßstäbe nicht und weiß nicht, worauf es ankommt, auch daß man immerhin an dem Most, der sich absurd gebärdet, nicht verzweifeln soll, er würde noch einmal einen trinkbaren Wein geben. Freilich giebt es Fälle, wo Selbstkritik kein Kunststück ist. Daß ein lahmer Mensch einsieht, er sei zum Seiltänzer verdorben, oder einer, der kaum zwei mal zwei multiplizieren kann, begreift, er werde es in der höheren Mathematik nie weit bringen — das liegt auf der Hand. Allenfalls auch sittliche Urtheile, z. B. daß man Hang zum Trinken, Spielen, Geldgewinnen oder Weiberverführen habe und daß es wohlgethan wäre, diesen Neigungen entgegenzuarbeiten — solche Selbsterkenntnisse können noch mit einiger Sicher-

heit gefällt werden. Aber einem Menschen, der ein künstlerisches Talent in sich fühlt, zuzumuthen, daß er ergründen soll, wie weit das allenfalls reiche, das ist geradezu unsinnig und kann in vielen Fällen unheilbaren Schaden anrichten. Hier muß man sich blindlings seinem Genius überlassen, numine afflatur ist hier die Parole. Auch ein Irrthum, ein Fehlschlag darf einem nicht weismachen, daß es auf diesem Wege ein für allemal nicht weiter gehe; irren ist ja menschlich, und selbst die göttlichsten Menschen haben geirrt. Ein richtiger Künstler aber in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt, und wenn's kein Weg wäre, der zum Allerhöchsten führte, er soll ihn nur getrost weiter gehen, es ist s e i n Weg, auf den ihn s e i n e Natur gewiesen hat. Wer aber, wie ein Schulmeister einem Knaben, sich selbst eine Note giebt und erklärt, er sei zum Aufsteigen in eine höhere Klasse nicht reif, werde es wohl niemals werden, der versperrt sich thörichterweise eigenmächtig den Aufstieg, der nur gelingt, wenn man sich nicht bloß auf seine Füße verläßt, die nur Schritt für Schritt vorwärts kommen, sondern auf die Flügel, die der Muth und das Selbstvertrauen einem an die Schultern heften! — —

Der Mann gefiel mir immer mehr, und auf das, was er sagte, war eigentlich nichts Triftiges zu erwidern. Nur um noch mehr aus ihm herauszulocken, sagt' ich: Gewiß, lieber Herr. Aber Sie werden zugeben, daß es doch eine Grenze giebt, wo man selbst erkennen sollte, daß Muth und Selbstvertrauen Illusionen waren, wenn man nicht sein ganzes Leben an eine unerfüllbare Hoffnung verlieren soll.

Das wird Niemand bestreiten, erwiderte er. Nur *sollte man* diese letzte Entscheidung nicht übereilen, nicht

aus Kleinmuth die Flinte zu früh ins Korn werfen, wie ich gethan habe. Aber das kann Sie ja nicht interessieren.

Im Gegenteil, sagt' ich — — doch ich will lieber, um nicht beständig „sagt' ich", „sagte er" einzustreuen, unsern Wechselreden das „Er" und „Ich" vorsetzen. Also:

Ich: Im Gegentheil. Es kann mir nichts angenehmer sein, als Näheres von Ihnen zu erfahren. Wenn ich Sie einladen darf, an meinem Wein theilzunehmen —

Er: Schönsten Dank. Aber ich bin Abstinenzler. Der Wein bringt mich immer in eine Stimmung, in der ich Welt und Menschen rosig ansehe. Die Ernüchterung ist dann um so schmerzlicher. Aber wenn Sie wirklich das Schicksal eines in herba verdorrten Collegen interessiert — es ist nur eins von hunderten, doch wem es just passieret —

Nein, das Herz hat mir's nicht entzwei gebrochen. Es giebt noch immer allerlei Dinge, die zu genießen der Mühe des Lebens werth ist. Freilich so, wie ich mir's als junger Mensch geträumt hatte —!

Ich bin nämlich als einziger Sohn des hiesigen fürstlichen Rentmeisters zur Welt gekommen. Das Einkommen meines Vaters war derart, daß wir mit den bessergestellten Familien der Residenz rangieren konnten. Gleichwohl wollte mich mein Vater nicht studieren lassen, da er kränklich war und, wenn er früh stürbe, die Seinigen auf eine kärgliche Pension angewiesen wären.

Ich besuchte also die Bürgerschule und sollte Kaufmann werden.

Da aber rettete mich Apollo, wie Horaz singt.

Ich war schon ganz früh mit der Versewuth behaftet, Gott weiß, wie ich dazu kam. Denn prosaischere Menschen, als meine guten Eltern, konnte es nicht geben,

und auch in unserm theuren engeren Vaterländchen wehte kein literarischer Wind. Trotzdem reimte ich schon als Neunjähriger wie toll und thöricht drauf los und verfaßte auch ein erstes Drama, das nur den Vorzug hatte, nicht länger als acht kleine Oktavseiten zu sein. Da aber bekanntlich „Dichter nicht zu schweigen lieben", zeigte ich's meinen Kameraden, und so verbreitete sich der Ruf meiner frühreifen Poetenschaft erst in der Schule und von da aus im Städtchen und endlich sogar bis zu den fürstlichen Herrschaften im Schloß.

Auch da war sonst nicht viel von Dichtern und ihren Gesellen die Rede. Aber der Gedanke, daß von hier aus so etwas wie ein poetisches Wunderkind in die Welt gehen würde, machte doch Eindruck auf die Landesmutter. Der kleine Rentmeisterssohn wurde in das Boudoir Ihrer Durchlaucht geholt, mußte seine Verse vorlesen, wurde bewundert, aufgemuntert und mit Kuchen traktiert.

Ein paar Jahre später bewies das angehende Genie seine Dankbarkeit durch ein Carmen zur silbernen Hochzeit der Herrschaften, und als der Erbprinz bald darauf sich vermählte, durch ein Festspiel, das den halben Olymp allegorisch in Bewegung setzte und ungeheuren Erfolg hatte.

Sie werden im Vorbeigehen vielleicht unser Theater bemerkt haben. Es wurde nur selten darin gespielt, wenn das Personal der nahen Großstadt ein paar Gastrollen bei uns gab, dann immer nur kleinere Schau- und Lustspiele. Doch auch diese regten mich ungemein an, und das übrige that die Lectüre der klassischen Dramen.

Das Beste an jenem Erstlingserfolg war aber, daß meine fürstliche Gönnerin meinem Papa erklärte, sie übernehme die Kosten meiner höheren Ausbildung, ich

müſſe zunächſt das Gymnaſium, dann die Univerſität beſuchen.

Sie können denken, wie glücklich ich war.

Aber ich will Sie nicht mit einem ausführlichen curriculum vitae langweilen. Genug, ich kam endlich auf die Univerſität, ſtudierte natürlich Jura, weil auch Goethe Juriſt geweſen war, und vielleicht mit noch geringerem Eifer. Mein Sinnen und Trachten ging darauf, ein großer Dramatiker zu werden.

Ein gnädigſtes Stipendium machte es mir möglich, nachdem ich das erſte Examen abſolviert, die Haupttheater Deutſchlands zu beſuchen, Wien, Berlin, Dresden. Es war noch die gute Zeit, ich ſah Anſchütz, die Rettich, den jungen Sonnenthal, in Berlin Döring, Hoppé, die Krelinger, dann die Bayer-Bürck, Dawiſon, Emil Devrient und wie viele Andere. Dabei reifte im Stillen das große Stück heran, mit dem ich beweiſen wollte, daß alle Gunſt und Gaben meiner Wohlthäterin nicht an mir verſchwendet geweſen ſeien.

Ich erlebte dieſe Première natürlich an keiner jener größten Bühnen, doch immerhin an einem anſehnlichen Stadttheater, das über ein gutes Perſonal verfügte. Auch war's nicht eigentlich ein Durchfall. Aber die höfliche Theilnahmloſigkeit des Publikums berührte mich faſt ſchmerzlicher, als ein totales Fiasco gethan hätte.

So auch die herablaſſende Gönnermiene, mit der mich die Preſſe behandelte. Gegen verdammende Urtheile im Einzelnen hätte ich mich innerlich zur Wehre geſetzt, mich allenfalls, wenn ſie berechtigt geweſen wären, dazu anſtacheln laſſen, auch die Tugenden dieſer meiner Fehler geltend zu machen. Aber die kühle Abfertigung, als ob dieſer junge Menſch überhaupt nicht ernſt zu nehmen ſei, ſchlug mich dermaßen nieder, daß

ich ein paar Wochen lang wie gelähmt herumging und mich mit dem selbstmörderischen Scharfsinn voreiliger Selbsterkenntniß ein für allemal zu den Todten warf.

Ich habe das Manuscript nach langen Jahren wieder einmal angesehen und erkannt, daß ich damals sehr übereilt geurtheilt hatte. Es war natürlich kein Meisterwerk, aber es steckte was drin, was nur gerade gar nicht dazu geeignet war, dem Publikum und den Herren von der Kritik zu imponieren. Ich hatte alles vermieden, was bloß theatralisch, nicht dramatisch und dichterisch gewesen wäre, war mit ästhetischer Keuschheit dem Effect gewissenhaft aus dem Wege gegangen, und da die Schauspieler mir zu helfen gedachten und meinen der Natur abgelauschten Figuren etwas aus ihren Mitteln geliehen hatten, war sogar der einzige Reiz einer gleichmäßigen Schlichtheit und Echtheit verloren gegangen.

* * *

Er sah mit einem schwermüthigen Ausdruck vor sich hin, rief dann den Kellner und ließ sich einen Schoppen Wein bringen.

Ich: Warum wollen Sie nicht von meiner Flasche trinken?

Er: Der ist mir zu schwer. Wie gesagt, ich muß meine nüchterne Stimmung möglichst conservieren. Aber wenn ich an mein verfehltes Leben denke, brennt mir's auf der Zunge, das muß ich zu löschen suchen. Ihr Wohl, verehrter Herr!

Wir stießen mit einander an.

Ich: Am Ende hat es Ihr Schicksal doch nicht so schlecht mit Ihnen gemeint, da es Sie gleich bei der ersten Ausfahrt auf die rasende See des Theaters, die

so viele Opfer verschlingt, schon im Hafen scheitern ließ. Ich zweifle nicht, daß Sie viel Gutes und Schönes zu Stande gebracht hätten. Aber wie Sie mir Ihre geistige Anlage schildern, so gar nicht dazu angethan, mit den Wölfen zu heulen, wären Ihnen in dieser großen Loterie wahrscheinlich auf einen Gewinn fünf Nieten gekommen, und die letzte Resignation hätte Ihnen mehr Herzweh gemacht, als die erste.

Er: Darin haben Sie gewiß Recht. Und doch — wer eine noble Passion treibt, dem ist eben diese die Hauptsache, nicht, was er dabei gewinnt. Es lebt hier ein passionierter Jäger — Sie haben ihn vorhin selbst gesehen, der große Herr mit dem Vollbart bei der Skatparthie — nun, der geht beständig auf die Jagd, und es heißt, daß er froh ist, wenn er im ganzen Jahr drei Hasen und sechs Rebhühner schießt. Aber wozu noch darüber lamentieren? Auch wenn ich immer vorbei geschossen hätte, — auf dem Anstand zu stehen — so hinter den Koulissen —, zu horchen, ob eine Kugel getroffen hat — kurz, das ganze Leben und Treiben bei diesem Geschäft — es hätte mein Blut beständig in Glut und Wallung erhalten.

Na, es war dafür gesorgt, daß es auch so nicht einfrieren konnte.

Vom Theater konnt' ich sobald nicht lassen. Sie wissen, wer einmal tragisches Blut geleckt hat —! Na, da bin ich denn, wenn ich nicht schöpferisch mitthun sollte, unter die Kritiker gegangen.

Ich: Hm! Und das hat Sie befriedigt?

Er: Warum nicht? Erlauben Sie mir die Frage: wie denken Sie von der Kritik? Nicht zum besten, wie mir scheint.

Ich: Je nun, vor einer Institution, die Gott

ſelbſt angeordnet hat, muß man doch wohl Reſpect haben.

Er: Gott ſelbſt?

Ich: Hat er nicht im Paradieſe den Baum der Erkenntniß von Gut und Böſe wachſen laſſen, doch gewiß in der Vorausſicht, daß die erſten Menſchen davon eſſen und ihre Erkenntniß nicht für ſich behalten würden? Nun, und zu der Kritik über Gut und Böſe geſellte ſich naturgemäß doch auch die über Schön und Häßlich, ſo daß die Leute, die, ſo lange die Welt ſteht, ſich einen Beruf daraus gemacht haben, über alles, was künſtleriſch geſchaffen wird, ihre Meinung abzugeben, ſich jedenfalls Kritiker „von Gottes Gnaden“ nennen dürfen.

Er (lachend): Sie ſcherzen. Aber nein, in allem Ernſt: halten Sie den Beruf des Kritikers für überflüſſig?

Ich: Etwas, das aus der menſchlichen Natur hervorgeht, alſo eine nothwendige Function unſeres Organismus iſt, kann doch wohl nicht überflüſſig ſein, und wenn es nur ein nothwendiges Übel wäre. Freilich, Manches iſt ja in der Schöpfung vorhanden, deſſen beſonderen Nutzen wir nicht einſehen. Zuweilen will es mir ſcheinen, als ob der Hauptvortheil der Kritik nur darin beſtehe, daß die Herren Kritiker ihre Meinung loswerden, die ihnen ſonſt wie jede ungehaltene Rede auf die edleren Theile ſchlagen würde, daß ſie alſo ihre Weisheit an den Mann bringen, ihre Galle lüften können. So lange das ohne perſönliche Bosheit geſchieht, ohne Schadenfreude, iſt das ja auch ganz löblich, da es zur Selbſterhaltung dient. Im Übrigen wird der Nutzen der gedruckten äſthetiſchen Urtheile wohl immer in beſcheidenen Grenzen bleiben, die beſte Kritik nicht viel nutzen, die ſchlechteſte nicht viel ſchaden.

Er: Wie? Sie glauben nicht, daß das Publikum ein Interesse daran habe, von einsichtigen Kunstrichtern über Werth und Unwerth einer Novität aufgeklärt, überhaupt ästhetisch erzogen zu werden?

Ich: Gewiß. Das könnte dem verehrten Publikum sehr nützlich sein. Wenn es nur aber überhaupt erziehungs-bedürftig oder -fähig wäre! Was verlangt es aber vom Kritiker? Ein paar Schlagworte, die es in seinen eigenen Äußerungen über ein neues Werk gebrauchen könnte, ein paar weise und überlegen klingende Redensarten, keine allgemeinen Maßstäbe, nach denen sich auch diese Erscheinung messen ließe. Wenn es anders wäre, hätte nicht die Bemühung eines der scharfsinnigsten dramaturgischen Kritiker aller Zeiten eine tiefere Wirkung gehabt und den Geschmack des Theaterpublikums auf lange hinaus gereinigt? So aber ist Lessing die Stimme des Predigers in der Wüste geblieben. Und wer möchte heutzutage Abhandlungen über Stücke und ihre Darsteller im Geschmack der Hamburger Dramaturgie lesen, noch dazu manchmal erst viele Wochen nach der Aufführung? Was das Publikum verlangt, sind jene kleinen, Nachts hingeworfenen Referate, natürlich nach der guten oder schlechten Stimmung des Recensenten gefärbt, und am anderen Tage eine möglichst amüsante, witzige, wenn auch boshafte ausführliche Besprechung. Und da der Kritiker literarischen Ehrgeiz hat, braucht er nicht einmal ein böser Mensch zu sein, um lieber geistreich zu tadeln, als warmherzig zu loben, was ja auch viel schwerer ist und kein Leser ihm sonderlich dankt.

Er: Ja wohl, die Macht, die durch dies Métier oft ganz Unberufenen in die Hände gelegt wird, verdirbt einen Charakter, der nicht streng in sich gefestigt ist. Man muß auch billig sein. Ein Mensch, der bisher gar

nichts bedeutet hat, der von Niemand beachtet worden ist — auf einmal, wenn er Zugang zu einer Zeitung gefunden hat, müssen so und so viel Leute, die Morgens zum Kaffee diese Zeitung lesen, von seinen Meinungen und Urtheilen Notiz nehmen. Ist's ein Wunder, wenn ihm dieser plötzliche Umschwung zu Kopfe steigt, er die Macht, die er nun besitzt, mißbraucht, und Solchen, die vielleicht bisher ihre Überlegenheit ihn haben fühlen lassen, nun seinerseits beweist, daß mit ihm nicht gut Kirschen essen ist? Es ist gar zu verführerisch, sein Müthchen an Wehrlosen zu kühlen. Alfred de Musset hat das so reizend ausgesprochen:

(Und nun deklamierte er mit drolligem Pathos und einem fein sarkastischen Grinsen die Verse:)

Wie süß ist's, Freund, an nichts ein gutes Haar zu lassen!
Ein todtgeborener Geist, der Ohnmacht sich bewußt,
Wie rächt er sich dafür, daß er nichts kann, mit Lust!
Ward ein verdienter Kranz an irgendwen verliehen,
Wie süß, nach Haus zu gehn, die Stiefel auszuziehen,
Den Mann für einen Tropf und Stümper zu erklären
Und über seinen Ruhm ein Tintfaß auszuleeren,
Und steht uns zu Gebot ein dunkles Winkelblatt,
Drin abzuleugnen, was man selbst gesehen hat!
Die höchste Wollust ist die anonyme Lüge.

(Dann, in sich hineinkichernd:) Hahaha! Dem guten Musset scheint ein Recensent bei einem seiner reizenden Proverbes übel mitgespielt zu haben, so daß ihm die Galle überlief und er den Charakterkopf des hämischen Recensenten in seiner ganzen Häßlichkeit aufs Papier warf. Indignatio facit versum. Nun, von der Sorte giebt's Gott sei Dank nur wenige Exemplare. Die Meisten betreiben das Geschäft, wenn sie's nicht bloß, was ja der gewöhnliche Fall ist, ihres Unterhalts wegen thun, in der Überzeugung, damit etwas Nützliches und für die fortschreitende Cultur Unentbehrliches zu leisten, als

Lehrer und Führer ihrer Zeitgenossen, denen sie es schuldig seien, ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Sie würden es für einen Raub halten, wenn sie den Armen am Geist ihre Weisheit vorenthielten. Vor solchen ehrlichen braven Leuten, auch wenn sie sonst das Pulver nicht erfunden hatten, hab' ich immer einen aufrichtigen Respect gefühlt.

Und dann, was sich die hohen Regierungen gefallen lassen müssen, daß der beschränkte Unterthanenverstand ihre Maßregeln sich genauer ansieht, ob sie Hand und Fuß haben, das müssen auch die Herren Dichter hinnehmen, ohne zu murren. Wer da bauet an der Straßen, muß sich von Jedermann meistern lassen, wenn es auch die liebe Eitelkeit kränkt und den Geschmack des Erbauers nicht ändert. Der alte Ariost war ein kluger Mann, der schrieb bekanntlich außen an sein Häuschen in Ferrara, wo ich's selbst gelesen habe:

Klein, doch passend für mich, doch niemand im Wege, doch ohne Schmutz, und mit eigenem Geld hab' ich das Haus doch bezahlt

was in kürzerer Fassung heißt: „Bleibt mir vom Leibe mit eurer Kritik, ihr Gassenjungen!" Meinetwegen also mag die Kritik auf das Publikum wenig Einfluß haben. Aber sollte sie sich nicht um die Darsteller verdient machen können?

Ich: Um die Darsteller? Haben Sie denn je einen Schauspieler gekannt, für den eine Kritik, die ihn nicht energisch lobte, überhaupt vorhanden war? Der nicht in jedem Journalisten einen persönlichen Feind gesehen hätte? Und man kann's den Herren und gar den Damen nicht einmal verdenken. Die Nachwelt flicht ihnen keine Kränze; diejenigen, die ihnen von der Mitwelt zugeworfen werden, sollen wenigstens keine Dornen enthalten. Und dann, selbst wenn sie belehrt sein w o l l-

ten, wie selten können sie sich gute Lehren wirklich zu Nutze machen, als höchstens in äußeren Dingen, falschen Betonungen, schlechten Angewohnheiten? Schon die Auffassung einer Rolle — selbst wenn Alba einsähe, daß er Schrecken einflößen sollte —, die Natur aber hat ihm vielleicht eine zu hohe Stimme und ein sanftes Augenpaar verliehen. Mit dem besten Willen kann er nichts Dämonisches in sein Spiel legen, wie der Herr Kritiker mit Recht verlangt. Und so in hundert Fällen. Nein, lieber Herr, auch die feinen Bemerkungen Lessing's über das Spiel gewisser Mimen waren an diesen verloren. Zuletzt kann Niemand aus seiner Haut und seiner Länge eine Elle zusetzen, so daß es völlig unnütz ist, einem armen Teufel vorzuhalten, daß einem seine Nase nicht gefällt, weil sie zu seiner Rolle nicht paßt.

Er: Auch das will ich Ihnen im Allgemeinen zugeben. Und freilich ist's den Mimen nicht zu verdenken, wenn sie sich höchstens vom Regisseur eine Belehrung gefallen lassen, der doch wenigstens „vom Bau" ist und kein laienhafter Besserwisser. Wenn aber die Kritik für Publikum und Schauspieler unnütz wäre, die Dichter wenigstens sollten doch dankbar sein, einen Menschen zu finden, der es mit ihrem Werk ernst nimmt und es nach wohlbegründeten Maßstäben mißt. Notabene, ich spreche nur von der redlichen und einsichtigen Kritik. Die Mussetschen Neider und Hasser können natürlich nicht in Betracht kommen.

Ich: Redliche und einsichtige Beurtheiler? Ja, wissen Sie nicht und haben's an sich selbst erlebt, wie dünn die gesät sind? Ist es nicht eine Thatsache, daß ein Mensch, der seinen Beruf verfehlt und nur eine Primanerbildung erlangt hat, sich immer noch getraut, dramatischen Dichtern, die längst ihren Platz gefunden

haben, ihre Hefte zu corrigieren, wobei sie sich gewiß meist für „redlich und einsichtig" halten? Wie sagte Voltaire zu einem Dramatiker, der sich über die vernichtende Kritik in einer Zeitung beklagte: Qu'est-ce que c'est qu'un journal? Un journal c'est un jeune homme.

Er (lachend): Gewiß, in neun Fällen von zehn. Aber gleichviel, der zehnte verdient doch gehört zu werden, und wenn Alle schwiegen und nur die blöde Menge ihr Votum abgäbe, wäre dem Autor doch auch nicht damit gedient. Hat nicht Hegel einmal gesagt: Die Strafe ist das Recht des Verbrechers? Nun, auf die Literatur angewendet, mag das heißen: Die Kritik ist das Recht des Autors.

Ich: Glauben Sie aber nicht, daß die meisten, die ein Theaterstück verbrochen haben, wie alle anderen Verbrecher auf dies Recht gern verzichten würden? Denn auch die Zwecke, die der Strafrichter mit seiner Gesetzgebung im Auge hatte: Abschreckung und Besserung, werden so wenig bei den dramaturgischen Verbrechern wie bei den gemeinen erreicht. Jeder thut, was er nicht lassen kann, zumal er in Verlegenheit ist, welchen Weg zur Besserung er einschlagen sollte, da die Rathschläge seiner Erzieher sich oft diametral widersprechen. Und so wird es für den Dramatiker das Klügste sein, nur auf sein eignes Gewissen und die Lehre der großen Meister zu lauschen und nach dem Zeitungsgeschwätz in Betreff seiner redlichen Arbeit überhaupt nicht hinzuhorchen.

Er: Diesen Rath wird doch aber schwerlich Jemand befolgen, dem nicht seine eignen dichterischen Gestalten und was man von ihnen denkt, so gleichgültig sind wie Hekuba. Anfänger nun am wenigsten.

Ich: Jawohl, auch unter meinen längst in Ehren

ergrauten Collegen kenne ich manche, die am Morgen nach einer ersten Aufführung, wo sie über die Mängel ihres Werks durch das Bühnenbild sich belehrt und daneben auch Freude an sich selbst gehabt haben, sich diese Freude nachträglich trüben und verderben lassen, indem sie sämmtliche Zeitungsberichte über ihr Stück lesen. Gewisse schnöde Verunglimpfungen, von Leuten ausgehend, die Grund zur Eifersucht oder sonstigem Mißwollen haben, sind nicht einmal das empfindlichst Schmerzende. Gerade die „redlichen und einsichtigen" Urtheiler können am meisten aufregen, wenn sie offenbar irrige Meinungen aussprechen, Mißverständnisse sogar des bloßen Thatbestandes, die mit zwei Worten zu berichtigen wären. Und diese zwei Worte auszusprechen, verbietet das strenge Herkommen, nach dem ein öffentlich getadelter Autor sich nicht öffentlich rechtfertigen darf, wie es wissenschaftlichen Recensionen gegenüber erlaubt ist. Welchen Nutzen hat also der Dichter von solcher Kritik? Kann er überhaupt selbst einem wohlwollenden Zuschauer zutrauen, über ein Stück, das er nur einmal gesehen hat, vielleicht in einem schauspielerischen Zerrbilde, dennoch besser Bescheid zu wissen, als der Verfasser selbst, der Jahr und Tag mit dem Stoff gerungen und all seine Tiefen und Untiefen kennen gelernt hat? Dem schon bei der Aufführung vollends klar geworden ist, woran es fehlt und aus welchen Gründen? Allerdings — wenn außer dem Votum des Publikums im Theater nichts weiter über eine neue Dichtung verlautete, wär's den Dichtern auch nicht recht; sie wollen's Schwarz auf Weiß haben, wie ihre Leistung gewerthet wird. Als ob irgend ein bedeutendes Werk jemals sofort erkannt und anerkannt würde, gerade das genialste nicht seiner Zeit voraus wäre. Von berühmten Bei-

ſpielen wimmelt's geradezu. Aber auch eine beſcheidene Arbeit, die in der ganzen Perſönlichkeit des Schaffenden wurzelt, wie kann der Autor erwarten, daß ihr Gerechtigkeit widerfahren ſolle, ehe die Zeit dieſer ſeiner Geſammtperſönlichkeit gerecht geworden iſt? Wie viel Mißurtheile bewahrt die Literaturgeſchichte, die nur zu erklären ſind aus der beſchränkten Sehweite des Urtheilenden? Hat nicht ſelbſt Goethe von Heinrich von Kleiſts Dramen einen ſo unzulänglichen ſchiefen Begriff bekommen, weil er das tiefſte Weſen dieſer ungewöhnlichen Erſcheinung nicht aus den Bedingungen ſeiner Zeit und ſeines perſönlichen Schickſals zu deuten wußte? Und der wohlmeinendſte Kritiker, wenn er nicht zu den beſonders erleuchteten gehört, ſollte ſich vermeſſen, ein vielleicht beſcheidenes, aber in ſeiner Eigenart einziges Werk über Nacht richtig zu taxieren, ohne den Maßſtab für die Stellung des Autors zum Geiſt der Zeit überblicken zu können? Wie oft iſt das Unſcheinbare, das vom Prahleriſchen zuerſt in Schatten geſtellt worden, ſpäter zu Ehren gekommen, weil es echt war und das Echte der Nachwelt unverloren bleibt?

Er: Hm! — Ja! — Allerdings. Wenn ich dies alles, ſo wie Sie mir's jetzt vorſtellen, ſchon damals, als ich unter die Kritiker ging, bedacht hätte, wäre mir viel verlorene Liebesmüh erſpart geblieben. Damals aber war meine Theaterpaſſion noch auf ihrer Höhe. Da ich den Muth verloren hatte, auf den Brettern ſelbſt mitzuthun, in ihrem Dunſtkreis mußt' ich doch leben, und wie Sie vorhin geſagt haben: ich mußte den Mund überfließen laſſen von dem, weß mein Herz voll war, oder ich wäre daran erſtickt. So fand ich denn für meine Leidenſchaft allerlei hochklingende Namen. Ich glaubte, eine „Miſſion" zu

haben, dem Verfall des deutschen Theaters entgegenzuarbeiten; die Kritik sei das „ästhetische Gewissen der Nation", und was der schönen Mäntelchen mehr waren, mit denen ich meine Liebhaberei als eine sittliche Pflicht drapierte. Das Eine aber darf ich mir zur Ehre nachsagen, daß das Goethische Wort:

Wer uns am schärfsten kritisiert?
Ein Dilettant, der sich resigniert —

auf mich keine Anwendung fand. Ja es scheint mir nicht einmal im Allgemeinen richtig. Ein Dilettant, der sich *nicht* resigniert, ist der grausamste Höllenrichter, denn er sieht überall Menschen, die ihm im Wege stehen, die er vernichten möchte, um für seine eigenen Erzeugnisse freie Bahn zu haben. Ich dagegen war wirklich nur von dem Streben beseelt, Jedem sein Recht anzuthun und seine Ehre zu geben, und wo sich ein Unbefugter eindrängte, ihm ruhig, ohne boshaften Witz oder heftige Schmähungen die Thür zu weisen.

Damit versah ich's aber weit.

Ich hatte Zugang zu ein paar Zeitungen erhalten, einer, die an dem Ort, wo ich lebte, erschien, und zwei auswärtigen. Die versorgte ich nun mit meinen kritischen Expectorationen. Es war eine größere Stadt, die ein recht bedeutendes Theater hatte. So war mein Geschäft auch ganz angenehm, da ich vornehmlich Gutes anzuerkennen hatte und oft auch gegen den unsicheren Geschmack des Publikums einen Autor in Schutz nehmen konnte. Da aber meine Collegen an den anderen Orten zuweilen minder gutartige Leute waren, erhielt ich von den auswärtigen Redactionen erst Anfragen, dann Ermahnungen, die Feder nicht in Milchsaft zu tauchen, nicht mit pedantischem Raisonnement, das die Leser nur langweile, meine Urtheile *beweisen* zu wollen, son-

dern pikante Feuilletons zu verfassen. Als ich dies nicht über mich bringen konnte, wurde mir gekündigt. Auch in meinem Wohnort selbst beklagte sich der Herausgeber über meine zu wenig gesalzene und gepfefferte Schreibart, und da er Jemand fand, der es besser verstand, das Publikum zu amüsieren, selbst auf Kosten der Wahrheit, so ward ich auch hier verabschiedet.

Ich ging dann fort und versuchte es in anderen Städten — mit dem gleichen Erfolg. Da ich auf Zeitungshonorare nicht angewiesen war — zu dem kleinen ererbten Vermögen kam noch eine Pension, die meine fürstliche Gönnerin trotz der nicht eingetroffenen Hoffnungen auf die Zukunft des Wunderkindes in ihrem Testament mir ausgesetzt hatte — so konnt' ich's mit ansehen, daß ich zu gut war für diese Welt, die die Bretter bedeuten. Ich ließ mich also nicht entmuthigen und hoffte mit Goethe, daß das Gute wachse, wirke, fromme, und daß der Tag des Edlen endlich komme.

Sie werden lachen, verehrter Herr, oder mich jedenfalls für nicht ganz richtig hinter der Stirn halten.

Ich hab's denn auch endlich selbst eingesehen, daß ich gegen Windmühlen kämpfte. Noch einen letzten Versuch macht' ich, indem ich in einer Broschüre einmal mit wissenschaftlichem Ernst und, wie ich glaube, dialektischer Schärfe mich über unser modernes Theater vernehmen ließ. Es war aber gerade der Beginn der neuen Ära, des Real- und Naturalismus, und die ihr angehörten, hatten das Wort in allen Tagesblättern. So fanden sie es zweckmäßig, sich zum Todtschweigen meiner Abhandlung zu verbünden, und ich hatte keinen anderen Erfolg von der Sache, als daß ich die Druckkosten bezahlen mußte.

Über meine Wirksamkeit als öffentlicher drama-

turgiſcher Schriftſteller war ich nun endlich aufgeklärt. Die Theaterpaſſion aber dauerte fort und auch die Empörung über die Unverantwortlichkeit der gewöhnlichen Zeitungskritik. Um nun nicht daran zu erſticken, verfiel ich auf einen ſonderbaren Gedanken, der mir auch eine gute Weile half, meinen Gerechtigkeitsſinn zu befriedigen.

* * *

Er ſchwieg ein wenig, trank den Reſt ſeines Weines aus und ſagte dann: Schwatz' ich Ihnen auch nicht zu viel vor? Vous l'avez voulu! Übrigens bin ich gleich fertig, und wir können den Herrn Oberkellner erlöſen, der ſchlaftrunken dort auf dem Stuhle hin und her ſchwankt. Denn mit drei Worten iſt es geſagt, was ich anfing, nachdem ich als Zeitungsreferent abgewirthſchaftet hatte: ich wurde literariſcher Vehmrichter.

Sie ſehen mich groß an. Aber es iſt wirklich ſo: ich verpflanzte das uralte Amt, heimliche Gerechtigkeit zu üben, wo arge Sünder ſich dem Arm des öffentlichen Gerichts entzogen, auf das Gebiet der Theaterkritik.

Ich lebte damals in Berlin, wo meine früheren Collegen von der Preſſe nicht beſſer und nicht ſchlechter ſind als in anderen großen Städten. Nur durch die größere Menge können ſie zuweilen mehr Unheil ſtiften und ein armes Opfer geradezu erdrücken. Wie ſingt Baſilio?

Und der Arme muß verzagen,
Den Verleumdung hat geſchlagen.
Schuldlos geht er und verachtet
Als ein Ehrenmann zugrund'.

Na, ſo ſchlimm kommt es ſelten. Dafür ſorgt die Concurrenz, denn gegen ſo und ſo viel ungerechte Kri-

tiken machen sich doch auch etliche gerechte geltend. Freilich, da, wie wir wissen, das Publikum einen unwiderstehlichen Hang hat, Hinrichtungen beizuwohnen, sind dergleichen Justizmorde sicher, ohne Appellation vor sich zu gehen, was doch auch nur ein schwacher Trost wäre, wenn der arme Sünder erst zu Ehren kommt, nachdem er ausgelitten hat. Die Hoffnung einer fröhlichen Urständ an anderen Bühnen ist ja gering. Berlin erfreut sich nun einmal der unheilvollen Vorherrschaft im Bereich des Theaters.

Da hielt ich's nun wieder für meine „Mission", ein bischen Nemesis zu spielen, wenigstens den ungerechten Richtern, deren Sentenzen ich freilich nicht umstoßen konnte, ans Gewissen zu schlagen, falls sie ein solches noch besaßen.

Ich verfolgte die Kritik in sämmtlichen größeren Zeitungen. Wo ich auf die Besprechung eines neuen Stückes stieß, das ungerechter Weise, wie mir's vorkam, mit schnöden Witzen verrissen wurde, verfaßt' ich einen Vehmbrief an den Recensenten, in dem ich ihm sein Unrecht in ernstem, aber gemäßigtem Tone vorhielt. Ich wolle ihn nicht bewußter Verleugnung der Wahrheit zeihen, nur der Leichtfertigkeit. Denn eines so geringen Maßes von ästhetischem Verständniß, daß er wirklich nicht erkannt hätte, wie unzutreffend sein Urtheil gewesen, könne ich einen so geistvollen ꝛc. Mann der Feder nicht fähig halten.

Nicht wahr, der alte Idealist tauchte auch in der Maske des wirklichen geheimen Vehmrichters wieder auf? Ich konnte ja wissen, daß ein Journalist, qui se respecte, anonyme Zuschriften unbesehens in den Papierkorb wirft. „Nicht einmal gelesen!" hätte ich mir mit Gräfin Orsina sagen sollen, und hatte ja selbst Briefe von namen-

losen Schreibern stets mit äußerster Verachtung behandelt. Was hätte aber mein völlig unbekannter Name zum Erfolg meines Unternehmens beitragen können? Und ich enthielt mich ja auch aller Schmähungen und Verdächtigungen, mit denen anonyme Briefschreiber sonst um sich zu werfen pflegen. Meine Proteste waren rein sachlich gehalten. Aber freilich, was kommt es Leuten auf Sachlichkeit an, die nur persönlichen Motiven folgen, wenigstens von ihrer eigenen Person die Meinung haben, daß sie unfehlbar sei?!

Daß ich einen sonderlichen Erfolg von meiner geheimen Justiz, eine Besserung der Sünder wenigstens erreicht hätte, konnte ich nicht bemerken. Indessen war ich zufrieden, wenn der Gewissensbiß wenigstens im Stillen gesessen hatte, und für mich selbst war's ein Gewinn, mein Herz erleichtert zu haben, pour acquit de conscience.

Ein paar Jahre — ja, denken Sie! wirklich so lange! — trieb ich dies Handwerk, das nicht einmal einen goldenen Boden hatte, wie das der öffentlichen Ankläger und Vertheidiger. Was für causes célèbres sind mir nicht alles vorgekommen! Auch um ein paar Dramen von Ihnen habe ich mir auf diese Weise ein verschwiegenes Verdienst erworben. (Ich verbeugte mich.) Manchmal freilich, wenn's einer gar zu bunt machte, hatte ich große Mühe, meinen Grimm zu zügeln. Ich beneidete dann meine Collegen von der richtigen alten Vehme, die mit einem von ihr verurtheilten Schuft kurzen Prozeß machten und ihn einfach aufhängen oder ihm das Messer in die Brust stoßen ließen. Ich schrieb dann nur in etwas schärferer Tonart und spickte meine Diatribe mit etlichen blutigen Sarkasmen.

Daß durch das dicke Fell, das die Herren sich an-

gegerbt hatten, keiner meiner eleganten Pfeile durchdringen würde, konnte ich mir allerdings sagen.

Da aber ereignete sich etwas, das der ganzen menschenfreundlichen Thätigkeit ein Ende machte.

Eine junge Schauspielerin, die auf einem Vorstadttheater ihre ersten Schritte that, war mir von ihrer Mutter, einer alten Freundin aus meiner eigenen Novizenzeit, empfohlen worden, ein liebes, sanftes Kind, eine rechte Unschuld vom Lande, doch mit allerlei Gaben von der Natur ausgestattet, die sie für naive Rollen ausnehmend befähigten. Dazu ein früher Theaterinstinkt, der die besten Hoffnungen erweckte.

Sie gefiel auch gleich bei ihrem ersten Auftreten, in der Presse wurde sie aufmunternd behandelt, ein Kritiker vollends, der sonst der unnachsichtigste war, floß von Lob und Entzücken über, so daß ich ihm vieles abbat, was er bei mir auf dem Kerbholz hatte, und sehr glücklich an die Mutter über ihr Töchterlein schrieb.

Das dauerte etwa eine Woche, dann verdunkelte sich die Sonne der Gunst — jener Recensent bedauerte, daß er sich zu einem so vortheilhaften Urtheil habe fortreißen lassen, und schlug in das volle Gegentheil um, indem er an dieser „neuen Hoffnung der deutschen Bühne" kein gutes Haar ließ und ihre anmuthigen Backfischmanieren als schnöde Mätzchen verhöhnte.

Das arme Kind suchte mich auf und klagte mir mit vielen Thränen sein Leid. Gedachter Herr habe sich ihr genähert und sie seiner ferneren Protection versichert, falls sie sich ein bischen liebenswürdig gegen ihn betrage, so daß sie Mühe gehabt habe, ihm ihren Abscheu nicht in voller Stärke zu zeigen. Da sei er wüthend von ihr gegangen.

Ich tröstete sie, so gut ich konnte, war aber inner-

lich so empört, daß ich diesmal alle Besonnenheit verlor. Am nämlichen Abend nach dem Theater, wo das Publikum zum ersten Mal meinen Schützling kalt empfangen hatte, traf ich im Café auf den Feind und warf ihm, da er sich an meinen Tisch setzen wollte, ohne mich zu kennen, seine ganze Niedertracht ins Gesicht. Er wollte mich erst als einen Menschen, der nicht ganz richtig im Kopfe sei, abschütteln, ich hielt ihm aber sein Betragen ganz unverblümt mit so klaren, scharfen Worten vor, daß alle Anwesenden meine Partei nahmen und ihm nichts übrig blieb, als mich einen Lügner und Verleumder zu nennen, der wohl guten Grund habe, sich zum Ritter dieser gekränkten Unschuld aufzuwerfen, und den er mit den Waffen in der Hand mores lehren werde.

Das Duell fand am zweiten Tage statt. Das Gottesurtheil fiel nicht ganz zu meinen Gunsten aus, indem ich eine Kugel in den rechten Arm erhielt, die meine Hand lähmte, so daß ich darauf verzichten mußte, noch ferner die Feder zu führen. Nun, wenn auch nicht eigenhändig, auch durch ein dictiertes Wort hätte ich hin und wieder mitreden können. Ich war's aber ein für allemal satt geworden. Ihm jedoch ging es noch schlimmer. Ich hatte die Genugthuung, daß ich ihm für alle Zeit das Spiel verdarb, indem ich durch eine wohlgezielte Kugel ihn außer Stand setzte, junge Künstlerinnen für seine Protection sich jemals wieder tributpflichtig zu machen.

* * *

Er lachte schadenfroh in sich hinein und sagte dann: Meine Laufbahn als Vehmrichter war damit zu Ende. Ich hatte sechs Wochen den Arm in der Binde zu tragen

und konnte mit der linken Hand nur mühsam meinen Namen kritzeln. Nach Mehr verlangte mich hinfort auch nicht. Wie Don Quixote, da er von seiner hochherzigen Narrheit geheilt worden war, hatte ich eingesehen, daß die Windmühlen der Recensenten stärker sind, als meine und jedes anderen Mannes Stahlfeder. So möge denn das Verderben seinen Gang gehen. Hier, in meiner geliebten Vaterstadt, wohin ich mich zurückgezogen, bin ich gegen jeden Rückfall in die unglückliche Theaterpassion gefeit. In unserm Localblatt spielen die alten und neuesten Dramen, die Schicksale ihrer Verfasser und Darsteller keine Rolle, und in die anderen paar Zeitungen, die hier im Hôtel gehalten werden, blicke ich nie hinein. So lebe ich in meinem friedlichen otium sine indignatione und kritisiere höchstens einmal einen controversen Fall im Skat. Aber so ganz ist die alte Liebe nicht eingerostet. Die Tage sind lang. Man kann auch, so hübsch die Umgegend unseres weltfremden Nestes ist, nicht beständig spazieren gehen. Wissen Sie, Verehrtester, womit ich mir die Zeit vertreibe?

Ich versicherte, keine Ahnung zu haben.

Er: Ich lerne Griechisch, das heißt, ich lerne es wieder, nachdem ich es seit der Prima so ziemlich ausgeschwitzt habe. Aber zu welchem Zweck, das werden Sie sich nicht träumen lassen: um den Aristophanes im Original zu lesen.

Ich: Gerade den?

Er: Ja, nachdem ich auch den drei großen Tragikern wieder nachgegangen war. Aber so herrlich sie sind, an den „ungezogenen Liebling der Grazien" reicht mir keiner. Die Droysen'sche Übersetzung ist ja vortrefflich, ich konnte mich aber nicht damit begnügen, ich mußte ihn in seiner Muttersprache reden hören, und wirklich

iſt meine Bewunderung für ihn noch gewachſen. In ihm finde ich alles, was die verehrten Modernen ſich einbilden erfunden zu haben: den glänzendſten Realismus, die ungebundenſte ſinnliche Friſche, eine grenzenloſe Actualität, und zu dem allen etwas, das den Heutigen völlig verſagt iſt: einen poetiſchen Zauber, einen Reiz der Form, die mit dem Schwerſten nur zu ſpielen ſcheint, und die himmliſchſte Heiterkeit bei aller Bosheit, der ſelbſt die Getroffenen und Verwundeten nicht gram ſein konnten, wenn ſie nur einen Funken Humor beſaßen. Ja damals, da war's noch eine Luſt ins Theater zu gehen, und was man genoſſen hatte, wurde einem nicht am anderen Morgen verbittert durch eine einfältige oder hämiſche Kritik. Denn in Athen gab es Gott ſei Dank! noch keine Zeitungen, in denen ein vorwitziger Ephebe, wie der damalige jeune homme hieß, dem alten Dichter wohlweiſe vorhalten konnte, worin er gefehlt habe und wie er's hätte machen ſollen.

Ich: Dafür beſorgten die Collegen ſelbſt untereinander die Kritik. Ihr Liebling Ariſtophanes hat bekanntlich dem Euripides faſt noch übler mitgeſpielt, als es jetzt dem feindſeligſten „Dilettanten, der ſich reſigniert", erlaubt wäre. Und doch hat er ihm nichts anhaben können, da ſich die Volksſtimme für den ſo blutig verhöhnten Tragiker entſchied. Darauf wird es denn wohl auch heutzutage ankommen, ſo daß man das ganze kritiſche Weſen und gelegentliche Unweſen nicht allzu tragiſch nehmen ſollte.

UNIV. OF MICHIGAN,

MAR 27 1913

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Gesammelte Werke von Paul Heyse

36 Bände. Jeder Band ist einzeln, geheftet zu 3 M. 50 Pfg., in Leinwand gebunden zu 4 M. 50 Pfg., zu beziehen

Die Gesammelten Werke Paul Heyses enthalten in sechsunddreißig Bänden folgendes:

Erster Band. **Gedichte.** 8. Auflage. Mit einem Bildniß

Zweiter Band. **Novellen in Versen, I.** 5. Auflage

Urica.
Margherita Spoletina.
Die Brüder.
Idyllen von Sorrent.
Die Furie.
Rafael.
Michelangelo Buonarotti.
König und Priester.
Thekla.
Die Madonna im Ölwald.
Der Traumgott.

Dritter Band. **Novellen in Versen, II.** 5. Auflage

Die Braut von Cypern.
Syritha.
Die Hochzeitsreise an den Walchensee.
Schlechte Gesellschaft (Fragment)
Das Feenkind.
Der Salamander.
Liebeszauber.

Vierter Band. **Novellen, I.** 9. Auflage

L'Arrabbiata.
Anfang und Ende.
Marion.
Am Tiberufer.
Erkenne dich selbst.
Das Bild der Mutter.
Im Grafenschloß.
Unheilbar.

Fünfter Band. **Novellen, II.** 7. Auflage

Das Mädchen von Treppi.
Die Blinden.
Maria Francisca.
Barbarossa.
Die Reise nach dem Glück.
Andrea Delfin.
Der Weinhüter.

Sechster Band. **Novellen, III.** 6. Auflage

Die Einsamen.
Der Kreisrichter.
Die kleine Mama.
Kleopatra.
Die Wittwe von Pisa.
Der Kinder Sünde der Väter Fluch.
Die Pfadfinderin.

Siebenter Band. **Novellen, IV.** 6. Auflage

Die beiden Schwestern.
Franz Alzeyer.
Helene Morten.
Geoffroy und Garcinde.
Das schöne Käthchen.
Lorenz und Lore.
Der letzte Centaur.
Lottka.
Auferstanden.

ört, daß ich diesm
ämlichen Abend n
zum ersten Mal m
te, traf ich im Caf
sich an meinen Ti
, seine ganze Nie
ch erst als einen Me
opfe sei, abschütteln
ganz unverblümt m
daß alle Anwesend
nichts übrig blieb, a
nder zu nennen, der
n Ritter dieser gekränk
n er mit den Waffen

s Duell fand am zweite
l fiel nicht ganz zu m
ne Kugel in den rechte
lähmte, so daß ich dar
r die Feder zu führen
nhändig, auch durch ein
und wieder mitreden kö
allemal satt geworden.
immer. Ich hatte die
alle Zeit das Spiel ver
hlgezielte Kugel ihn auße
innen für seine Protectio
lichtig zu machen.

*

Er lachte schadenfroh in
Meine Laufbahn als Vehm
Ich hatte sechs Wochen den

der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

tmelte Werke von Paul Heyse

Jeder Band ist einzeln, geheftet zu 3 M. 50 Pfg., inwand gebunden zu 4 M. 50 Pfg., zu beziehen

sammelten Werke Paul Heyses enthalten in sechsund- nden folgendes:

and. **Gedichte.** 8. Auflage. Mit einem Bildniß

Band. **Novellen in Versen, I.** 5. Auflage

Rafael.
ita Spoletina. Michelangelo Buonarotti.
der. König und Priester.
von Sorrent. Thekla.
ie. Die Madonna im Ölwald.
Der Traumgott.

Band. **Novellen in Versen, II.** 5. Auflage

ut von Cypern. Schlechte Gesellschaft (Fragment)
Das Feenkind.
ızeitsreise an den Der Salamander.
:nsee. Liebeszauber.

Band. **Novellen, I.** 9. Auflage

iata. Erkenne dich selbst.
ınd Ende. Das Bild der Mutter.
Im Grafenschloß.
rufer. Unheilbar.

Band. **Novellen, II.** 7. Auflage

ɔchen von Treppi. Barbarossa.
:den. Die Reise nach dem Glück.
rancisca. Andrea Delfin.
Der Weinhüter.

Band. **Novellen, III.** 6. Auflage

amen. Die Wittwe von Pisa.
srichter. Der Kinder Sünde der Väter
e Mama. Fluch.
:. Die Pfadfinderin.

r Band. **Novellen, IV.** 6. Auflage

:n Schwestern. Das schöne Käthchen.
zeyer. Lorenz und Lore.
lorten. Der letzte Centaur.
und Garcinde. Lottka.
Auferstanden.

Achter Band. **Novellen, V.** 6. Auflage

Annina. Beatrice.
Mutter und Kind. Am todten See.
Vetter Gabriel. Auf der Alm.
Die Stickerin von Treviso. Ein Abenteuer.
Der verlorene Sohn.

Neunter Band. **Dramen, I.** 2. Auflage

Die Sabinerinnen. Maria Moroni.
Meleager. Die Pfälzer in Irland.
Hadrian. Die Göttin der Vernunft.

Zehnter Band. **Dramen, II.** 2. Auflage

Elisabeth Charlotte. Hans Lange.
Ludwig der Baier. Colberg.

Elfter und zwölfter Band (Neue Serie I/II)

Kinder der Welt. Roman. Zwei Bände. 21. Auflage

Dreizehnter und vierzehnter Band (Neue Serie III/IV)

Im Paradiese. Roman. Zwei Bände. 13. Auflage

Fünfzehnter Band (Neue Serie V). **Novellen, VI.** 3. Aufl.

Er soll dein Herr sein. Die Tochter der Excellenz.
Judith Stern. Die Kaiserin von Spinetta.
Das Ding an sich. Zwei Gefangene.
Beppe der Sternseher.

Sechzehnter Band (Neue Serie VI). **Novellen, VII.** 3. Auflage

Jorinde. Ein Märtyrer der Phantasie.
Getreu bis in den Tod. Nerina.
Die ungarische Gräfin. Das Seeweib.
Die Frau Marchesa.

Siebzehnter Band (Neue Serie VII). **Novellen, VIII.**

Frau von F. Die Hexe vom Corso.
Die talentvolle Mutter. Der lahme Engel.
Romulusenkel. Die Rache der Vizgräfin.
Der verkaufte Gesang.

Achtzehnter Band (Neue Serie VIII). **Novellen, IX.** 2. Auflage

Die Dichterin von Carcassonne. Das Glück von Rothenburg.
Ehre über Alles. Die Eselin.
Der Mönch von Montaudon. Getheiltes Herz.
Unvergeßbare Worte.